

Hägendörfer Jahrringe 1995

Bilder einer Gemeinde
und ihrer Bewohner
aus Vergangenheit und Gegenwart

Hägendörfer Jahrringe 1995

Heft 3
erarbeitet und herausgegeben
von Hans A. Sigrist

Alle Rechte vorbehalten
© Copyright by Redaktionsschluss: Hans A. Sigrist, 1995
Produktion: Habegger AG, Derendingen
Grafische Gestaltung: Josef Rippstein, Grafiker SGD
und Eduard Faerber, Gestalter SGD, Hägendorf

Inhalt

Dieses Heft wurde mit Unterstützung der folgenden Institutionen und Firmen publiziert:

Lotteriefonds des Kantons Solothurn
Einwohnergemeinde Hägendorf
Bürgergemeinde Hägendorf
Römisch-katholische Kirchgemeinde Hägendorf-Rickenbach
Evangelisch-reformierte Kirchgemeinde Olten

Roland Hans, Basler Versicherungsgesellschaft, Hägendorf
Garage Bobnar AG, Hägendorf
Kurt Bracher, Sanitär-Heizung-Spenglerei, Hägendorf
Ceramo AG, keramische Wand- und Bodenbeläge, Hägendorf
Urs Dolder, Industrie- und Nutzfahrzeugzubehör, Hägendorf
Dormet Dörfliger Metallwaren AG, Hägendorf
Elektra Untergäu, Kappel
Euroflor Handelscentrum, Hägendorf
Flora Gartenbau, Hägendorf
Rolf Flück, Architekturbüro, Hägendorf
Fürst-Elektro AG, Hägendorf
Paul Gross, Treuhand- und Revisionspraxis, Hägendorf
Tony Güller AG, Töpfereibedarf, Industrieofenbau, Hägendorf
Habegger AG Druck und Verlag, Derendingen
Häfeli-Elektro, Hägendorf
Hänggi Metallbau AG, Hägendorf
Walter Vogel, Helvetia-Versicherung, Hägendorf
Arnold Kamber AG, Hoch- und Tiefbau, Hägendorf
Walter Lehmann, Transporte, Hägendorf
Peter Müller, Mechanische Werkstätte, Hägendorf
Fridolin Murpf, Lagerhaus und Transporte, Hägendorf
Fritz Neuhaus, Büro für Architektur, Hägendorf
Raiffeisenbank Hägendorf-Rickenbach
Sabag Hägendorf AG, Bäder-Küchen-Platten
Scherrer AG, Teppiche und Bodenbeläge, Hägendorf
Solothurner Handelsbank, Hägendorf
Stratec Medical, Hägendorf
Albert Studer, Handlung, Hägendorf
H. P. Studer Architektur und Bauleitung, Hägendorf
Ruedi Studer & Co., Heizung und Sanitär, Hägendorf
Textil Agentur Gehrig, Hägendorf
Urbana AG Hägendorf, Komponenten für Kälte und Klimaanlagen
Fritz Vögeli, Bäckerei-Konditorei, Hägendorf
Vogt Strassenbau AG, Hägendorf
Zibatra Beteiligungen AG, Rickenbach

Dank

Das vorliegende dritte Heft der Hägendörfer Jahrringe ist im Konzept und in der Aufmachung identisch mit den beiden vorangegangenen Ausgaben von 1986 und 1990. Eigentlich dürfte man annehmen, die dabei gesammelten Erfahrungen würden die Herausgabe dieses neuen Heftes erleichtern. Doch dem war nicht so. Ein Redaktionsausschuss, der neben der Themenwahl und der Suche nach Autoren vor allem die Ressorts Finanzen, Firmenporträts und Sekretariat betreuen sollte, liess sich nicht bilden. Zudem traf der im Kanton und in den Gemeinden einsetzende Spardruck im Herbst 1994 auch die Hägendörfer Jahrringe 1995. Obwohl namhafte finanzielle Beiträge des kantonalen Lotteriefonds, der Bürgergemeinde und der römisch-katholischen Kirchgemeinde bereits zugesichert waren, beschloss die Finanzkommission der Einwohnergemeinde Hägendorf am 20. Oktober 1994, auf die Herausgabe der Jahrringe im Jahre 1995 aus Spargründen zu verzichten. Eine Einsprache blieb erfolglos. Das Ausscheiden der bisher grössten Geldgeberin, der Einwohnergemeinde, schien die Publikation des dritten Heftes zu verunmöglichen.
Es ist der Initiative von Einwohnergemeindepräsident Hugo von Arx zu verdanken, dass Sie, geschätzte Leserinnen und Leser, dieses Heft nun doch in Händen halten. Unterstützt von Gemeindeschreiber Max Rötheli suchte er bei den ortsansässigen Firmen um finanzielle Beiträge nach und holte zusammen mit mir Firmenporträts ein. Viele Handels-, Gewerbe-, Industrie- und Dienstleistungsbetriebe unterstützten unser Vorhaben in so grosszügiger Weise, dass der Einwohnergemeinderat am 29. Mai 1995 einem nun wesentlich kleineren Kreditbegehren zustimmen und grünes Licht für Herstellung und Druck der Hägendörfer Jahrringe 1995 geben konnte.
Von der Planung bis zum Erscheinen dieses Heftes steckt Arbeit. Viele Köpfe, viele Hände haben zum Gelingen beigetragen. Den Autorinnen und Autoren, den Behörden und Gemeindeangestellten, den Gönnern, dem Grafikerteam und den Druckern danke ich herzlich für ihren grossen Einsatz.

Hans A. Sigrist

Geleitwort

Das positive Echo auf die beiden bisherigen Hefte der Hägendörfer Jahrringe hat Hans A. Sigrist bewogen, seine heimatkundlichen Forschungen weiter zu vertiefen. Nun legen er und seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter einen neuen Band vor, der eine Fülle von interessanten Begebenheiten aus der Geschichte und dem aktuellen Leben meiner Heimatgemeinde enthält. Dafür gebührt Hans A. Sigrist ein herzlicher Dank.

Wir erfahren in diesem Heft unter anderem vom verheerenden Unwetter im Jahre 1926, von der Auswanderung vieler Familien im letzten Jahrhundert, von der Herkunft der Hägendörfer Familie Kellerhals, von der Römischen Badeanlage auf dem Thalacker-Hubel, von den Hägendörfer Vereinsfahnen und von den Bauvorhaben am «Kreuzplatz» und im Dorfzentrum. Dazu erhalten wir Einblick in die Tätigkeit der Bürgergemeinde und der Kirchgemeinden.

Dieser bunte Strauss von Beiträgen zeigt uns, wie reichhaltig das Leben in Hägendorf ist und welch grosse Veränderungen dieses Dorf in den letzten Jahrzehnten durchgemacht hat. Wenn man das Telefonverzeichnis konsultiert, stellt man fest, dass neben den bekannten Hägendörfer Geschlechtern wie Studer, Moser, Vögeli, Borner, Kamber, Flury, Kellerhals, Kissling, Nünlist und Rötheli, auch viele Mitmenschen aus andern Gemeinden und Kantonen und aus dem Ausland hier heimisch geworden sind. Für diese Mitbürgerinnen und Mitbürger, die vielfach aus einem andern Kulturkreis stammen, vermitteln die Hägendörfer Jahrringe einen lebendigen Einblick in das Leben dieser Dorfgemeinschaft und tragen dazu bei, dass diese Menschen in ihrem neuen Wirkungskreis besser verwurzelt werden.

Ich wünsche, dass dieses dritte Heft der Hägendörfer Jahrringe Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, eine anregende Lektüre bieten werde.

Alfred Rötheli

Hans A. Sigrist

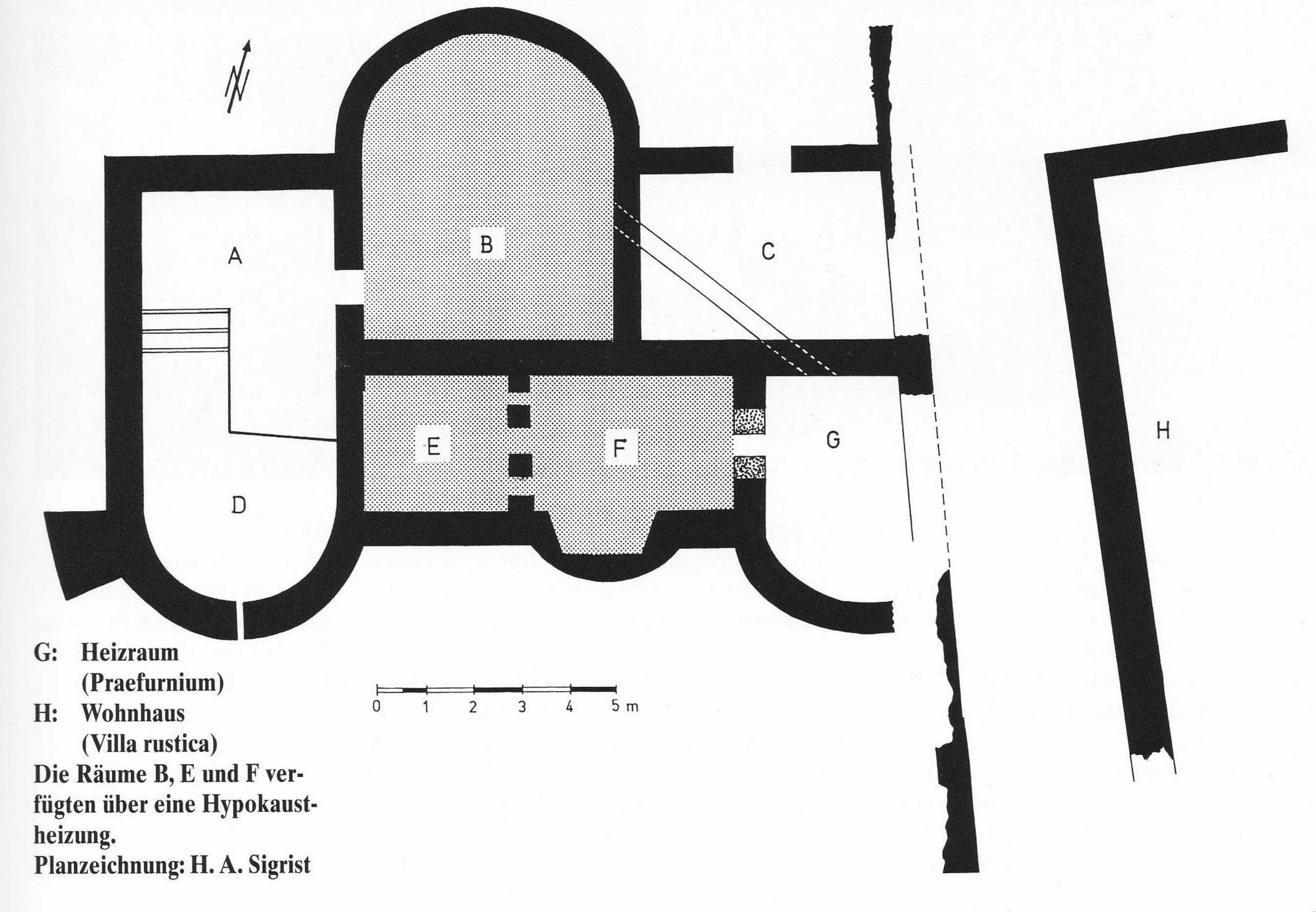
Die römische Badeanlage auf dem Thalacker-Hubel

Grundriss der römischen Badeanlage auf dem Thalackerhubel. Kantonsarchäologe Ernst Müller deutete die Befunde vorläufig wie folgt:
A: Kaltbad (Frigidarium)
B: Lauwarmes Bad (Tepidarium)
C: Auskleideraum (Apodyterium)
D: Kaltes Schwimmbecken
E/F: Warmbad (Caldarium)

Am 29. März 1963 meldete Walter Borner, Lehrer in Hägendorf, der Kommission für Altertümer, dass bei Sondierarbeiten für den Bau eines Schulhauses im Thalacker Fragmente römischer Ziegel und Mauerreste zum Vorschein gekommen seien. Diese Entdeckung kam nicht unerwartet. Im Gebiet westlich der Thalackermulde, im Grundbuch «Kreuzfeld» genannt, waren bereits 1881 und 1905 römische Ansiedlungsreste gefunden worden. Während des 1. Weltkrieges stiess man beim Schützengrabenbau auf dem «Thalacker-Hubel», wie das betreffende Gebiet auch genannt wurde, wiederum auf bauliche Überreste, die Fachleute als «Villa rustica» identifizierten. Zudem hatte man dort auch schon römische Münzen gefunden.

Ausgrabung unter Zeitdruck

Auf Walter Borners Meldung erschien noch am gleichen Tag der Kantonsarchäologe Ernst Müller. Das Resultat eines von ihm angeordneten Kreuzschnittes zur Sondie-



G: Heizraum (Praefurnium)
H: Wohnhaus (Villa rustica)
Die Räume B, E und F verfügten über eine Hypokaustheizung.
Planzeichnung: H. A. Sigrist

rung der Fundstelle war so vielversprechend, dass er eine systematische Grabung ins Auge fasste. Die Zeit drängte allerdings, denn schon in wenigen Monaten, im Herbst 1963, sollte auf dem Grabungsareal mit dem Bau der Schulanlage Thalacker begonnen werden. Doch vor Beginn archäologischer Untersuchungen musste das Vorhaben finanziell abgesichert sein. Ende August bewilligte der Regierungsrat einen Kredit von 4000 Franken. Der erste Eintrag im Grabungsprotokoll des Kantonsarchäologen lautet:

6. 9. 1963 M
Grabungsbeginn.
Max Kissling, Handlanger bei Firma A. Kamber, Hägendorf.
Hangendes wird abgetragen.
Ich suche die NW-Ecke, N-Mauer, Verzweigung nach S und Ecke an Rundung…

Interessante Funde

Als die Grabungsarbeiten am 6. Dezember 1963 eingestellt werden mussten, waren die Mauerreste einer römischen Badeanlage freigelegt. Im Protokoll sind die vielen Kleinfunde vermerkt: Fragmente von Leistenziegeln, von Amphoren, Reibschalen, Krügen, Suspensuraplatten, Tubuli usw. Dazu kamen Hypokaustpfeilerchen, Nägel, Sandstein- und Juramarmorplatten und immer wieder Verputzstücke mit bunter Streifen- und Pflanzenmalerei.

Zweite Grabungskampagne

Da im Herbst 1964 die Projektierung des Schulhauses Thalacker noch immer nicht abgeschlossen war, nahm Ernst Müller am 2. Oktober die Grabungsarbeiten wieder auf. Er protokollierte: … *Im verflossenen Winter ist viel Material von den Wänden los gekommen. Zudem haben … spielende Kinder viel zerstört, vor allem im Raum B die Hypokaustpfeilerchen und im Raum A die Marmorbodenplatten. … Roman Auer hat auf eigene Faust im Sommer gegraben … Fragmente eines Tubulus hat er zu einer vollständigen Röhre zusammengesetzt …*
Mit einigen Unterbrüchen konnte bis am 18. Dezember 1964 gearbeitet werden. Da-



Abb. 2
Vom Frigidarium im Bildhintergrund (Raum A) führten drei Stufen in das Kaltwasser-Bassin vorne (Raum D).
Foto: E. Müller

bei legten Ernst Müller und seine Helfer einzelne Räume frei und untersuchten deren Funktion und Verbindung zueinander. Wichtigste Entdeckung dieser Grabungskampagne waren Teile eines Heizkanals und eine im Raum C gefundene Münze des Marc Aurelius Caesar (159–160 n. Chr.).

Geld und Zeit werden knapp

Nachdem die Bürgergemeinde Hägendorf bereits im Februar 1964 500 Franken an die Grabungskosten beigesteuert hatte, bewilligte die Einwohnergemeinde den gleichen Betrag, allerdings erst im Dezember 1964. Gleichzeitig teilte sie Müller mit, dass die Ausgrabung gemäss neuem Projekt der Sportanlage des Schulhauses weichen müsse. Voraussichtlicher Baubeginn sei das Frühjahr 1965. Doch schon damals beanspruchte das Realisieren eines öffentlichen Bauwerks ungewöhnlich viel Zeit…

Von September bis November 1965 gingen die Grabungsarbeiten weiter. Dabei wurde ein weiterer Raum (F) des römischen Bades freigelegt. Er war mit einer Hypokaustheizung versehen und besass im Süden eine runde Ausbuchtung, die wahrscheinlich eine gesonderte Badewanne enthalten hatte. Der Heizkanal zum folgenden Raum (G) ist mit einem Sandsteingewölbe überdeckt.

Endspurt

1966 begann der Schulhausbau in der Thalackermulde. Bald würden Traxschaufeln das Sportplatzareal und die dort gelegene Grabungsstelle aufwühlen. Trotz Zeitdruck und Finanzierungsschwierigkeiten wurde ab Ende August wieder gegraben, vermessen, fotografiert, dokumentiert. Teile des Hauptgebäudes und einer Umfassungsmauer konnten noch festgestellt werden. Doch es zeigte sich, dass die östliche Be-

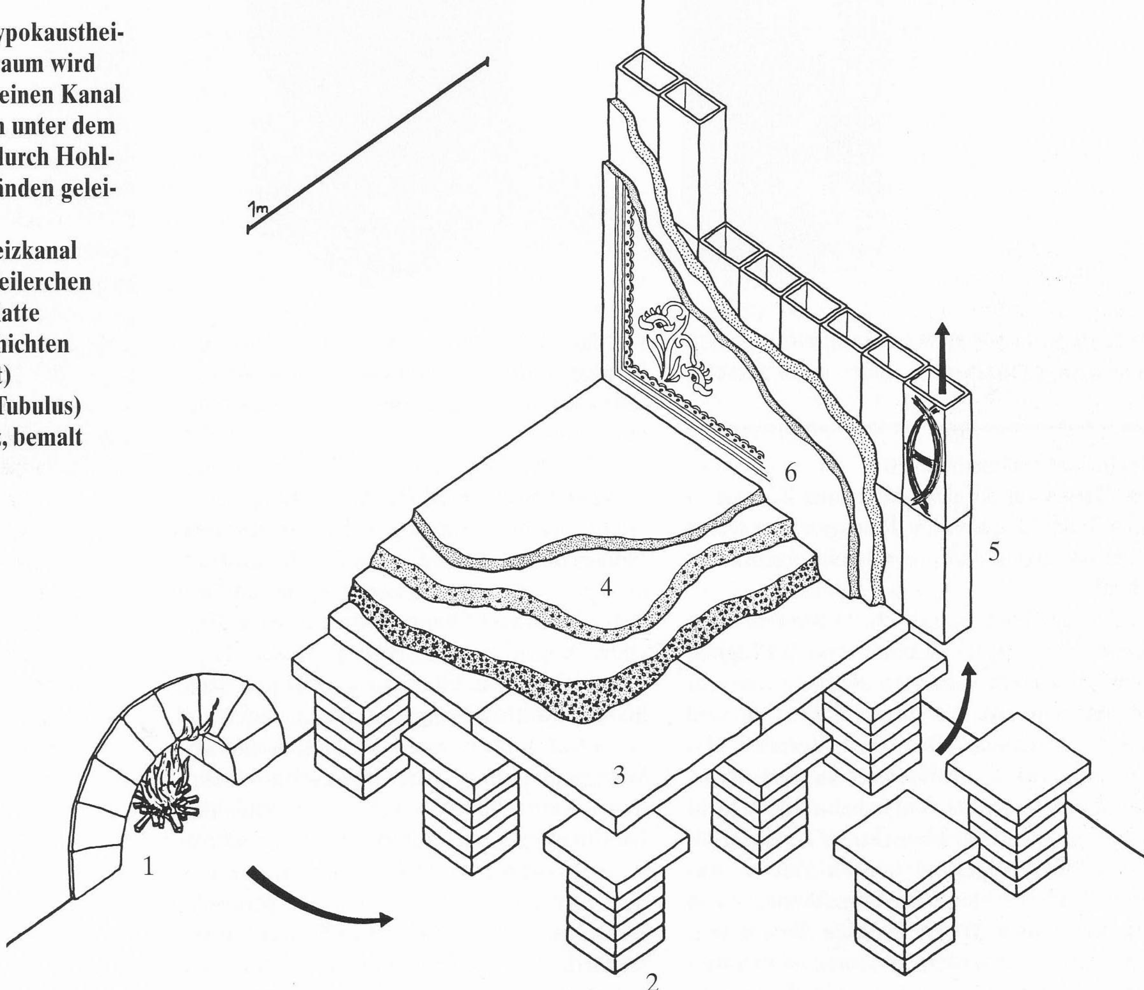


Abb. 3
Schema einer Hypokaustheizung: Vom Heizraum wird Warmluft durch einen Kanal in den Hohlraum unter dem Fussboden und durch Hohlziegel an den Wänden geleitet.
1 Heizraum/Heizkanal
2 Hypokaustpfeilerchen
3 Suspensuraplatte
4 Fussbodenschichten (Ziegelschrot)
5 Hohlziegel (Tubulus)
6 Wandverputz, bemalt



Abb. 4
Zwei Tubuli, Stücke aus dem Fundinventar der Thalacker-Ausgrabung.
Foto: Jürg Stauffer, Solothurn

grenzung der römischen Anlage durch den Schützengrabenbau im Jahre 1916 zerstört

Römisches Badevergnügen

Das Baden hatte bei vermögenden Römern in allen Teilen des riesigen Reiches einen festen Platz im Tagesablauf; es war ein eigentliches Ritual:
Im Apodyterium (C s. Abb. 1) legte der Badende seine Kleider ab und betrat das Tepidarium. In diesem geheizten Raum wärmte er sich an, rieb sich mit Öl und Salben ein und nahm ein Laubad. Vor dem Betreten des Caldariums (E/F) schlüpfte er in Holzschuhe, um sich die Füsse auf dem heissen Boden nicht zu verbrennen. Hier planschte er eine Viertelstunde oder länger im heissen Wasser. Anschliessend tauchte er im Frigidarium (A) in das mit kaltem Wasser gefüllte Bassin (D). Nach dieser Abkühlung erwärmte er sich wieder im Laubad und kehrte angeblich wie neugeboren in den Ankleideraum zurück.
Das in Küche und Bad der Villa rustica auf dem Thalacker-Hubel benötigte Wasser fassten die Römer bestimmt im nördlichen Teil der äusserst nassen Thalackermulde und leiteten es dem westlichen Muldenrand entlang zu den Gebäuden.

worden war. Am 29. November 1966, bei Schneegestöber, arbeiteten Ernst Müller und Gerhard Vögeli ein letztes Mal. Hier endet das Protokoll.

Keine wissenschaftliche Auswertung

Nichts mehr erinnert an die Ausgrabung. Der «Thalackerhubel» wurde zur Sportanlage planiert. Dort wo Ernst Müller und mit ihm die Lehrer Walter Borner, Mina Bracher, Arnold Gloor, Walter Moser, Jean-Pierre Stephani, Gerhard Vögeli und viele Schüler während vier Jahren gearbeitet und geforscht hatten, befindet sich heute die Weitsprunganlage. Aus unbekannten Gründen – wahrscheinlich wegen Personal- und Geldmangel – unterblieb eine wissenschaftliche Auswertung der Grabung. So werden wir wohl nie erfahren, wann die römische Anlage entstanden war, welche Bedeutung sie hatte, wer sie bewohnte und wann und unter welchen Umständen sie schliesslich aufgegeben wurde. Die Kleinfunde aus dem Thalacker sind säuberlich numeriert im Keller der Kantons-Archäologie in Solothurn eingelagert. Die dort archivierten Pläne, Skizzen, Fotos und Dias sowie das Grabungsprotokoll und Müllers Thalacker-Korrespondenz dienten als Quellen für diesen Artikel.

Jürg Roth

VVH und die Tüfelsschlucht 1926

Der Verkehrs- und Verschönerungsverein Hägendorf VVH und der Wiederaufbau der Anlagen in der Tüfelsschlucht nach dem Unwetter vom 22. Juni 1926



Abb. 1
Mit der Felsinschrift in der Tüfelsschlucht «Dem eifrigen Förderer der Schlucht / Adolf Kissling / 1856–1916» dankte der VVH seinem Gründungsmitglied und ersten Präsidenten.

Im «Oltner Tagblatt» vom 14. Oktober 1902 lesen wir über die Gründung des Verkehrs- und Verschönerungsvereins Hägendorf: «Die Gründung des Verkehrs- und Verschönerungsvereins hat den Zweck, in der hiesigen Bevölkerung den Sinn für die Schönheiten der heimatlichen Natur zu wecken und durch entsprechende Anlagen nach Kräften zur Geltung zu bringen. Insbesondere stellt er sich zur Aufgabe, die Weganlagen durch die Teufelsschlucht in seine Obhut zu nehmen, deren Unterhalt und zweckmässige Ausgestaltung zu fördern und den Interessen des Verkehrs dienstbar zu machen.»

Der minimale Jahresbeitrag von 1 Franken habe bewirkt, dass bereits eine grössere Anzahl von Naturfreunden den Beitritt erklärt und damit ihre Sympathie für das begonnene Werk bewiesen hätte.

Als erster Präsident des VVH wirkte Adolf Kissling. An sein selbstloses Engagement erinnert eine Tafel in der Teufelsschlucht. Auch die revidierten Statuten vom 24. März 1928 nennen als Hauptaufgabe des Vereins den Unterhalt der Weganlagen durch die Schlucht.

Ein Werbetext, der leider nicht datiert werden kann, zeigt deutlich, wie sehr auch die leitenden Männer des VVH noch vom Naturbild der Romantik geprägt waren, wie sehr sie aber auch an «ihrer» Teufelsschlucht hingen und in ihr ein einmaliges Naturwunder erblickten.

Die erwähnte Statutenrevision fand ungefähr zwei Jahre nach dem furchtbaren Unwetter vom 22. Juni 1926 statt, einem Ereignis, das den Idealismus und das Beharrungsvermögen des Vereins, seines Vorstands und seiner Mitglieder, auf eine echte Probe stellen sollte.

Das furchtbare Gewitter vom 10 000-Ritter-Tag

Die Unwetter vom 22. Juni 1926 müssen bei der Bevölkerung der betroffenen Gebiete in den Kantonen Solothurn und Baselland Angst und Panik hervorgerufen haben. Vielen Menschen erschien es, als sei die Sintflut über sie hereingebrochen.

Albin Fringeli schreibt im «Schwarzbueb» vom Jahre 1927, dass das Katastrophengebiet 80 km² umfasst habe und auf dieses Gebiet 56 Mio. Hektoliter Wasser niedergeprasselt seien. Auf dem Allerheiligenberg habe man am 22. Juli 1926 eine Niederschlagsmenge von 99 mm je Quadratmeter gemessen, und in bedauerndem Tone fährt er fort: «Kein Wunder, dass all die schönen Brückenanlagen in der Hägendörfer Teufelsschlucht vom Wasser geraubt wurden.»

Die Verwüstungen im Dorf sind bereits von Ida Grimm in den «Hängendorfer Jahrringen 1986» beschrieben worden. Wir halten uns an die Berichte im «Oltner Tagblatt» vom 23. und 24. Juni 1926, die unter den Titeln «Wassernot im Gäu» und «Von der Wetterkatastrophe in Hägendorf» die apokalyptischen Ereignisse zusammenfassen: «Gestern Dienstagnachmittag ging über unsere Jurahöhen ein fürchterlicher Wolkenbruch. Etwas nach halb drei Uhr stieg unser Dorfbach innert 5 Minuten um ganze 3 Meter und hielt sich eine Stunde lang auf der gleichen Höhe, alles beiderseits dem Bache überschwemmend. Bald ertönten die Feuerhörner und riefen die Feuerwehr zur Hilfeleistung. Aus einem Hause mussten die Leute mit Leitern gerettet werden. Die Feuerwehr suchte mit eigener Lebensgefahr dem Wasser Abläufe zu geben. Gegen die Teufelsschlucht, wo das Bachbett noch eng ist, sieht es trostlos aus, ebenso

sind sämtliche Häuser im Dorf, welche sich in der Nähe des Baches befinden, stark beschädigt. Im Dorf bei der Schmiede stürzte ein Teil der Dorfbrücke ein. Drei Personen fielen dabei in den Bach und konnten nur mit grösster Mühe gerettet werden. Der eigentliche Schaden an Häusern, Gärten und Feldern kann erst nach dem Verlaufe des Wassers geschätzt werden. Das war ein schlimmer 10 000-Ritter-Tag.»
Einige Menschen retteten buchstäblich ihr nacktes Leben vor den Fluten, so auch Baumeister A. Kamber, der dem sicheren Tod nur entrinnen konnte, indem er 200 Meter vor seinem Haus mit dem Auto gegen eine Halde fuhr.
Danach wendet sich der Berichterstatter der Teufelsschlucht zu und fragt sich, wie es dort wohl aussehe. Er antwortet niedergeschlagen: «So mag sie vor einigen tausend Jahren ausgesehen haben. Weg und Steg sind weggeschwemmt. Hier müssen der Schweiz. Juraverein und sonstige Naturfreunde durch grössere Beiträge mithelfen, dass sie wieder begangen werden kann, sonst bleibt sie in Schutt und Trümmern begraben.»

«Mit unsicheren Aussichten, aber mit froher Zuversicht»: Bemühungen um den Wiederaufbau der Weganlagen

Die Katastrophe lähmte die Bevölkerung unseres Dorfes keineswegs, obwohl man ihr dies nicht hätte verargen können, und es ist bewundernswert, mit welchem Mut und welcher Tatkraft der Wiederaufbau begonnen wurde.
Der Verschönerungsverein befasste sich mit der gänzlich zerstörten Schlucht an einer Vorstandssitzung vom 1. Juli 1926, also nur zehn Tage nach dem Unglück, und beschloss mit der Wiederherstellung sofort zu beginnen. Der engere Vorstand wurde beauftragt, mit Baumeister Plüss «am Sonntag, 4. Juli 1926, eine Exkursion in die Schlucht zu machen und von Plüss eine ungefähre Kostenberechnung zu verlangen für die Herstellung bis zur ersten Thalsperre». Über die Beschaffung der finanziellen Mittel machten sich die Vorstandsmitglieder ebenfalls erste Gedanken. Die Werbeaktion sollte möglichst breit abgestützt werden. Der Aktuar erhielt den Auftrag, «mit einem Bittschreiben an verschiedene Verkehrs- und Verschönerungsvereine zu gelangen». Der Schweizerische Juraverein sollte ebenfalls um Hilfe gebeten werden, und schliesslich plante man «in ca. 20–25 grösseren Zeitungen der Schweiz kurze Notizen in gleichem Sinne» erscheinen zu lassen.
Der Hägendörfer Dichter Bernhard Moser verfasste einen flammenden Aufruf und appellierte an die Solidarität und die freundeidgenössische Gesinnung der Bevölkerung in der näheren und weiteren Umgebung. Dieser Aufruf verdient es, in vollem Wortlaut wiedergegeben zu werden. Wir entnehmen ihn dem «Oltner Tagblatt» vom 10. Juli 1926.
«Die Natur spricht ihr eigenes Wort, wir Menschen verstehen sie erst, wenn wir uns selbst verstehen. So mag es denn gekommen sein, dass alljährlich Abertausende froher und in sich gekehrter Wanderer die wechselnde Romantik der Teufelsschlucht aufsuchten, sich hier über einen brodelnden Abgrund tragen liessen, dort, an übernachteten Flühwülsten vorbei, sich einer naturhaften Technik bewusst wurden, die nur da auf Hindernisse zu stossen schien, wo es keine mehr gab. Aber das musste so sein, gerade durch die selbstverständliche Flucht, mit der alle Wege und Stege, jeder Brunnen und jeder Quell den schweigenden Frieden zu erdauern wussten, umrauschte uns hier nicht nur der fünfundzwanzigjährige Fleiss menschlicher Tatkraft, sondern auch jene lächelnde Einfalt gestalteter Natur. Das war die ‹Teufelsschlucht› von Hägendorf: die den Jurabergen abgelauschte Melodie des Schönen.
Und heute? Schon die Frage nach dem Chaos ist Sünde! Wir wollen nicht hadern, wenn auch der 22. Juni 1926 – dieser Schreckjubel der Naturgewalt – uns einhämmern möchte, dass es keine ‹Teufelsschlucht› mehr gäbe. Was denn? Ein baumumstandener Steinbruch, durch den ein Bergbach fliesst, der keine Stege mehr trägt! Der lieber unter gefällten Riesentannen und ausgezerrten Hocherlen hindurch, im ausgefransten Wurzelwerk versiebt, als wüsste er um sein Verbrechen. Dieses Bächlein – dieser Riese!
Der Verkehrs- und Verschönerungsverein Hägendorf beschloss an seiner stattgehabten Generalversammlung, die Teufelsschlucht wieder in eine ‹Teufelsschlucht›



Abb. 2
Im Dorf zerstörte das Hochwasser unter anderem auch einen Teil der Brücke bei der Schmiede (heute Laden der Metzgerei Gehrig).

zu gestalten. Dass das nur mit der Hilfe weiterer Kreise und unter Aufbietung aller Mittel der beteiligten Gemeinde möglich ist, leuchtet ohne weiteres ein, wenn wir vernehmen, dass eine vorläufige Kostenberechnung auf ca. Fr. 20 000 veranschlagt wird.
An Euch, verehrte Mitschweizer, an Euch, liebe Naturfreunde und Jurawanderer gelangt dieser Verein mit der Bitte um Unterstützung seiner uneigennützigen Bestrebungen. Helft mit, diesen Edelstein der Naturschönheit seinem verschütteten Grabe zu entreissen! Fühlt mit, was abseits des Alltags, abseits der zielstrebenden Fahrstrasse in den Waldesgründen lebt und webt, und vergesst nicht, dass der 22. Juni nur dann ein Siegestag der freundeidgenössischen Gesinnung bleibt, wenn Ihr den schwer heimgesuchten Brüdern uneigennützig zur Seite steht. Nehmt unseren Dank; den Dank der Tat!»

Kässchen für freiwillige Gaben

Der Erfolg solcher Appelle war auch damals schon zweifelhaft, und einem Brief der Redaktion der «National-Zeitung» an den VVH vom 3. Mai 1927 entnehmen wir, dass die Artikel in der Presse keinerlei Erfolg zeitigten. Redaktor R. Amstutz drückt sein Bedauern aus und schreibt: «Leider kann ich Ihnen auf Ihr Schreiben keinen besonders guten Rat erteilen, sondern muss konstatieren, dass ein Aufruf, den wir selber gebracht hatten vor einigen Monaten, einfach keinen Erfolg erzielte, sodass wir nicht noch einmal vor das Publikum treten können, das uns jenes Mal einfach im Stich liess. Vielleicht könnten Sie aber noch an die basellandschäftlichen Blätter in Liestal (Landschäftler und Basellandschaftliche Zeitung) gelangen, eventuell auch Kässchen für freiwillige Gaben aufstellen, auch Kässchen vielleicht in den von Baslern besuchten Hotels Langenbrucks. Der Rest liesse sich dann vielleicht durch ein zu amortisierendes Anleihen, wofür nur einige hundert Franken pro Jahr aufgebracht werden müssten, decken.»
Solche Ratschläge brachten den VVH nicht weiter, denn er hatte bereits selbst solche Überlegungen angestellt. Es blieb also



Abb. 3
In der Schlucht verwüstete das Wasser Wege, Brücken und sogar die grosse Talsperre.
Foto: Otto Studer†, Lehrer

nichts anderes übrig, als in der ganzen Nordwestschweiz Bettelbriefe zu verschicken und «auf dem Circularweg», wie es in einem Bericht vom 3.6.1927 heisst, die notwendigen Mittel zu beschaffen.

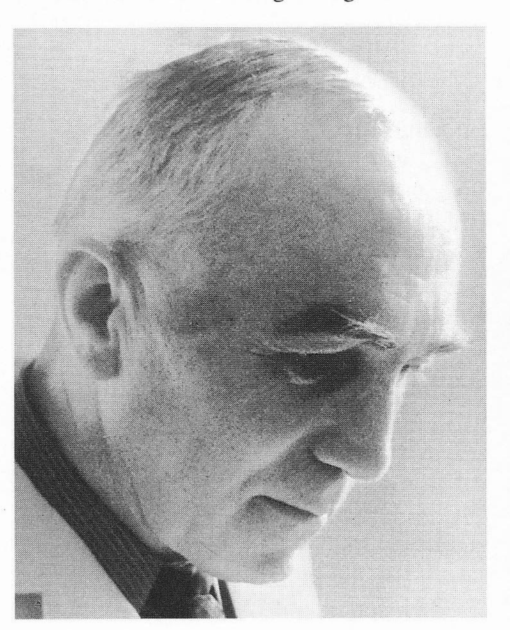
Der Kanton hilft

Die Solothurner Regierung liess ihre Mitbürger nicht im Stich und leistete nach Möglichkeit finanzielle und technische Hilfe. Der Regierungsrat hatte sich schon wenige Tage nach dem Unwetter nach Hägendorf begeben, «um den verwüsteten Dorfteil sowie die Schlucht zu besichtigen». Aber erst im Laufe des Monats Februar 1927 lud das Baudepartement «die Vertreter des Vereins (des VVH) zur Audienz nach Solothurn ein». Fritz Stutz schreibt in seinem Bericht vom 3. Juni 1927: «Es zeigte sich dort sofort die Bereitwilligkeit des kantonalen Baudirektors Rudolf von Arx, der Schluchtrenovation die Unterstützung der Regierung in Aussicht zu stellen ...» Tatsächlich fand Ende Februar eine Sitzung aller Beteiligten, d.h. der Vertreter der Gemeinde Hägendorf, der Delegierten des VVH und des Schweizerischen Juravereins, im Restaurant «Schaad» in Hägendorf statt. Den Vorsitz führte der kantonale Baudirektor. Anwesend war ebenfalls Forstingenieur Siebenmann, ein technischer Beamter des Baudepartements, der ein generelles Projekt für die Renovation samt Kostenvoranschlag im Betrag von 20000 Franken vorlegte. Der Vertreter der Solothurner Regierung sicherte eine Subvention von 4000 Franken zu.

Weitere Gelder sind nötig

Da klaffte also noch eine grosse Lücke in der Finanzierung des Wiederaufbaus. Der VVH konnte nicht untätig bleiben. Der leitende Ausschuss entschloss sich also, einen Aufruf zu verfassen, der die Bedeutung der Teufelsschlucht für die Gemeinde Hägendorf und für die weitere Umgebung unterstreichen und auf die absolute Notwendigkeit eines Wiederaufbaus hinweisen sollte. Dr. Fritz Stutz schreibt: «...; zur Sicherung der nötigen Geldmittel gelangte man vorerst an alle Interessenten, also an die Geschäftsinhaber von Hägendorf und der be-

nachbarten Ortschaften, sowie an diejenigen von Olten, sodann aber auch an alle Freunde unseres schönen Jura.» Drei Mitglieder des Ausschusses versandten über hundert Briefe, zudem persönliche Schreiben an die Gemeindebehörden von Olten, Hägendorf und Langenbruck sowie an die basellandschaftliche Regierung.



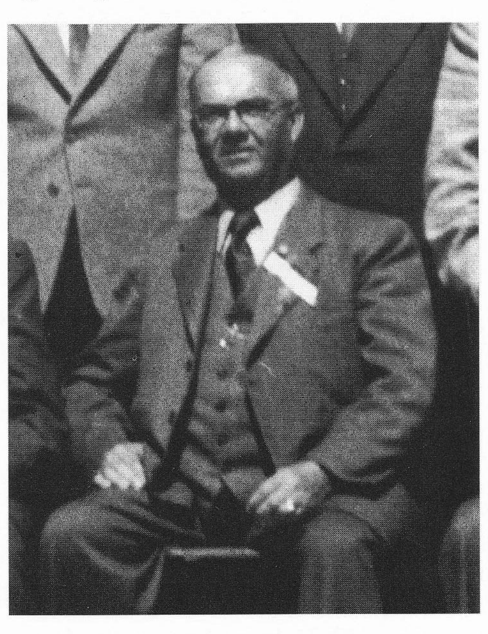


Abb. 4
Der Liestaler Arzt Dr. Fritz Stutz leitete die Solothurner Tuberkulose-Heilstätte Allerheiligenberg von 1915 bis 1933. Als VVH-Aktuar engagierte er sich insbesondere für die Beschaffung von Geldmitteln zur Instandstellung der Schlucht.
Abb. 5
Eugen Bloch, Lehrer, präsidierte den VVH zur Zeit der Zerstörung und des Wiederaufbaus der Schluchtanlagen.

Erfreuliches Ergebnis der Sammelaktion

Dr. Fritz Stutz zieht in seinem Bericht auf jeden Fall eine positive Bilanz der «Bettelkampagne»: «Es zeigte sich bald, dass die Bestrebungen des Vereins allgemeine Sympathie fanden, und manches Scherflein floss von unerwarteten Gebern.» Folgende Spenderliste im «Oltner Tagblatt» vom 28. Juni 1927 beweist das erfreuliche Echo, das der Hilferuf des VVH weitherum fand: «Gemeindekasse Langenthal Fr. 300.– / Gemeindeverwaltung Schönenwerd Fr. 200.– / Kurverein Langenbruck Fr. 145.– / Elektrizitätswerke Olten-Aarburg Fr. 100.– / Gemeindeverwaltung Langenbruck Fr. 100.– / Nussbaumer z. «Gwidem» Fr. 100.– / Frau Schaad z. «Eisenbahn» Fr. 100.– / Wirteverein Gäu Fr. 50.– / F. Flury z. «Tell» H. Fr. 50.– / Dettwiler z. «Ochsen» Langenbruck Fr. 50.– / Frau Grieder z. «Bären» Langenbruck Fr. 50.– / Brauereiverband Bern-Solothurn Fr. 50.– / Korbwarenfabrik von Arx, Egerkingen Fr. 30.– / VV Zofingen Fr. 30.– / Jecker «Schloss Bechburg» Fr. 30.– /Bäckerei Blum H. Fr. 30.– / Bäckerei Rippstein H. Fr. 30.– / Bäckerei Brechbühler H. Fr. 30.– / Metzgerei Häfeli H. 20.– / Konkordia Hägendorf Fr. 20.– / Genossenschaftsbank Olten Fr. 20.– / Möbelhandlung Lang, Olten Fr. 20.– / Aktienbrauerei, Depot Trimbach Fr. 20.– / Rötheli Gärtnermeister H. Fr. 10.– / A. von Arx, Bijouterie, Olten Fr. 10.– / Restaurant «Hammer», Egerkingen Fr. 10.– / Aeschbacher, Photograph, Olten Fr. 10.– / E. Bloch, Malermeister, Olten Fr. 10.– / Konditorei Altermatt, Olten Fr. 5.– / Eisenhandlung Meyer, Olten Fr. 5.– / Häusler-Zepf, Olten Fr. 5.–.»
Die Idealisten des VVH bekamen aber auch abschlägigen Bescheid. Die Baselbieter Regierung beispielsweise wollte keinen Beitrag leisten und begründete dies im Beschluss 1021 vom 18. März 1927 folgendermassen: «Mit Rücksicht auf die durch die Hochwasser-Katastrophe erwachsenen Aufgaben und die im Kanton selbst zu bewältigenden Restaurationsmassnahmen ist der Regierungsrat leider nicht in der Lage, dem Gesuche zu entsprechen.» Ein Teil der Baukosten, ungefähr 5000 Franken, blieb also weiterhin ungedeckt.

Umfangreiche Projektierung

Am 15. Februar 1927 lässt Dr. Fritz Stutz im «Oltner Tagblatt» verlauten: «Sobald die Witterung es erlaubt, soll mit den Renovationsarbeiten begonnen werden, so dass auf den Sommer der Verkehr wieder ungehindert vor sich gehen kann.»

Vorerst waren aber umfangreiche planerische Arbeiten nötig. Bereits am 11. Januar 1927 hatte Kreisförster Siebenmann seinen technischen Bericht fertiggestellt. Im allgemeinen Teil seines Projektes liefert Siebenmann eine Bestandesaufnahme: «Durch das Hochwasser vom 22. Juni 1926 wurde auch der Fussweg durch die Teufelsschlucht in Mitleidenschaft gezogen und zum Grossteil zerstört oder doch schwer beschädigt. Stellenweise ist die Schlucht auch bei mässigem Wasserstand unpassierbar geworden.»

Tatsächlich war die Situation niederschmetternd. Die reparaturbedürftige Strecke umfasste total 1820 Laufmeter, davon mussten 860 Meter neu erstellt und 236 Meter neu überschottert werden. 6 eiserne Brücken blieben unbeschädigt, 4 lagen im Bach. 3 eiserne und 8 hölzerne Brücken sowie 72 Meter eiserne Längsstege, die das Hochwasser weggefegt hatte, sollten wieder instand gestellt werden. Zudem waren das Bachbett und die Ufer stark ausgewaschen worden, und Siebenmann befürchtete dadurch «weitere Veränderungen durch Auffüllung hinter den Talsperren». Er empfahl den Bau von Mauern auf einer Länge von ungefähr 312 Metern. An verschiedenen Stellen, wo nur das Bachbett und die glatte Felswand zum «Durchpass» zur Verfügung standen, blieb nur die Möglichkeit, den Weg über eiserne Stege längs des Felsens zu führen.

Im speziellen Teil ging Kreisförster Siebenmann auf die Einzelheiten der vorgesehenen Arbeiten ein. Für die Neuanlage des Weges wünschte er erodiertes Material, das im Bachbett zur Genüge vorhanden war, zu verwenden. Das Tracé sollte an gewissen Stellen ganz neu angelegt werden, so dass auf 64 Metern Länge kleinere Felssprengungen unumgänglich waren. Erwähnenswert ist noch der Preis, den Siebenmann für die Kosten je Laufmeter einsetzte. Nach seiner Meinung genügten Fr. 5.– vollauf. Die Trockenmauern zur Sicherung des Weges, ungefähr 355 m^3, machten mit Fr. 10 000.– rund die Hälfte der Bausumme aus. Ein Teil davon diente sowohl der Verbauung als auch dem Fussweg, was Siebenmann zur Bemerkung veranlasste, dass sich deshalb auch die Einwohnergemeinde und der Staat an den Kosten beteiligen sollten.

Der Bau der hölzernen Brücken gab zu keinen näheren Erklärungen Anlass, da ihre Konstruktion ganz einfach war. Nur nahm Siebenmann in seinem Voranschlag an, dass die Bürgergemeinde das Bauholz kostenlos zur Verfügung stelle. Alle Eisenteile sollten mindestens zweimal mit grauer Farbe gestrichen und so vor Rost geschützt werden.

Die gesamten Kosten verteilten sich wie folgt:

Erstellung des Wegkörpers	Fr. 4 664.–
Mauerwerke	Fr. 10 055.–
Eiserne Brücken	Fr. 2 159.70
Holzbrücken	Fr. 295.–
Eiserne Längsstege	Fr. 3 889.80
Geländer	Fr. 440.–
Anstrich	Fr. 500.–
Unvorhergesehenes	Fr. 996.50
Total	Fr. 23 000.–

Vertrag mit Forstingenieur Burki

Die Bauaufsicht übertrug der VVH dem Solothurner Forstingenieur Edmund Burki. Er schloss mit ihm am 27. Mai 1927 einen entsprechenden Vertrag. Der Bauleiter sollte vorab «mit allen Kräften dahin wirken, dass sämtliche Arbeiten sachgemäss und so wenig kostspielig als möglich ausgeführt werden». Er musste die Regiearbeit leiten und kontrollieren, den Wegkörper profilieren und die Arbeitszeit notieren. Im weiteren beauftragte man ihn mit dem Abstecken der Mauern und der Kontrolle der Eisenkonstruktionen. Selbstverständlich hatte er über alles genau Buch zu führen und während der Zeit, da wichtige und schwierige Arbeiten auszuführen waren, täglich anwesend zu sein. Der VVH entschädigte Burki für seine Leistungen mit einem Taglohn von Fr. 15.– und für den Halbtag mit Fr. 9.–.

Beginn der Renovationsarbeiten

Die Arbeiten schrieb man auf Anraten von Kreisförster Siebenmann im «Gäu-Anzeiger» aus. Die Baumeister Kamber und Plüss sowie die Schmiedemeister Hänggi und Kamber reichten Angebote ein. Der Vorstand prüfte die Eingaben zusammen mit Burki und «schlug die Arbeit diesen Unternehmern je zur Hälfte zu». Die Malerarbeiten teilte man nicht, weil es sich um

einen recht geringen Betrag handelte, und sprach sie «dem langjährigen treuen Mitglied des Vereins, Malermeister Rupp», zu.
Wegen schlechten Wetters verzögerte sich die Aufnahme der Bauarbeiten um einige Tage. Am 10. Mai 1927 war es aber dann doch soweit, dass die Regiearbeiten in Angriff genommen werden konnten. 9 bis 10 Männer arbeiteten anfangs auf der Baustelle. Ihre Aufgabe bestand darin, die gänzlich zerstörten Weganlagen neu zu erstellen. Die Unternehmer begannen am Eingang der Schlucht mit der Erneuerung zerstörter oder weggerissener Mauerpartien.
Es zeigte sich bald, dass man das Projekt von Kreisförster Siebenmann in gewissen Teilen den Gegebenheiten im Gelände anpassen musste. Anstelle von Mauern entschied man sich oberhalb der ersten Talsperre und oberhalb der Kasse für die Errichtung eines Eisenstegs. Dies erschien sicherer und zweckmässiger. Während des Heuet trat eine unangenehme Verzögerung ein, weil die in der Schlucht in Regie eingesetzten Männer nun auf ihren Feldern arbeiteten. Zudem verunmöglichte einsetzendes Regenwetter zeitweise die Maurerarbeiten. Um voranzukommen, sah sich die Bauleitung gezwungen, bei den Unternehmern Arbeitskräfte auszuleihen, was natürlich teurer war. Die Mehrkosten beliefen sich auf Fr. 1831.05.
Am 12. Juli 1927 waren die Arbeiten in der unteren Schlucht beendet. In der oberen Schlucht erneuerte man noch sämtliche Holzstege und schotterte sie ein. Im Bachbett hemmten noch alte Eisenteile, Holz und störendes Geschiebe den Wasserlauf. Diese Hindernisse wurden ebenfalls entfernt. Endlich setzte man noch Bänke und Wegweiser neu. Alle diese Massnahmen verteuerten die Renovation erheblich. Burkis definitive Abrechnung wies Aufwendungen von Fr. 27 081.40 aus. Dies waren 4000 Franken mehr als vorgesehen.

Positive Bilanz des Bauleiters

Das Resultat konnte sich dennoch sehen lassen, und der Bauleiter war mit dem Erreichten sehr zufrieden: «Zum Schluss kann gesagt werden, dass die Bauarbeiten in der Teufelsschlucht trotz einiger Schwierigkeiten einen guten Verlauf nahmen. Obschon die Leute oft an gefährlichen Stellen arbeiteten, ereigneten sich keine ernstlichen Unfälle. Die ausgeführten Bauwerke sind solide erstellt worden, die aus der Abrechnung ersichtlichen Mehrkosten sind begründet durch solide und gründliche Arbeit. Die neu erstellten Weganlagen in der Teufelsschlucht zeigen dem Besucher die rege Tätigkeit des VVH und werden – Katastrophen ausgenommen, denen gegenüber der Mensch teilweise machtlos ist – auf lange Zeit hinaus bestehen und ihrem idealen Zweck dienen.»

Schwierigkeiten mit den Unternehmern

Es entsteht der Eindruck, dass die Zusammenarbeit zwischen dem VVH, den Behörden, der Bauleitung und den Unternehmern während der ganzen Phase des Wiederaufbaus sehr harmonisch gewesen sei. Dem war leider nicht ganz so.
In seinem Brief vom 5. September 1927 schreibt Kreisförster Siebenmann dem Präsidenten des VVH, Lehrer Eugen Bloch: «Die Rechnungen der verschiedenen Unternehmer hat Herr Burki nachgeprüft, und nach Korrektion verschiedener Rechnungsfehler bleibt noch verschiedenes zu beanstanden.» So bemängelte er den Preis für das Legen der Bretter, taxierte die Rechnungen für die Flacheisen und die Wegweiser als zu hoch und war auch mit den Ansätzen für die Malerarbeiten nicht zufrieden. Er schlug eine Sitzung mit den Unternehmern vor, um die Abrechnungen zu besprechen. Diese fand am 23. September 1927 im Restaurant zur «Teufelsschlucht» statt und scheint in allen Punkten Klarheit geschaffen zu haben.

Weitere Bemühungen um die Finanzierung

Nun blieb noch das schwierige Problem der Finanzierung zu lösen. Die Einwohnergemeinde und die Bürgergemeinde hatten wohl ihre Beiträge geleistet, ebenso hatte sich der Kanton recht grosszügig gezeigt, trotzdem fehlten immer noch ungefähr 6000 Franken, um alle Kosten decken zu können. An einer Vorstandssitzung vom 3. Juni 1927 hatte man sich bereits Gedanken darüber gemacht, wie man das Loch stopfen könnte. Man beschloss, «beim titl. Bürgergemeinderat vorstellig zu werden zwecks Überlassung eines Betrages von ca. 5000 Frs. zu möglichst billigem Zinse. Als Sicherheit leisten die Mitglieder Herr Präsident Bloch, Herr Dr. med. Fritz Stutz,

Herr Gotthard Rötheli, Herr O. Kellerhals und H. Mathys solidarisch Bürgschaft. Vicepräsident Herr Gottl. Borner übernimmt das schwierige Amt des Bittstellers bei vorgenanntem Rate, was entsprechend gewürdigt und ihm bestens verdankt wird». Der Bürgergemeinderat bewilligte das Gesuch des VVH, und im Protokoll der Vorstandssitzung vom 7. Oktober lesen wir, «dass das Anleihen von Frs. 6000 von der Bürgergemeinde bewilligt wurde, und zwar unter einer Aufstellung einer Vorschrift für die Amortisationsquoten, die vom 3. Jahre hinweg zu leisten sind. Die ersten 2 Jahre sind unbelastet, damit der Verein die übrigen Verpflichtungen regeln kann».
Der rührige Kreisförster Siebenmann seinerseits hatte das kantonale Baudepartement veranlasst, einen Extrazuschuss von 1000 Franken an die Bachverbauungen zu leisten. Der VVH beabsichtigte nach Eingang der definitiven Abrechnungen die Kantonsregierung nochmals um einen Beitrag aus der Sammlung für die Wassergeschädigten zu bitten, denn es dürfe wohl mit Fug und Recht behauptet werden, dass mit der Herstellung der Schlucht nicht nur der Gemeinde Hägendorf und Umgebung, sondern dem gesamten Solothurner Volk ein Dienst erwiesen worden sei.
Jedenfalls sah man die Zukunft schon etwas rosiger. Dr. Fritz Stutz schreibt: «Auf alle Fälle sieht der Vorstand trotz der momentanen finanziellen Belastung getrost in die Zukunft. Gemeinsame Arbeit und festes Zusammenhalten werden auch hier zum Ziele führen.»

Verringerte Schuldenlast

Am 13. März 1928 befasste sich der leitende Ausschuss des VVH nochmals mit der finanziellen Situation rund um die Wiederherstellung der Teufelsschlucht. Die Schulden hatten sich beträchtlich verringert, betrugen aber immer noch 1700 Franken. Man wollte sich ein letztes Mal um einen Beitrag des Schweizerischen Juravereins bemühen, und Propagandachef Herrmann Vögeli erklärte sich bereit, «bei den ihm bekannten Geschäftsfirmen in Olten vorstellig zu werden betreffs finanzieller Unterstützung unseres Werkes. Er hofft auf guten Erfolg, annehmend bei Bekanntgabe unserer prekären Lage werden auch harte Herzen auftauen».

Die Teufelsschlucht wird wieder eröffnet

Edmund Burki erwähnt in seinem Baubericht, dass die Schlucht am 25. Juli 1927 wieder begehbar war und dass sie am Tag darauf bereits eine gewaltige Belastungsprobe aushalten musste, weil die Teilnehmer am Sängerfest auf dem Allerheiligen, ungefähr 800 Personen, die neuerstellten Weganlagen benutzten.
Im «Oltner Tagblatt» vom 14. Juli 1928 veröffentlichte der Aktuar des Schweizerischen Juravereins E. Champion eine Würdigung des Renovationswerkes. «Auch der Bach, welcher die romantische Teufelsschlucht durchrieselt, gebärdete sich damals wie ein tatsächlich infernales Ungetüm» und habe in wenigen Minuten mit allem aufgeräumt, was Menschenhände im Verlaufe der Zeit geschaffen hätten. Seine Freude über die gelungene Renovation war gross, denn er lobte den Anlageplan, weil er sich grösstmöglich an die Natur anpasse, und die Solidität der Bauten. Trotzdem habe man auch die Schaffung von lauschigen Ruheplätzchen mit plätschernden Brunnen nicht vergessen. Er schliesst seinen Bericht mit folgendem Satz: «Die Malkünstlerin Natur wird jedoch nicht verfehlen, mit den menschlichen Brüdern vom Fach zu wetteifern und die blankgewaschenen Steine allmählich wieder mit all den mannigfaltigen Farben ihrer Palette übertünchen.»

Ein Waldfest wird geplant

Bereits an der Generalversammlung des VVH vom 24. März 1928 hatte man beschlossen, am kommenden 15. Juli die renovierte Teufelsschlucht mit einem Waldfest einzuweihen. Dahinter steckte aber auch die Absicht, der immer noch serbelnden Vereinskasse etwas aufzuhelfen. Das am 19. Juni 1928 gebildete «Wirtschaftscomité» begann unverzüglich mit seiner Arbeit. Die Dorfvereine wurden durch «Zirkulare begrüsst», der Festplatz am Eingang der Schlucht besichtigt, die Unterabteilungen für «Wein-Bier-Liqueurs, Wurst und Brötchen, Lebkuchen und Zigaretten» gebildet. Weil die Finanzlage des VVH so schlecht war, erlaubte man sich, einen Eintritt von 50 Rappen zu verlangen. Das gediegene Programm umfasste zuletzt 20 Darbietungen. Sollte dies nicht reichen, so hatte man bis zum Einbruch der Dunkelheit noch wei-



Abb. 6
Dreizehn Monate nach dem grossen Unwetter, am 23. Juli 1927, konnte der VVH mittels Inserat in der Tagespresse die Wiedereröffnung der Schlucht bekanntgeben.
Abb. 7
Das Waldfest-Plakat beweist, dass den Besuchern für ein Eintrittsgeld von 50 Cts. viel geboten wurde.



tere «freie Vorträge und eventuell Produktionen» vorgesehen.
Am 28. Juli hielt der leitende Ausschuss des VVH Rückschau auf das Waldfest, das tatsächlich am 15. Juli stattgefunden hatte. Präsident Eugen Bloch konnte es «mit Vergnügen als sehr gediegen und gut gelungen taxieren».

Erwartungen nicht ganz erfüllt

Allerdings mischten sich einige Wermutstropfen in die Freude. Der Ertrag von Fr. 564.55 blieb unter den Erwartungen, «was allerdings dem längst ersehnten, uns nun doch zu früh erschienenen Landregen zuzuschreiben ist. Wäre das erquickende Nass statt um 7 1/2 erst um 9 1/2 erschienen, würde sich das Plus um ca. 100 Franken vergrössert haben». Auch schien den Organisatoren das Programm doch etwas zu überladen, und sie beabsichtigten in Zukunft «die Eintrittsgelder-Inkassostellen mit handfestem Personal zu besetzen, um den überall frechen Eindringlingen die entsprechenden Quittungen zu verabfolgen. Leider waren die uns bereitwilligst ihre Dienste offerierenden Damen solchen Subjekten gegenüber machtlos». Es scheint, dass besonders die Eggberger den Eintritt sehr ungern bezahlten.

Würdigung des Einsatzes

Die Wiederherstellung der durch die Naturgewalten zerstörten Teufelsschlucht ist zweifellos die grösste Aufgabe, die der VVH je zu bewältigen hatte. Er hat es nur dank dem selbstlosen Einsatz einiger seiner Mitglieder geschafft. Hier sind besonders der Präsident des Vereins, Lehrer Eugen Bloch, und der Chefarzt des Sanatoriums Allerheiligenberg, Dr. med. Fritz Stutz, zu erwähnen. Die Lektüre der Protokolle und Dokumente beweist vor allem das generöse Engagement von Fritz Stutz, der die Renovation der Schlucht zu seinem persönlichen Anliegen gemacht hat. Die Frage ist erlaubt, ob ohne die treibende Kraft dieser Persönlichkeit das Unternehmen zum guten Abschluss hätte geführt werden können. Und wie stand es mit der Unterstützung der Hägendörfer Bevölkerung? Diese muss nicht eben bedeutend gewesen sein. Der Aktuar Hans Mathys schreibt im Protokoll der Generalversammlung vom 24. März 1927: «Im kleinen und zu meiner

Die Teufelsschlucht bei Hägendorf
Der Jura birgt seine eigenen Reize. Vergeblich suchst du bei ihm die Kühnheit der Alpen. Was ihn so begehrt macht ist etwas geruhsameres, friedlicheres. Wie schön ist das Kleid seiner ansteigenden Waldungen, seine Buchenhaine, die ernsten Tannen, seine sonnigen Höhen.
Geheimnisse aber offenbart der Jura in seinen Schluchten. Die Teufelsschlucht, als Verbindung zwischen Hägendorf und Langenbruck, wird dir immer etwas zu sagen haben. Kommest du als einsamer Wanderer, entfliehst du mit deiner Familie, mit deinen Freunden, der schweren Stadtluft, ein geschwätziges Bächlein wird dich begrüssen und kühlende Frische dich umfangen.
Ein Pfad führt hinan durch mächtige Felsentore von Ufer zu Ufer, an Höhlen vorbei, die am Namen nicht ohne Anteil sind. Wir finden prächtige Tuffsteinbildungen, jahrtausend alte Sägearbeit des Baches, in den Engpässen wunderbar ausgeschliffene Bassins und Rinnsale. Jede Wegbiegung bringt neue Überraschungen.
Froh entsteigst du nach 3/4stündigem Marsch dem Waldesdunkel, um hinauszusteigen durch anmutige Wiesen nach Langenbruck, die sonnigen Weiden des Allerheiligenberg, oder gar auf die Hochwacht der Belchenfluh.

Verwunderung doch noch zu grossen Saale der Frau Wwe Schaad hat sie stattgefunden (die GV). Auch diesmal hat der arbeitsfreudige Verein vergebens auf besseren Besuch resp. auf entsprechende Würdigung seiner im vergangenen Geschäftsjahr vollbrachten Taten gehofft. Hier bringt die tit. Bevölkerung von Hägendorf der prächtig erstandenen neugeborenen Teufelsschlucht wenig Sympathie zur Schau.»
Diese unverhohlen geäusserte Enttäuschung über die ausgebliebene Anerkennung ist verständlich. Resigniert hat der VVH jedoch nicht. Mit grosser Hingabe und unermüdlichem Einsatz wurde in all den folgenden Jahrzehnten und wird auch heute noch die Schlucht gepflegt. Und die Bevölkerung, viele Gewerbe- und Industriebetriebe und die Banken bekunden Jahr für Jahr mit Gönnerbeiträgen ihre Anerkennung und ermöglichen so den Unterhalt und Fortbestand der Anlagen in unserer unvergleichlichen Tüfelsschlucht.

Cholersbach und Tüfelsschlucht
H. A. Sigrist

Der Bach, der östlich von Bärenwil entspringt und die Schlucht durchfliesst, heisst seit eh und je *«Cholersbach»*. Diese Bezeichnung erinnert daran, dass einst am oberen flacheren Teil des Bachlaufes Köhler ihr Handwerk betrieben.
Die Benennung der Schlucht hingegen änderte im Laufe der Jahrhunderte immer wieder. Im Ratsmanual von 1544[1] ist vom *«Teufelsgraben»* die Rede. Der Solothurner Chronist Sebastian Haffner schien den Namen nicht zu kennen, denn er schrieb in seinem «Solothurner Schaw-Platz» von 1666 «…nit weit vom Dorff lasset sich ein artliche Klufft oder Einöd zwischen hohen Felsen herfür und lauffet mitten hindurch ein klarer Bach.» 1719 bezeichnete der Feldmesser Johann Ludwig Erb die Schlucht in einem Grundriss[2] als *«Cholersbachgraben»*. Eine Bestandesaufnahme der Hochwälder aus dem Jahre 1752[3] erwähnt erneut den *«Teüfelsgraben»*. Offensichtlich waren die beiden Namen nebeneinander in Gebrauch.
Im Siegfried-Atlas[4] entschied man sich für *«Kohlersbachgraben»*. Für die noch sehr der Romantik verhafteten Förderer der Schlucht muss dieser Name zu gewöhnlich geklungen haben; sie sprachen von der *«Tüfelsschlucht»* und schrieben *«Teufelsschlucht»*. Dieser Name und seine Schreibweise setzte sich bald allgemein durch. Jürg Roth verwendet sie deshalb in seinem Artikel; sie findet sich in allen von ihm benutzten Quellen.
Das Bundesamt für Landestopographie übernahm diesen Flurnamen auf der 1955 erstmals herausgegebenen Karte Nr. 1088 «Hauenstein» 1:25 000, allerdings in der gesprochenen Version *«Tüfelsschlucht»*. Dies geschah auf Antrag der kantonalen Nomenklaturkommission. In der 1960 neu aufgelegten Schulkarte des Kantons Solothurn war aber gleichwohl *«Teufelsschlucht»* zu lesen.[5] Tatsächlich ist die Umstellung auf die neue Schreibweise auch heute bei weitem noch nicht vollzogen.
Wer wissen möchte, wie die Schlucht zum Teufel beziehungsweise der Teufel zur Schlucht kam, sei auf Elisabeth Pflugers Buch «Solothurner Geistersagen», Verlag Aare, Solothurn, verwiesen.

Walter Gsell

Geologie der Tüfelsschlucht

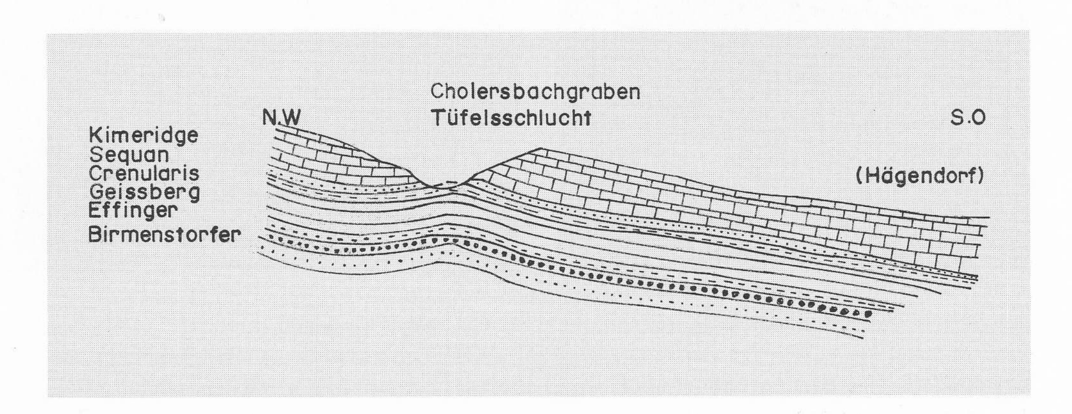


Abb. 1
Geologisches Profil durch die Tüfelsschlucht nach W. Delhaes und H. Gerth.

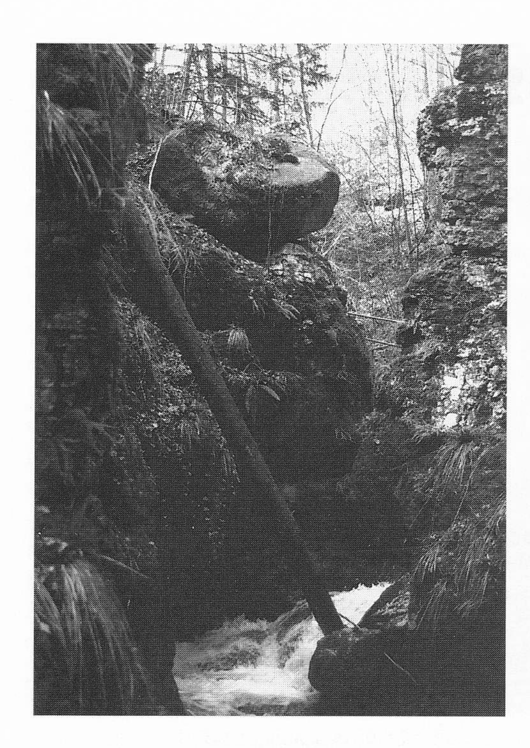
Die Tüfelsschlucht mit ihren schroffen Felspartien, ihren Höhlen und dem nach Regenfällen mehr oder weniger tosenden Bach, erweckt in uns den Eindruck des Urtümlichen und Alten schlechthin. Aus erdgeschichtlicher Sicht jedoch besteht dieser Gebirgseinschnitt erst seit kurzer Zeit. Das in der Schlucht sichtbare Malm-Kalkgestein entstand vor etwa 150 Millionen Jahren. Es ist die jüngste Schicht der Jura-Zeit, die auf dem Grund der teils seichten Meere abgelagert wurde (Sedimente), die damals den europäischen Raum überdeckten. Zeugen davon sind die im Kalk eingeschlossenen und versteinerten Schwämme, Korallen, Krebse und Seeigel.

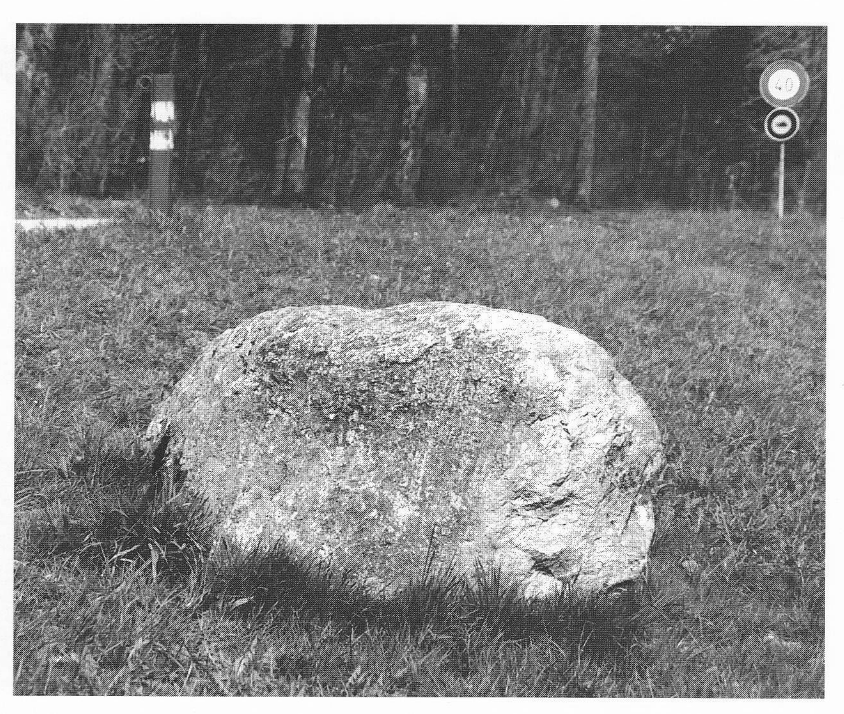
Bohnerze und Huppererde entstehen

Es folgte eine Trockenperiode. Unser Gebiet wurde zum Festland. Durch die abtragende Wirkung des Regenwassers (Erosion) und durch Auflösung des Kalkfelsens (Verkarstung) entstanden Höhlen, Vertiefungen und Dolinen. In diesen Taschen wurden im Tertiär, also etwa vor 60 Millionen Jahren (Eozän) Bohnerztone und Huppererde abgelagert. In der näheren Umgebung ist tatsächlich Bohnerz und in grösserem Umfang im «Sandloch» am westlichen Hang über der Tüfelsschlucht und im «Heiligacher» Huppererde ausgebeutet worden. Die Huppererde, ein feiner weisser Quarzsand, wurde von den Giessereien als feuerfestes Form-Material verwendet.

Molasse überdeckt die Malmschichten; der Jura wird aufgefaltet

Einige Jahrmillionen nach der Entstehung der Bohnerzformation senkte sich das Gebiet zwischen Vogesen und Schwarzwald im Norden und den im Entstehen begriffenen Alpen im Süden (Oligozän). Die weite Mulde wurde überflutet. Wieder entstanden Ablagerungen, die sogenannte Molasse. In der Schlucht finden wir keine Molasse-Gesteine. Diese sind verwittert und abgetragen worden. Aber unweit davon, im Gebiet «Sandgrube», sind Reste der unteren Süsswassermolasse vorhanden.
Die Auffaltung des Jura-Gebirges begann vor etwa 20 Millionen Jahren. Die Malmschichten in der Tüfelsschlucht weisen eine Neigung bis 20 Grad auf. Sie tauchen im Dünnern- und Aaretal unter die Ablagerungen der Eiszeiten und Molasse-Meere. Seit Beginn der Jurafaltung setzt das Was-





ser diesem Kalk- und Mergelgebirge ohne Unterlass zu (Erosion). Im Laufe der Zeit wurden Gebirgskämme abgeflacht und ganze Täler aus dem festen Kalk ausgeschwemmt. So enstand auch die Tüfelsschlucht.

Der Chohlersbach durchbricht die Weissensteinkette

Der Chohlersbach entspringt in der Senke östlich von Bärenwil in der sogenannten Holderbank-Bärenwil-Synklinale. Er hat auf seinem Weg in das Dünnerntal den östlichen Ausläufer der vorgelagerten Weissensteinkette, die sogenannte Weissenstein-Antiklinale, durchbrochen. Das Wasser hat den anstehenden Malm-Kalk stellenweise auf eine Tiefe von über 50 Meter abgetragen und so die tiefer liegenden Schichten freigelegt.

Findlinge, Zeugen der Eiszeiten

Eine schwergewichtige «Visitenkarte» hat die Riss-Eiszeit vor rund 600 000 Jahren (Diluvium) in der Schlucht hinterlassen. Im unteren Teil, unmittelbar nach dem engen, kurzen «Tunnel», liegt ein grosser Granit-Findling (erratischer Block) des Rhonegletschers. Ein weiterer Findling liegt in der Nähe des Scheibenstandes, wo eine ausgedehnte Moränenablagerung (Gletscherschutt) über dem Malmkalk ansteht.

Ein ewiger Kreislauf: Altes Gestein wird zerstört, neues entsteht

Die Tüfelsschlucht veranschaulicht in beeindruckender Weise die gewaltige Zerstörungskraft des Wassers im Laufe grosser Zeiträume. Während der Bach ununterbrochen die Jahrmillionen alten Gesteinsschichten auswäscht und der Frost im Winter Felsbrocken lossprengt, entsteht gleichzeitig auch wieder neues Gestein. Unmittelbar vor der Wegverzweigung zum Schiessplatz, am linken Steilhang, befindet sich der «Tufftbrunnen». Ob sich diese Schreibweise von Tuff oder Duft herleitet sei dahingestellt. Aus überhängendem, moosbewachsenem Gestein rieselt Wasser herunter. Versickertes Regenwasser hat Kalk aus dem Untergrund gelöst und tritt dort wieder an die Oberfläche. Schon eine geringe Erwärmung des Wassers durch die Luft bewirkt, dass der mitgeführte Kalk wieder ausgeschieden wird: Tuffstein, eine poröse Kalkablagerung, entsteht. Das gleiche Phänomen der Gesteinsbildung ist wenige Schritte vom oben erwähnten Granitfindling entfernt zu beobachten. Das kaskadenähnliche Tuffsteingebilde am gegenüberliegenden Hang verdankt sein Entstehen überschüssigem Quellwasser, das dort aus der Überlauf-Leitung austritt. Ab und zu brechen Stücke des stetig wachsenden Tuffs ab und poltern in den Bach.

Abb. 2
Dieser tonnenschwere Granitblock liegt in der Tüfelsschlucht. Der Rhonegletscher hat ihn während der Riss-Eiszeit, vor rund 600 000 Jahren, hier «abgeladen».
Abb. 3
Der Geissbergerstein in der Nähe des Scheibenstandes im Gnöd musste beim Bau der Werkstrasse einige Meter nach Süden verlegt werden. Seinen Namen verdankt er den Alpen, die man früher Geissberge nannte.
Foto: Hans A. Sigrist

Hans A. Sigrist

Hägendörfer Vereinsfahnen

Was wäre der Nationalfeiertag, ein Turnfest, eine Prozession, ein Défilée oder ein 1.-Mai-Umzug ohne Fahnen? Seit jeher haben gleichgesinnte Menschen ihren Machtanspruch, ihren Glauben, ihr Ideal oder ihre Gruppenzugehörigkeit mit Fahnen signalisiert. Längst zeigt auch die Wirtschaft Flagge: Vor Firmensitzen, Einkaufszentren und Autobahn-Raststätten, an jeder Automobilausstellung und beim Glacestand an der Ecke flattern Fahnen werbewirksam im Wind. Fahnen überall und zu jedem erdenklichen Zweck!
Uns interessieren hier ausschliesslich die örtlichen Vereinsfahnen.

Vereinsgründungen im 19. Jahrhundert

Das Vereinswesen hat seine Wurzeln im 19. Jahrhundert. Mit dem erwachenden Nationalbewusstsein jener Zeit entstanden die volksnahen Vereine der Schützen, Sänger und Turner. Diese Gruppierungen, die ihr Vereinsideal hochhielten und die Geselligkeit pflegten, waren gleichzeitig ein guter Nährboden für das politische Leben, für die politische Schulung in der noch jungen Demokratie. Anfänglich fand der Vereinsgedanke in den Städten und grösseren Ortschaften Anklang und Zulauf. Nachdem das Solothurnervolk mit der Verfassungsrevision von 1856 die Vereinsfreiheit erhalten hatte, schossen auch in den ländlichen Gebieten Vereine wie Pilze aus dem Boden[1].
So wurde in Hägendorf 1859 die Schützen-Gesellschaft (später Feldschützen-Gesellschaft) und 1862 die Musikgesellschaft gegründet. 1892 folgte der Turnverein und 1894 der Schützenklub. Erste Versuche, den Männergesang zu pflegen, gehen auf das Jahr 1858 zurück. Eine dauerhafte Institution wurde er jedoch erst mit der 1899 erfolgten Gründung des Männerchors Liederkranz[2].
In Hägendorf gibt es gegenwärtig 42 Vereine und Vereinigungen. Ihre Integrationskraft ist bedeutend und für die Gemeinde von grossem Wert.

Vereinsfahnen sind Kulturgüter

Zur Zeit führen neun Vereine eine Fahne oder Standarte (Stand Januar 1994). Allein im letzten Jahrzehnt wurden in unserem Dorf vier neue Vereinsfahnen geweiht. Wo aber sind all die alten Banner geblieben? Meine Nachforschungen brachten nicht weniger als 17 alte und älteste Fahnentücher ans Licht und schliesslich ins Fotostudio. Zählt man die «aktiven» Fahnen dazu, so kommt man auf die stolze Zahl von 25 Exemplaren!
Fahnen sind Kulturgüter und müssten deshalb eigentlich sorgfältig behandelt und aufbewahrt werden. Tatsächlich aber mangelt es vielfach an geeigneten Lokalitäten. Etliche Fahnen sind darum in schlechtem Zustand.
Sinn und Zweck dieser Arbeit ist es, diese unverwechselbaren Zeitzeugen zu inventarisieren, damit sie nachfolgenden Generationen mindestens in Text und Photographie erhalten bleiben. Womöglich ebnet der hier gezeigte Fahnenschatz den Weg zu einer sachgerechten Aufbewahrungsmöglichkeit, z. B. im neuen Gemeindearchiv!

Die Schützenfahne – wie alt ist sie?

Ohne Zweifel besitzen die Feldschützen die älteste Fahne (Abb. 1). Allerdings nannte sich der Verein ursprünglich Schützen-Gesellschaft Hägendorf. Dieser Schriftzug in goldenen Lettern auf rotem Seidentaft umrahmt das im Zentrum plazierte Schweizer-

kreuz in einem Renaissance-Schild. Die Rückseite der Fahne (Abb. 2) zeigt, umrankt von einem Eichenlaubkranz, zwei gekreuzte Gewehre und den Wahlspruch «Für Gott und Vaterland». Um ein störendes Durchschimmern der Fahnenbilder zu vermeiden, wurde für Vorder- und Rückseite je ein separates Tuch verwendet. Schwere Goldfransen geben dem leichten Stoff eine gewisse Stabilität. Vergeblich suchen wir nach einer Jahreszahl. Immerhin deutet der Umstand, dass die Beschriftung Blattgoldprägungen und die Sujets dieses Banners auf das rote Tuch aufgemalt sind, auf ein beträchtliches Alter hin. Mehr über die Entstehungszeit der Fahne verraten uns aber die äusserst detailgetreu dargestellten Gewehre: Es handelt sich eindeutig um den Schweizerischen Repetierstutzer Modell 1871, dessen Konstrukteur Friedrich Vetterli war[3]. Die abgebildete Scharfschützenwaffe war bestimmt der Stolz der damaligen Hägendörfer Schützen, deshalb liessen sie diese wohl auch auf ihr Banner aufmalen. Damit kann auch die Frage nach dem Alter der Fahne beantwortet werden: Sie muss kurz nach 1871 entstanden sein und hat somit 120 Jahre überdauert!

Die bestickten Fahnen

Zwischen 1912 und 1924 weihten sieben Vereine ihr erstes Banner ein! Den Anfang machte der Velo-Club (Abb. 3/4). 1914 folgten der Turnverein ETV (Abb. 5/6) und die Sozialdemokratische Partei (Abb. 7/8), 1917 der Katholische Jünglingsverein Hägendorf–Rickenbach (Abb. 9/10), 1920 der Männerchor Liederkranz (Abb. 11/12), 1922 die Musikgesellschaft Hägendorf-Rickenbach (Abb. 13/14) und 1924 der Schützenklub (Abb. 15/16). Mit Ausnahme des Musikantenbanners handelt es sich um zweiseitige, reichbestickte und mit Goldfransen gefasste Fahnen. Die Vorder- oder Paradeseite zeigt neben dem Vereins- und Ortsnamen das Gründungsjahr (Ausnahme: Velo-Club) und das Jahr der Fahnenweihe. Beim Turner-, Sänger- und Schützenbanner prangen unter dem Schweizerkreuz im Strahlenkranz das Kantons- und Gemeindewappen. Turner und Schützen gaben dem Gemeindezeichen die richtigerweise dem Kantonswappen zustehende heraldisch rechte Vorrangseite.[4] Die Sänger machten es besser, setzten jedoch das Kantonswappen deutlich zurück. Spielte da etwa Lokalpatriotismus mit oder war es Unkenntnis? Beachtenswert sind die Farb- und Formvarianten des alten Gemeindewappens. Darüber wurde in Heft 2 der Hägendörfer Jahrringe 1990 Seite 14 ff ausführlich berichtet.

Die Standarte des Velo-Clubs zeigt – wohl aus Platzgründen – nur das Kantonswappen. Die Paradeseite der Sozialdemokraten-Fahne wird von einem grossen Schweizerkreuz dominiert, während beim Banner des Jünglingsvereins die Wappen der beiden Gemeinden klein und untergeordnet den Schriftblock Hägendorf-Rickenbach flankieren.

Auf den Fahnenrückseiten wird dem damaligen Zeitgeist und Geschmack entsprechend in symbolträchtigen Bildern und Wahlsprüchen das Ideal des Vereins dargestellt. Alle Bilder und Schriften sind maschinengestickt. Einzelne Partien wurden zusätzlich in Handarbeit mit feinen spiralförmig gedrehten Metallfäden, dem sogenannten Bouillondraht, bestickt. So ist beispielsweise auf der Männerchor-Fahne die Schrift und der Strahlenkranz rund um das Schweizerkreuz mit goldfarbenem Messingdraht ausgestickt. Dadurch entsteht eine reliefartige Überhöhung.

Alle bestickten Fahnen bestehen aus zwei Tüchern mit einem Futter dazwischen. Sie weisen auch ohne Bouillondraht-Stickerei ein beträchtliches Gewicht auf und flattern deswegen kaum bei normalem Wind. Offensichtlich wurde dieser Fahnentyp nicht wie heute üblich hochgehalten und nach hinten wehend getragen, sondern nach vorne geneigt[4]. Das beweist die nach militärischem Vorbild richtige Anordnung der Vorderseite, d. h. der Fahnenseite, die den Vereinsnamen trägt*.

Der Grütliverein

Im Saal des Restaurant Homberg hängt im Fahnenkasten neben dem Banner der Sozialdemokraten ein 120 cm langes und 12,5 cm breites Stoffband (Abb. 17), dessen roter Grund mit Eichen- und Lorbeerblättern bestickt ist. An einem Ende des Bandes ist

* Als Vorder- oder Paradeseite wird diejenige Seite einer Truppenfahne bezeichnet, welche dem die Parade abnehmenden Kommandanten zugekehrt ist, wobei die Truppe stets von links vorbeimarschiert, da die rechte Gesichtshälfte des Kommandanten durch dessen grüssende rechte Hand verdeckt wird.[4]

Abb. 1
Schützengesellschaft (Feldschützen) I, Vorderseite
Abb. 2
Schützengesellschaft (Feldschützen) I, Rückseite
Abb. 3
Velo-Club I, Vorderseite
Abb. 4
Velo-Club I, Rückseite

Die römischen Ziffern kennzeichnen die Chronologie der einzelnen Vereinsfahnen.



1



2



3



4

Abb. 5
Turnverein ETV I,
Vorderseite
Abb. 6
Turnverein ETV I, Rückseite
Abb. 7
Sozialdemokratische Partei I,
Vorderseite
Abb. 8
Sozialdemokratische Partei I,
Rückseite



5



6

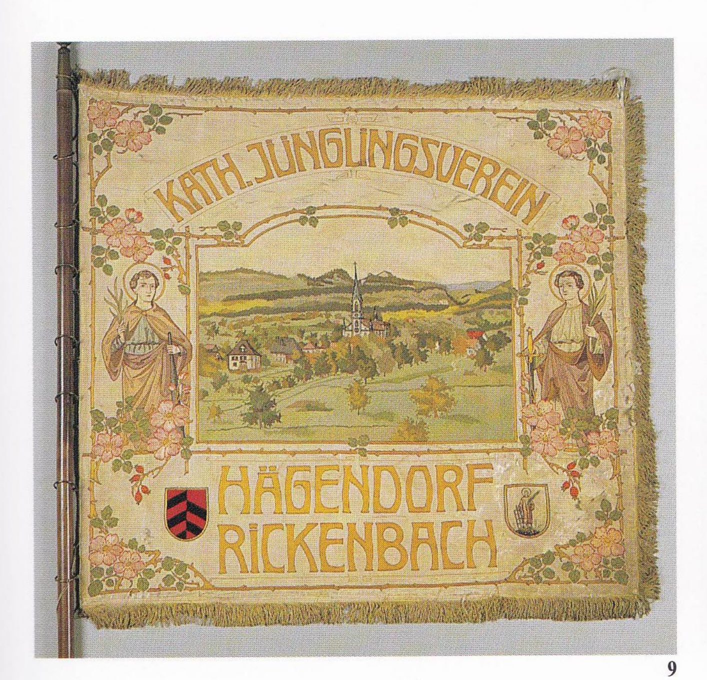


7



8

Abb. 9
Kath. Jünglingsverein I, Vorderseite
Abb. 10
Kath. Jünglingsverein I, Rückseite
Abb. 11
Männerchor Liederkranz I, Vorderseite
Abb. 12
Männerchor Liederkranz I, Rückseite



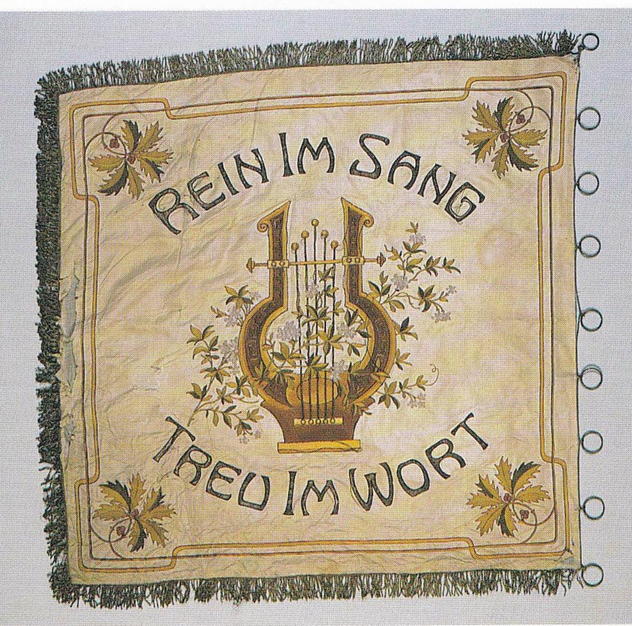
9



10



11



12

Abb. 13
Musikgesellschaft I,
Vorderseite
Abb. 14
Musikgesellschaft I,
Rückseite
Abb. 15
Schützenklub I, Vorderseite
Abb. 16
Schützenklub I, Rückseite



13



14



15

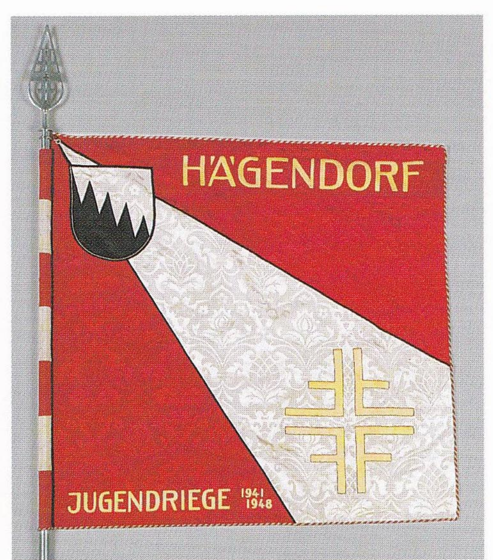


16

Abb. 17
Grütliverein, Band
Abb. 18
Feldschützen II
Abb. 19
Musikgesellschaft II
Abb. 20
Turnverein ETV II
Abb. 21
Jugendriege ETV I
Abb. 22
Handharmonika-Club I
Abb. 23
Männerchor Liederkranz II

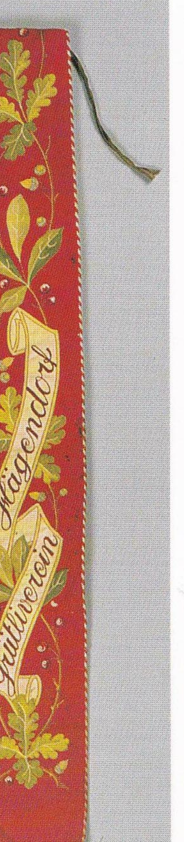


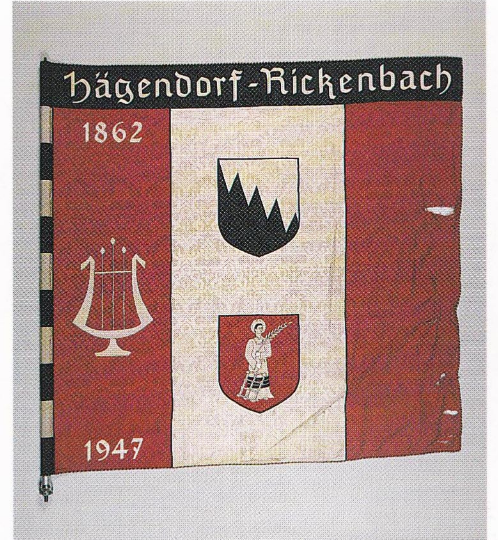
18



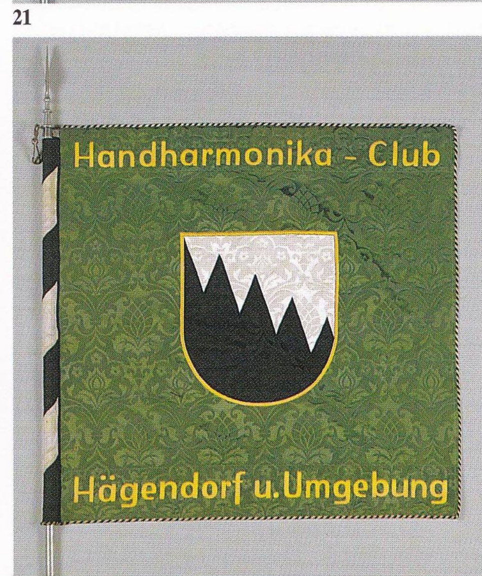
21

17

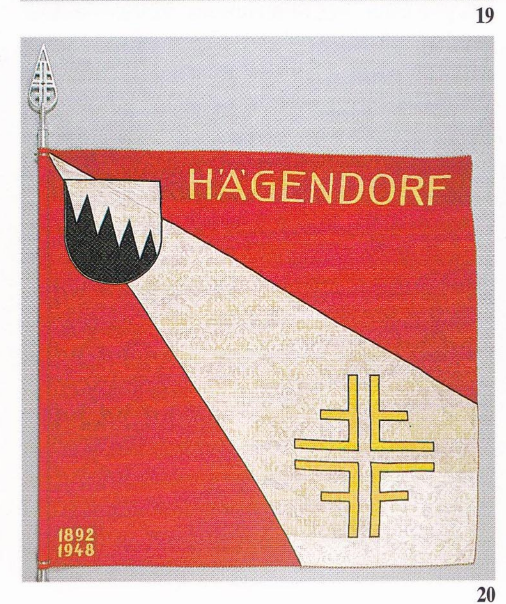




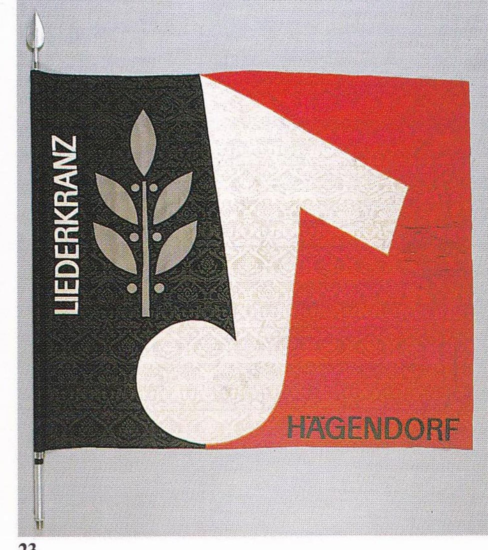
19



22



20



23

Übersicht über die zweiseitigen Fahnen

Verein	Gründungsjahr	Fahnenweihe	Wahlspruch	Symbol
Schützengesellschaft	1859	1872?	Für Gott und Vaterland	2 Gewehre
Velo-Club	1908	1912	All Heil!	Rennrad
Turnverein	1892	1914	Dem Vaterlande unser Streben	Steinstosser
Sozialdemokratische Partei	1886	1914	Durch Bildung zur Freiheit	3 Männer: Bauer, Wissenschafter und Handwerker
Kath. Jünglingsverein	1904	1917	Religion – Tugend – Bildung – Frohsinn	Betende Maria
Männerchor Liederkranz	1899	1920	Rein im Sang/Treu im Wort	Lyra
Musikgesellschaft	1862	1922	–	Lyra
Schützenklub	1895	1924	Vaterland nur Dir	Tell mit Sohn Walter

in einem geschwungenen Schriftstreifen «Grütliverein Hägendorf» zu lesen. Geschichtsbücher geben Auskunft über diesen Verein: Er war 1838 von Albert Galeer in Genf als radikal-demokratischer Bildungsverein ins Leben gerufen worden. In der Folge entstanden in weiten Teilen der Schweiz Grütlisektionen. In unserem Kanton machte 1849 die Stadt Solothurn den Anfang. Enttäuscht durch die Sozialpolitik des Freisinns wandelte sich der Verein dann aber zur Arbeiterbewegung mit sozialreformerischen Zielen, zum Vorläufer der Sozialdemokratie. Aus dem 1885 entstandenen Grütliverein Hägendorf[5] wurde, wenn man der Fahne im Homberg glauben darf, bereits im darauffolgenden Jahr die Sozialdemokratische Partei Hägendorf. Der Wahlspruch der ersten Grütlianer «Durch Bildung zur Freiheit» findet sich wieder auf der 1914 geweihten Fahne der Sozialdemokraten. Damit ist wohl der Zusammenhang zwischen Banner und Stoffband geklärt, nicht aber der Verwendungszweck des Bandes. Auf dessen grüngefütterter Rückseite finden sich in regelmässigen Abständen fünf Stoffbändel, mit denen das Band festgebunden werden konnte, aber woran? Schwarze Fettflecken auf dem Futterstoff des eigenartigen Bandes brachten mich schliesslich auf des Rätsels Lösung: Das Band muss als Schmuck über dem Fahnentragriemen festgebunden worden sein; es passt in Länge und Breite darauf. Das Riemenleder ist zweifelsfrei mit schwarzem Schuhfett gepflegt worden, daher die Flecken.

Gefunden!

Vor vielen Jahren hatte ich im Saale des Restaurants Rössli eine alte Fahne bewundert: Grossformatig und farbenfroh war darauf eine Dorfansicht gestickt. Später weckte eine alte Ansichtskarte, welche eben diese Fahne zeigt, erneut mein Interesse; der Fahnenkasten samt Fahne war jedoch inzwischen verschwunden, spurlos… Dank der Karte wusste ich nun immerhin, dass es sich um das 1917 geweihte Banner des katholischen Jünglingsvereins handelte. Mit Beginn der Planung der vorliegenden Arbeit vor vier Jahren intensivierte ich die Suche, fragte in der Kirche nahestehenden Kreisen und Vereinen herum, zeigte da und dort eine Fotokopie der Ansichtskarte vor – ohne Erfolg. Erst im Februar 1994 erhielt ich ganz zufällig den richtigen Hinweis. Die schon verloren geglaubte Fahne fand sich in privater Obhut; ihr «Retter» hatte sie, wie von Dritten glaubhaft bestätigt wurde, buchstäblich aus der Bauschutt-Mulde geborgen (Abb. 9/10).

Dieses Banner unterscheidet sich von den übrigen bestickten Tüchern durch seine im Jugendstil gehaltenen Formen, Rankenmuster und Buchstabentypen. Auf der Vorderseite flankieren die beiden Kirchenpatrone Gervasius mit Keule und Protasius mit Schwert[6] das Bild, in dessen Zentrum sich die römisch-katholische Pfarrkirche erhebt. Von einem imaginären Betrachtungspunkt hoch über dem heutigen Ziegelfeld geht der Blick nordwestwärts. Das Nellengebiet ist noch vollständig unüberbaut. Eindeutig sind die um die Kirche gruppierten Häuser

zu identifizieren. Ebenso unverkennbar ist im Hintergrund die Jurakette mit dem Belchen auszumachen. Wir haben hier eines der ersten Bilddokumente eines grösseren Gemeindegebietes vor uns, den Kirchberg. Mittelholzers erste Flugaufnahme von Hägendorf stammt aus dem Jahre 1923!
Der 1904 gegründete Jünglingsverein nannte sich später Katholische Jungmannschaft Hägendorf-Rickenbach. Eine zweite Fahne – sie soll drei Heilige auf blauem Grund zeigen – ist bis heute unauffindbar geblieben. Der Verein wurde 1972 aufgelöst.

Eine neue Fahnengeneration

Die erste Fahne der Musikgesellschaft aus dem Jahre 1922 markiert den Übergang zu einer neuen Fahnengeneration (Abb. 13/14). Noch sind ein stark stilisierter maschinengestickter Blumenkranz, der das Vereinssymbol umrankt, und ein Fransenrand vorhanden. Vorder- und Rückseite im bisherigen Sinn gibt es jedoch nicht mehr. Ein Wahlspruch fehlt. Das Fahnenbild ist auf der Gegenseite spiegelbildlich dargestellt, dies ist wegen dem symmetrischen Sujet allerdings nur an der vertauschten Anordnung der beiden Gemeindewappen abzulesen. Der Vereinsname samt den beiden Jahreszahlen ist hier erstmals in einem Schriftband an den oberen Rand gedrängt und mag in Anbetracht seiner ausserordentlichen Länge, «Musikgesellschaft 1862 1922 / Hägendorf-Rickenbach», auf beide Seiten verteilt sein. Ebenfalls zum erstenmal bestimmen die Kantonsfarben rotweiss das Erscheinungsbild des Fahnentuches. Die wesentlich leichtere Machart erlaubte es, diese Fahne aufrecht und nach hinten wehend zu tragen.

Fahnen ohne Schnörkel

1937 weihten die Feldschützen ihre zweite Fahne (Abb. 18) ein: Ohne Symbole, Kränze und Schnörkel, dafür eine wohltuend einfache und elegante Flächenaufteilung in den Solothurnerfarben, in der oberen Ecke das neue Gemeindewappen. Dass letzteres etwas zu gross geraten ist, muss wohl dem Stolz und der Genugtuung der Feldschützen zugeschrieben werden, die mit ihrem Antrag, zukünftig das Wappen der Edlen von Hägendorf als Gemeindewappen zu führen, dem Verwirrspiel um das «richtige» Wappen ein Ende setzten (vgl. Hägendörfer Jahrringe 1990 S. 14 ff). Am Feldschützenbanner ist zudem erstmals die Damaszierung der Fahnenseide zu beobachten, ein zur Belebung grosser Flächen Ton in Ton eingewebtes Ornament. Diese Neuerung, aber auch die durch ihre Einfachheit überzeugende Gestaltung beeinflusste unverkennbar das Erscheinungsbild der nachfolgenden Fahnen. 1947 war es die zweite Fahne der Musikgesellschaft (Abb. 19) und 1948 folgte der Turnverein ETV (Abb. 20) mitsamt seiner Jugendriege (Abb. 21). Diese erhielt das Turnerbanner in Standartenformat.

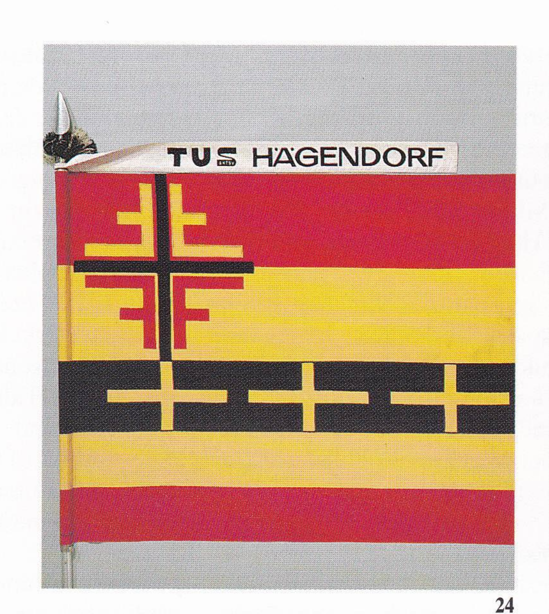
Der Handharmonika-Club

Eine einfache Standarte aus dem Jahre 1940, grün damaszierter Seidentaft mit dem Gemeindewappen im Zentrum und dem Schriftband «Handharmonika-Club Hägendorf u. Umgebung» (Abb. 22), erinnert an den von Eugen Schumacher um 1934 gegründeten Verein. Sein Rüstzeug hatte sich der Gründer und Dirigent in Olten und Basel geholt. An Wettspielen und Konzerten wusste das aus 12 bis 15 Spielerinnen und Spielern bestehende Orchester zu gefallen. Sein grosses Repertoire reichte von Unterhaltungsmusik bis zur leichten Klassik. Der Saal des Restaurant Eisenbahn war stets überfüllt, wenn der Club zu seinem Jahreskonzert einlud. Wiederholte Auftritte am Radio und Einladungen zu Konzerten in weitem Umkreis, ja bis ins elsässische St. Louis, lassen auf eine beachtliche Qualität der musikalischen Darbietungen schliessen. Der Wegzug bewährter Orchestermitglieder und Schwierigkeiten, neue Spieler zu finden, führte 1953 zur Auflösung des Vereins; das Handharmonika-Spiel war aus der Mode gekommen.

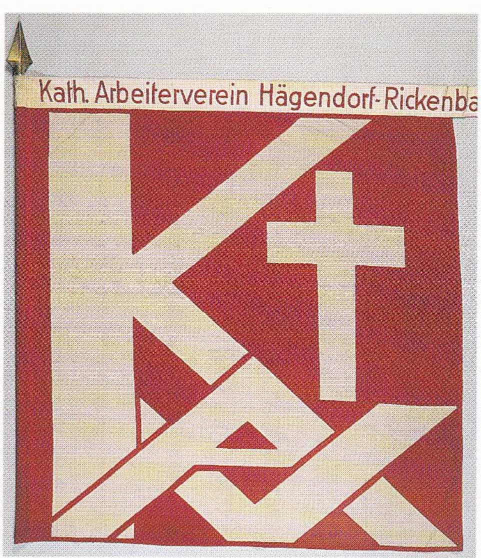
Neue Formen

Der Optimismus und der Aufbruchwille der Sechzigerjahre dokumentiert sich auch in einer neuen Formensprache auf den Vereinsbannern jener Epoche. Die einfache und strenge Farbenteilung macht einer klaren graphischen Gestaltung Platz. Am Anfang steht die zweite Männerchorfahne von 1959 (Abb. 23): Der Lorbeer(kranz) ist ähnlich einem Piktogramm auf das Einfachste reduziert; die Viertelsnote, Symbol

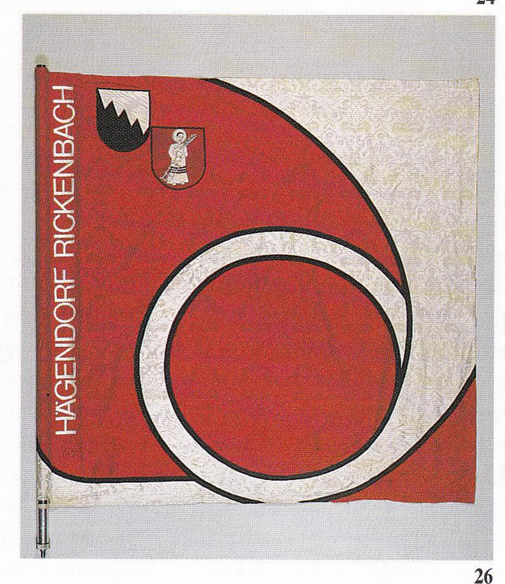
Abb. 24
Kath. Turnverein TuS I
Abb. 25
Kath. Arbeiterverein KAV I
Abb. 26
Musikgesellschaft III
Abb. 27
Turnverein ETV III
Abb. 28
Musikgesellschaft IV
Abb. 29
Männerchor Liederkranz III



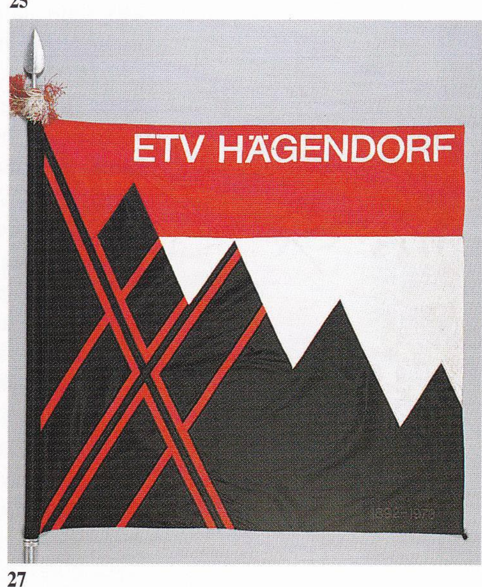
24



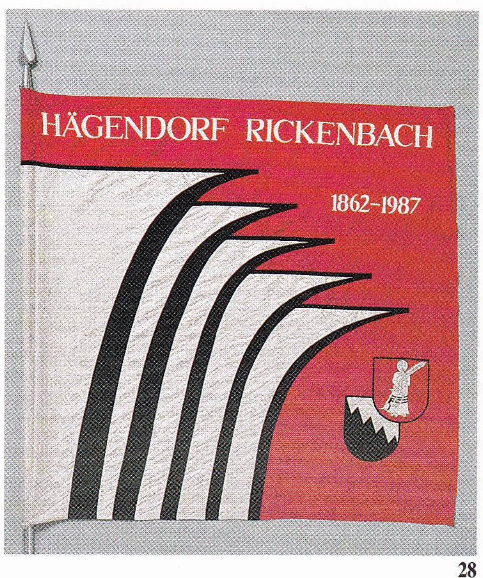
25



26



27

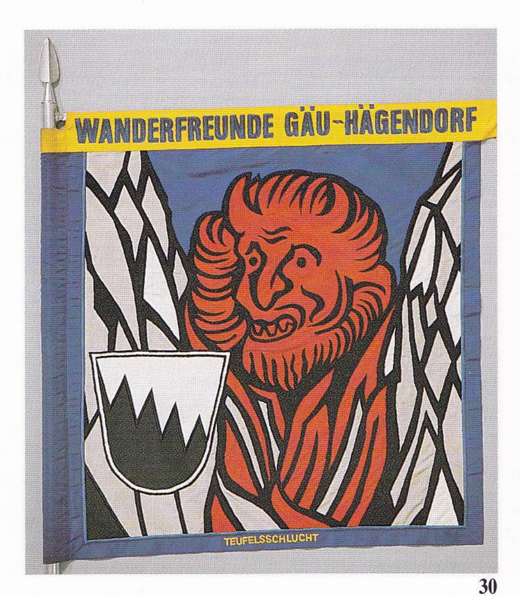


28



29

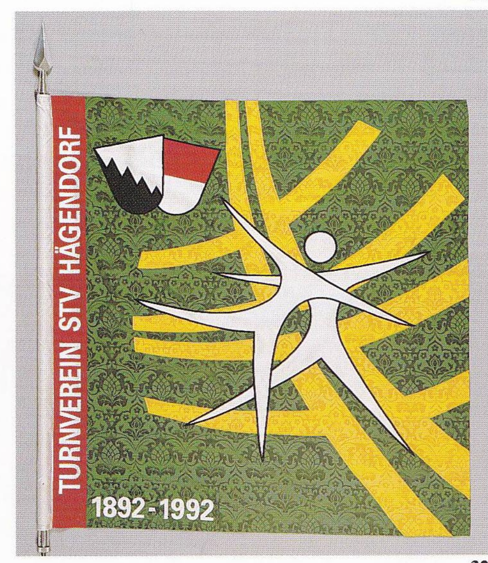
Abb. 30
Wanderfreunde Gäu–Hägendorf II
Abb. 31
Kath. Arbeiterbund KAB II
Abb. 32
Turnverein STV (ETV) IV
Abb. 33
Schützenklub II
Abb. 34
Wanderfreunde Gäu–Hägendorf I 1969
Abb. 35
Die jüngste Vereinsfahne ist die der Schützengesellschaft Hägendorf–Rickenbach.



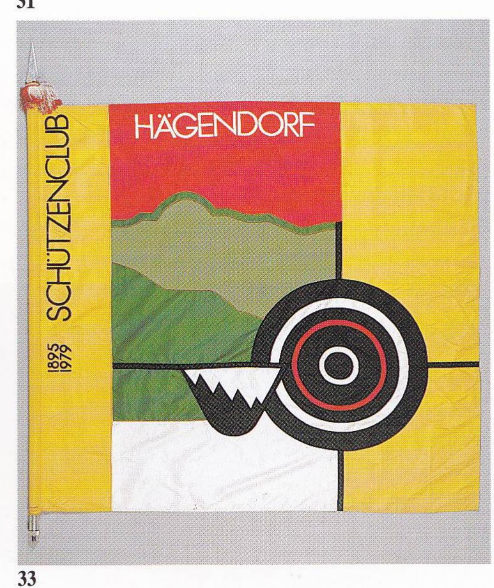
30



31



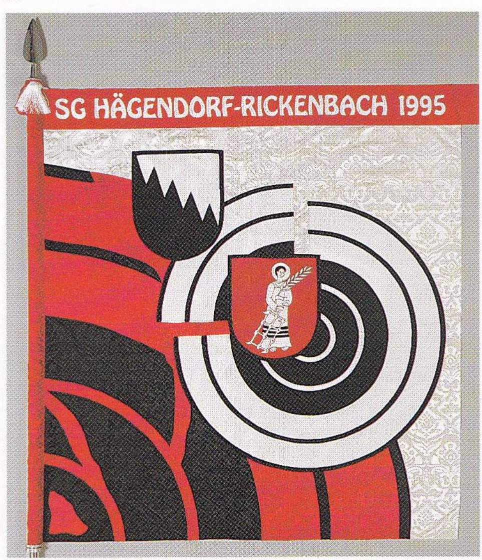
32



33



34



35

der Musik und des Gesangs, erscheint als Fläche in der Farbteilung Rot-Weiss-Schwarz des Tuches. Die erste TuS-Fahne (ehemals Kath. Turnverein) aus dem gleichen Jahr (Abb. 24) mit dem dominierenden Gelb der römisch-katholischen Kirche und das vermutlich wenig später entstandene Banner des Katholischen Arbeitervereins Hägendorf-Rickenbach (später KAB), ein Reservedruck auf Baumwollstoff (Abb. 25), fallen durch ihre geometrische Gliederung auf.
Die dritte Fahne der Musikgesellschaft von 1967 (Abb. 26) bringt ein neues Gestaltungselement: geschwungene Linien und Flächen. Es kommt bei allen späteren Fahnen zur Anwendung. Einzig die dritte ETV-Fahne von 1973 (Abb. 27) bleibt bei geraden Farbbegrenzungen. Dafür zeigt sie erstmals die fünfspitzige Schrägteilung des Gemeindewappens ohne Schild. Die fünf Spitzen findet sich später, wenn auch durch schwungvolle Formen etwas verfremdet und versteckt, wieder in der vierten Musikantenfahne von 1987 (Abb. 28) und in der dritten Sängerfahne von 1989 (Abb. 29).

Figürliche Darstellungen, wie wir sie von der ersten hier beschriebenen Fahnengeneration kennen, tauchen in moderner Machart und mehr oder weniger abstrahiert auf drei neueren Fahnen auf: 1978, zweite Standarte der Wanderfreunde Gäu – Hägendorf (Abb. 30), 1983 zweite Fahne des KAB Hägendorf-Rickenbach (vormals KAV) (Abb. 31) und 1992 vierte Fahne des Turnvereins STV (vormals ETV) (Abb. 32). Das zweite Banner des Schützenklubs von 1979 (Abb. 33) steht ausserhalb markanter Entwicklungstendenzen oder Einflüsse, wie sie für die übrigen Fahnen in der Gemeinde aufgezeigt werden können.

Die in dieser Arbeit vorgenommene Einreihung der Fahnen (erste, zweite, … Fahne) bezieht sich lediglich auf die noch vorhandenen Tücher.
Eine schriftliche Umfrage bei den fahnenführenden Vereinen über Datum und Anlass der Fahnenweihe, über Fahnenpaten, über Hersteller etc. war nicht sehr ergiebig. Es muss vermutet werden, dass viele alte Vereinsprotokolle verschollen sind.

Abb. 36
Die Musikgesellschaft Hägendorf–Rickenbach am Solothurnisch-kantonalen Musikfest 1986 in Balsthal. Foto Liselotte Balsthal



Myrtha Häfeli

Frauenhilfsverein Hägendorf-Rickenbach

Entscheidende Schritte auf dem Weg seiner knapp neunzigjährigen Geschichte

Gründung und Aufbau

Der ehemalige Dekan Jakob Probst war von 1868 bis 1907 Pfarrer in Hägendorf. Während dieser langen Zeit blieben ihm auch die Sorgen und Nöte der Menschen nicht verborgen, und er war immer bereit, ihnen hilfreich beizustehen. Seiner Initiative ist es zu verdanken, dass auf dem Grundstein christlicher Nächstenliebe und nach dem Leitsatz «Hilfe zur Selbsthilfe» in unserer Gemeinde Werke entstanden sind, die bis in die heutige Zeit Bestand haben sollten. Dazu gehört neben dem Frauenhilfsverein auch die Gründung der Darlehenskasse.

Am 11. März 1906 verkündete Pfarrer Probst von der Kanzel, dass er sich mit dem Gedanken trage, einen Frauenhilfsverein ins Leben zu rufen. Er bat deshalb die Frauen und Töchter der Pfarrei, sich zu einer Orientierungszusammenkunft am 16. März im Schulhaus einzufinden. Eine grosse Anzahl interessierter Frauen folgte dem Ruf ihres Pfarrers, unterstützte ihn in seinem Vorhaben und bot Mithilfe an. Rund dreihundert Unterschriften zur Mitgliedschaft wurden gesammelt, sodass am 16. Mai 1906 die Gründungsversammlung stattfinden konnte. Ein Vorstand von zwanzig Frauen und als erste Präsidentin Frau Ida Glutz-Büttiker wurden gewählt. Von diesen Komitee-Mitgliedern wurden unter Führung des Pfarrers die Voraussetzungen für die geplanten Hilfeleistungen wie Statuten und Reglemente, Zusammenstellung von Arbeitsgruppen und Beschaffung von Geldmitteln erarbeitet. Letztlich musste auch festgelegt werden, wem und in welcher Form Hilfe geleistet werden sollte.

Nachdem am 3. Mai 1907 der Hägendörfer Pfarrer zum residierenden Domherrn des Standes Solothurn ernannt worden war, setzte sein Nachfolger im Amt und ehemaliger Vikar, Albert Stebler, das begonnene Werk fort und gab dem neuen Verein klare Aufgaben, nämlich *Armenpflege, Krankenpflege und Kleinkinderschule.* Der Verein schloss sich dem katholischen Frauenbund als seiner Dachorganisation an.

Die Krankenpflege wurde anfänglich im Sinne einer Nachbarschaftshilfe von Laien ausgeübt. Um aber die Kranken fachgerecht pflegen und eine Kleinkinderschule führen zu können, bewarb sich der Vorstand mit Unterstützung des Pfarrers beim Institut Ingenbohl um geschulte Ordensschwestern für diese Aufgaben. Dem Gesuch wurde im Jahre 1908 entsprochen. Die ersten Ordensschwestern wohnten im damaligen Waisenhaus «St. Lorenz» an der Dorfstrasse in Rickenbach, welches ebenfalls von Schwestern dieses Ordens geleitet wurde.

Kleinkinderschule am Gässli

Der Vorstand bemühte sich alsdann um ein Lokal für die Kinderschule und fand dieses im Hause von Herrn Ignaz Kellerhals am Gässli in Hägendorf zu einem jährlichen Mietzins von 220 Franken mitsamt Spielplatz. Die Kosten für eine minimale Einrichtung wie Tische, Bänke und Schulmaterial beliefen sich auf 710 Franken. Diese Aufwendungen wurden einerseits aus der Vereinskasse bestritten, anderseits aber durch Sammlungen, Spenden und Geschenke zum grossen Teil wieder eingebracht. So konnte am 1. September 1909 die Kleinkinderschule mit einer Ingenbohler Ordensschwester als Kindergärtnerin eröffnet werden. Eine grosse Anzahl Kinder im Alter zwischen dreieinhalb und

sechs Jahren war angemeldet. – Wenn die Kleinen «trocken» waren, durften sie die Kinderschule besuchen. Aus der Bevölkerung wurde gewünscht, dass sich die Betreuungszeiten dem Arbeitsablauf der Eltern anzupassen hätten, das heisst Schulschluss war dann, wenn die Eltern von der Feldarbeit wieder zu Hause waren und sich ihrer Kinder annehmen konnten.

Schwesterngemeinschaft in Hägendorf

Die Arbeit der Krankenschwester, zu Fuss in dem weitläufigen Gebiet der beiden Gemeinden, war mühevoll und die Schwester war bald einmal überfordert. So sprach man erneut beim Kloster Ingenbohl vor und bat um eine zweite Krankenschwester. Zu dieser Zeit bot sich im Hause von Herrn Kellerhals, im ersten Stock gleich über dem Kindergartenlokal, eine Vierzimmerwohnung für die Schwestern an. Die Entsendung einer zweiten Krankenschwester wurde vom Mutterhaus auf mehrere Gesuche hin auf den kommenden Herbst versprochen. Mit dieser Zusage wurde mit Herrn Ignaz Kellerhals ein weiterer Mietvertrag abgeschlossen und die Wohnung zum jährlichen Mietzins von 280 Franken übernommen. Am 15. Oktober 1910 zogen die drei Schwestern in ihre neue Wohnung am Gässli in Hägendorf ein und tauften ihr Heim «St. Gervas». Für die Möblierung dieser Schwesternwohnung kam wiederum der Frauenhilfsverein auf, musste sich dafür sogar verschulden und ein Darlehen bei der örtlichen Raiffeisenkasse aufnehmen. Mit der Gründung dieser neuen Schwesterngemeinschaft wurde auch die Zusammenarbeit mit dem Institut Ingenbohl vertraglich geregelt. Die unentgeltliche Krankenpflege für Mitglieder wurde eingeführt; Nichtmitglieder mussten einen bescheidenen Betrag bezahlen, wurden aber eingeladen, durch Bezahlung des Mitgliederbeitrages dem Frauenhilfsverein beizutreten.

Hilfe für Minderbemittelte

Schon seit Beginn seiner Existenz hat sich der Verein der Armen und Minderbemittelten angenommen. Die Hilfeleistungen bestanden vorwiegend in Lebensmittelgaben, wie Milchmarken und Brotgutscheinen oder auch in Kleidern und Schuhen. Mit grossem und ideellem Einsatz beschafften die Vorstandsmitglieder die Mittel für diese Unterstützungen. Sie sammelten monatlich die Beiträge bei den Vereinsmitgliedern ein, schrieben Bittbriefe an Industrie und Gewerbe und organisierten jährlich eine grosse Herbstsammlung. Mit Ross und Wagen wurden Früchte und Gemüse, Kleider und Stoffe eingesammelt; auch Bargeld wurde gerne entgegengenommen. Mit den Feldfrüchten wurde vorerst der Schwesternhaushalt für den Winter eingedeckt und dann bedürftige Familien versorgt; was übrig blieb gab man an andere karitative Institutionen weiter. In Arbeitsgruppen wurden bei wöchentlichen Zusammenkünften die erhaltenen Kleider geändert und neue genäht, um die Sachen dann zielgerichtet wieder abzugeben.
Ein grosses Anliegen des Pfarrers war zudem die Unterstützung der jeweiligen Erstkommunikanten, die durch ihn persönlich vorgenommen wurde, woran sich aber der Verein in erheblichem Masse finanziell beteiligte.

Die Kriegs- und Krisenjahre

Während dem Ersten Weltkrieg blieb die Kleinkinderschule mehrmals über längere Zeit geschlossen, weil das Lokal als Soldatenstube zur Verfügung gestellt werden musste oder die Schwester in den Armeesanitätsdienst abberufen wurde. In dieser Zeit besorgte der Frauenhilfsverein auf Anfrage des Platzkommandos noch zusätzlich Berge von Soldatenwäsche. Der Pfarrer stellte hiefür seine Wascheinrichtung zur Verfügung. Zusätzlich wurden für die Soldaten auch Socken gestrickt.
Die grosse Arbeitslosigkeit und die bittere Not der Krisenjahre forderten die Organe des Vereins immer wieder zu neuen Taten auf. Die vorwiegend materielle und befristete Hilfe in dieser schwierigen Zeit konnte manche Menschen davor bewahren, der Gemeinde zur Last zu fallen oder, wie man landläufig zu sagen pflegte, armengenössig zu werden.
Es mag erstaunen, dass es den Verantwortlichen trotz der weit verbreiteten Armut immer wieder gelang, die notwendigen Mittel aufzubringen, um nicht zu sagen zusammenzubetteln, damit sie jenen weitergegeben werden konnten, denen es noch schlechter ging. Gegen Schuldscheine vermittelte der Verein auch Saatkartoffeln und sogar Pflanzland.



Abb. 1
Kinder zwischen 3½ und 6 Jahren durften die Kleinkinderschule besuchen. Diese war von 1909 bis 1940 im Erdgeschoss des Hauses rechts (heute: Gässli Nr. 20) untergebracht. Darüber logierte die Ingenbohler Schwesterngemeinschaft «St. Gervas».

Eine weitere Aufgabe: die Wöchnerinnenpflege

Im Jahre 1920 legte sich der Frauenhilfsverein mit der Pflege und Unterstützung von Wöchnerinnen einen weiteren Aufgabenbereich zu. Mit dem Verein für Krankenpflege Olten, damals St. Martinsverein, wurde vertraglich geregelt, dass den Familien bei der Geburt eines Kindes für die Zeit des Wochenbetts St. Anna-Schwestern vermittelt werden konnten. Diese Schwestern wurden in Luzern speziell für solche Aufgaben ausgebildet und versorgten Familie, Mutter und Neugeborenes während einer befristeten Zeit.

Tarife

In finanzieller Hinsicht scheint das Jahr 1920 Bewegung in die Vereinskasse gebracht zu haben. Erstmals sind auch Taxen für Leistungen protokollarisch festgehalten:
Ausserdem ist noch vermerkt, dass dem Verein auf Bittgesuche hin vermehrte Spenden und Schenkungen zugeflossen sind, sodass die restlichen Schulden von der Einrichtung der Schwesternwohnung bezahlt werden konnten.

Einbindung der Mitglieder

Der Vorstand pflegte auch einen regen Kontakt zu seinen Mitgliedern, indem ausser der Jahresversammlung noch jährlich zwei bis drei Mitgliederversammlungen einberufen wurden. Diese dienten einerseits dazu, die Mitglieder über aktuelle Aufgaben und Anliegen zu informieren oder Anregungen aus ihrer Mitte entgegenzunehmen, anderseits waren diese Anlässe zugleich Erwachsenenbildung. So wurde den Anwesenden stets ein Vortrag geboten über wirtschaftliche oder politische Aktualitäten, über Volksgesundheit oder auch über religiöse Themen. Beim Durchlesen der Protokolle mag erstaunen, dass an einer solchen Versammlung im Jahre 1919 ein Vikar Allemann eine Rede zum Thema «Frauenstimmrecht» gehalten hat. Offenbar war dieser Geistliche seiner Zeit etwas voraus. Er muss durch Vorkommnisse in Deutschland und England inspiriert gewesen sein, wo das Frauenstimmrecht damals schon Tatsache war. Nach dem Grundsatz «Politik verdirbt den Charakter» hatte er jedoch den Frauen klar aufgezeigt, wo sie hingehören und wie sie sich auch ohne Frauenstimmrecht entfalten können.

Mitgliederbeitrag	Fr. –.80 pro Monat
Kinderschule	Fr. 2.– pro Kind und Monat, für jedes weitere Kind aus der gleichen Familie Fr. –.50
Krankenpflege	unentgeltlich
Wöchnerinnenpflege	Fr. 3.– pro Tag. Als Geburtsgeschenk erhielt die Familie eine Ermässigung von Fr. 1.– pro Tag während 10 Tagen
Fixe Ausgaben:	
Miete Schwesternwohnung und Kindergartenlokal	Erhöhung auf Fr. 700.– pro Jahr
Lohn Ordensschwestern	Fr. 800.– pro Schwester und Jahr

Pfarrheim an der Allerheiligenstrasse

1940 offerierte der seit 1937 im Amt stehende Pfarrer Theodor Zemp dem Vorstand in seinem neu erworbenen Haus an der Allerheiligenstrasse eine Schwesternwohnung und ein Lokal für die Kleinkinderschule zu einem wesentlich günstigeren Mietzins. Die Generalversammlung beschloss, dieses Angebot anzunehmen. Nach den notwendigsten Umbauarbeiten übersiedelten am 5. September 1940 Schwestern und Kindergarten in das Pfarrheim, wo noch heute der Kindergarten Oberdorf geführt wird. In weiser Voraussicht hatte Pfarrer Zemp dafür gesorgt, dass das Lokal auch über seinen Tod hinaus dem Zweck erhalten blieb.

Der Zweite Weltkrieg fordert erneuten Einsatz

Auch während dem Zweiten Weltkrieg blieb der Frauenhilfsverein seinem Gründungsgedanken «Hilfe zur Selbsthilfe» treu. Von einer eigens dafür ausgebildeten Leiterin wurden Kurse in neuzeitlichem Flicken, Ändern und Verwerten von gebrauchten Kleidern angeboten. Diese waren in der Zeit der Textilienrationierung von grossem Nutzen und wurden von den Frauen gerne besucht. Ausserdem wurden in Zusammenarbeit mit dem Samariterverein unter der Leitung einer der beiden Krankenschwestern Kurse in häuslicher Krankenpflege organisiert, wie dies übrigens auch schon früher der Fall war. Hilfe für die Wehrmänner war ebenfalls wieder gefragt. Protokollarisch festgehalten ist die Abgabe von achtzig Paar Socken und zwanzig Hemden.

Motorisierung

Als im Jahre 1952 eine der beiden Krankenschwestern schwer erkrankte und zur Pflege auf die Krankenstation in Ingenbohl verlegt werden musste, war es dem Mutterhaus infolge Schwesternmangel nicht mehr möglich, sie zu ersetzen. Da die verbleibende Krankenschwester nicht in der Lage war, allein und zu Fuss alle Kranken in beiden Gemeinden zu versorgen, wurde auf ihren Vorschlag hin die Motorisierung der Schwester erwogen. Die Anschaffung eines Autos war für den Verein damals finanziell nicht tragbar. Also entschloss man sich, im Einverständnis mit der Schwester, eine «Vespa» zu kaufen. Auf ein Gesuch hin beteiligte sich die Einwohnergemeinde mit 1000 Franken an den Kosten und sicherte auch für den Unterhalt einen Kostenbeitrag zu.

Laufende Anpassungen in Struktur und Aufgaben

Über all die Jahre passte sich der Frauenhilfsverein in sich und auch mit seinen Hilfe- und Dienstleistungen der jeweiligen Zeitepoche an:
Anstelle des monatlichen Einzugs der Mitgliederbeiträge durch den Vorstand wurde in jeder Gemeinde eine Einzügerin bestimmt, welche vierteljährlich bei den Vereinsmitgliedern vorsprach und auch die Herbstsammlung vornahm.
Zusätzlich zu den angestammten Hilfeleistungen wurden für die Vereinsmitglieder Kleider- und Hosenmachkurse angeboten und später auch Koch- und Blumensteckkurse. Als dann nach einigen Jahren andere Frauenvereine solche oder ähnliche Kurse



Abb. 2
Der Frauenhilfsverein organisierte in Zusammenarbeit mit dem Samariterverein verschiedentlich Kurse in häuslicher Krankenpflege. Kursleiterinnen waren die beiden in Hägendorf wirkenden Ordensfrauen.

offerierten, nahm der Frauenhilfsverein davon wieder Abstand.
Im Jahre 1960 wurde die «Vespa» der Krankenschwester, die ja Sommer und Winter bei jedem Wetter unterwegs sein musste, durch einen VW «Käfer» ersetzt. Dies geschah in praktischer und finanzieller Zusammenarbeit mit den beiden Einwohnergemeinden.
Als willkommene Ergänzung zu den doch vorwiegend ernsten und verantwortungsvollen Vereinsaufgaben wurde im Kontakt mit den Vereinsmitgliedern dem Frohsinn und der Entspannung von den Alltagssorgen mehr Platz eingeräumt. Der belehrende oder informative Vortrag an der Generalversammlung machte einem gemütlichen zweiten Teil Platz. Zu selbstgebrautem Kaffee und Tee wurde ein kleines Gebäck offeriert – wer erinnert sich nicht an die süssen «Schnecken» der ersten Jahre? Unter versierten Leiterinnen formierte sich jeweils aus Mitgliederfrauen eine Theatergruppe, welche die Anwesenden mit frohen und lustigen Darbietungen wie Sketchs, Reigen, Liedervorträgen und unterhaltenden Theaterstücken erfreute.
Alle zwei Jahre wurde ein Vereinsausflug organisiert, mit dem Ziel, den Teilnehmerinnen ein paar frohe Stunden zu bieten und sie zugleich mit etwas Schönem bekanntzumachen. Einmal war dies die Besichtigung eines historischen Städtchens oder eines kulturell interessanten Schlosses, dann wieder eine Führung durch eine Schokoladenfabrik oder ein «Kochkurs» bei der Schweizerischen Obstverwertungszentrale. Die gelöste Stimmung beim gemeinsamen Zvieri und der frohe Gesang auf der Heimreise waren jeweils Bestätigung, dass das gesteckte Ziel erreicht wurde.
Eines aber hat während all diesen Jahrzehnten in seinen Grundsätzen nie geändert, nämlich die unentgeltliche Arbeit der Vorstandsmitglieder. Immer wieder liessen sich Frauen finden, die ihre Zeit und Kraft in ideeller Weise dem grossen sozialen Werk zur Verfügung stellten.

Eigene Familienhelferin

Anfangs der sechziger Jahre war es dem Krankenpflegeverein St. Martin von Olten infolge Schwesternmangel nicht mehr mög-

lich, unseren Bedarf an St. Anna-Schwestern abzudecken. Der Vertrag wurde deshalb auf den 1. Januar 1963 gekündigt. Nun sah sich der Vorstand vor der Aufgabe, für die Wöchnerinnenpflege eine neue Lösung zu suchen. Erfreulicherweise liess sich Fräulein Anna Grimm aus Rickenbach in der Schule von Melchtal zur Familienhelferin ausbilden und stellte sich nach ihrer Diplomierung dem Frauenhilfsverein zur Verfügung. So kam es, dass die erste, 1964 vom Frauenhilfsverein angestellte Familienhelferin, aus den eigenen Reihen kam. Um den Kontakt mit dieser vorzüglichen Ausbildungsstätte auch für die Zukunft zu sichern, schloss sich unsere Institution dem «Verein Schweizerische Familienhilfe» an. Logischerweise hatte das neugeschaffene Vollamt der Familienhelferin auch finanzielle Konsequenzen, denn die Kosten konnten ja nur zu einem ganz bescheidenen Tarif weiterbelastet werden. Erfreulicherweise beteiligten sich die beiden Einwohnergemeinden an diesen Mehrkosten, sodass der Verein auch mit dieser neuen Hilfeleistung seinen Grundsätzen treu und sozial bleiben konnte. Die Familienhelferin wurde nicht nur bei Wöchnerinnen, sondern in zunehmendem Masse in Familien eingesetzt, in welchen die Mutter aus gesundheitlichen oder anderen Gründen nicht in der Lage war, für sie zu sorgen.

Eigenständigkeit

Bis zum Beginn der sechziger Jahre war der Frauenhilfsverein, zusammen mit dem katholischen Mütterverein, eine Institution der römisch-katholischen Pfarrei, welcher der jeweilige Ortspfarrer als Präses vorstand. Mit dem Bevölkerungszuwachs in beiden Gemeinden erfolgte auch vermehrt eine konfessionelle Durchmischung. Da die Aufgaben des Frauenhilfsvereins im allgemeinen öffentlichen Interesse lagen, entschloss man sich im Jahre 1962 zur Trennung der beiden Vereine. Der katholische Mütterverein übernahm selbständig die Aufgaben eines religiösen Standesvereins, und der Frauenhilfsverein wurde nunmehr als überkonfessionelle, politisch neutrale Institution allen Kreisen der Gemeinden Hägendorf und Rickenbach geöffnet.

Die Präsidentinnen des Frauenhilfsvereins

Name	Jahre
Ida Glutz-Büttiker	**1906 - 1927**
Lucie Glutz-Studer	**1927 - 1945**
Marie-Therese Glutz-von Reding	**1945 - 1961**
Ida Grimm-Studer	**1961 - 1964**
Cecile Mäder-Rippstein	**1964 - 1969**
Myrtha Häfeli-Hänggi	**1969 - 1993**
Ursula Zaugg-Näf	**1993**

Zusätzliche Kindergärten

Mit der zunehmenden Bautätigkeit und den wachsenden Einwohnerzahlen wurden auch laufend mehr Kinder für den Kindergarten angemeldet. Aufgrund der Tatsache, dass im Jahre 1968 siebzig Kinder eingeschrieben wurden, musste gehandelt werden. Eine solch grosse Klasse, wenn auch aufgeteilt, konnte der schon betagten Kindergärtnerin Schwester Avertina nicht mehr zugemutet werden. Nachdem das Kloster Ingenbohl das Gesuch um eine zweite Kindergärtnerin infolge Schwesternmangel abschlägig beantwortet hatte, gelangte der Vorstand an die Einwohnergemeinde und ersuchte um Eröffnung eines weiteren Kindergartens. Dem Gesuch wurde entsprochen und es entstand ein erster gemeindeeigener Kindergarten, dem nur kurze Zeit später ein weiterer folgte. Um die Koordination aller drei Kindergärten zu gewährleisten, wurde eine Kindergarten-Kommission ins Leben gerufen, in welcher der Frauenhilfsverein vertreten war. Unter diesen Umständen war es auch nicht mehr gerechtfertigt, dass der Kindergarten des Frauenhilfsvereins mit Mitgliedergeldern finanziert wurde. Auf Gesuch hin übernahm die Einwohnergemeinde ab 1971 diese Kosten. Die Rickenbacher Kinder konnten weiterhin die Kinderschule in Hägendorf besuchen, bis Rickenbach einen eigenen Kindergarten eröffnete.

Kinderhütedienst

In Zusammenarbeit mit andern örtlichen Frauenvereinen wurde im Jahre 1975 ein Konzept für einen Kinderhütedienst erarbeitet. Für das geplante Vorhaben konnte in Frau Marianne Ganz eine erfahrene Kindergärtnerin für die Leitung dieses Hütedienstes gewonnen werden. Mit Unterstützung durch weitere Helferinnen wurden Kleinkinder für einen Nachmittag pro Woche in Obhut genommen und mit ihnen ge-



Abb. 3
1971: Schwester Avertina mit einigen ihrer 30 Schützlinge auf der Spielwiese des Kindergartens an der Allerheiligenstrasse.

spielt und gebastelt. Ein bescheidener Kostenanteil wird von den Eltern entrichtet, doch im wesentlichen wird dieser Kinderhütedienst, der im Laufe der Jahre zur «Spielgruppe» wurde, vom Frauenhilfsverein getragen und finanziert. Diese Dienstleistung ist auch heute noch sehr beliebt und gefragt.

Eigeninitiative zu Gunsten der Vereinskasse
Um der ständigen Finanzknappheit etwas entgegenzuwirken, beschloss der Vorstand, einen Bazar durchzuführen. Unter Mitarbeit vieler Frauen aus den beiden Gemeinden wurde während Monaten bei unzähligen Zusammenkünften fleissig genäht, gestrickt und gebastelt. Es waren Arbeitsabende, die unvergessen bleiben, denn sie wurden von Kameradschaft und Zusammengehörigkeit getragen. So konnte am 30./31. Oktober 1976 in den Räumen der neuen Kindergärten im Rolli eine breite Palette von hübschen und nützlichen Artikeln für den weihnachtlichen Gabentisch präsentiert und angeboten werden. In einer Kaffeestube wurden die Gaumen noch zusätzlich mit köstlichem Hausgebäck verwöhnt. Für die Vereinskasse hat sich der Aufwand gelohnt, denn ein grossartiger Gewinn konnte zu Gunsten von Vereinsaufgaben erwirtschaftet und einem Sozialfonds zugewiesen werden.

Die Schwesterngemeinschaft
Mit Hingabe und treuer Pflichterfüllung, auf dem Grundstein christlicher Nächstenliebe, wirkten die Ordensschwestern über all die Jahre in unseren beiden Gemeinden. Als Ordensfrauen waren sie auch Vertrauenspersonen für viele Menschen und aus dem Dorfbild ganz einfach nicht mehr wegzudenken. Gemäss den Ordensregeln durfte eine Schwester nur für eine befristete Zeit in einer Gemeinde verbleiben, wurde dann vom Mutterhaus einem neuen Wirkungsfeld zugewiesen und durch eine andere Schwester ersetzt. So kam es, dass relativ viele Wechsel in der Gemeinschaft zu verzeichnen waren. Auf die Wahl einer Schwester konnte der Vorstand nie Einfluss nehmen.
Bis 1972 lebten die Schwestern in der ganz bescheidenen und nur mit dem Allernotwendigsten ausgerüsteten Wohnung an der Allerheiligenstrasse. Durch viele Bau- und Renovationsarbeiten am alten Hause wurde die Wohnqualität noch zusätzlich beeinträchtigt. Dies veranlasste die Obern des Klosters, den Vorstand zu beauftragen, für die Schwestern eine neuzeitlichere Wohnmöglichkeit zu suchen. Im Mehrfamilienhaus der Bürgergemeinde bot sich eine Zweieinhalbzimmerwohnung an, die den Anforderungen zur damaligen Zeit entsprach. In finanzieller Hinsicht kam die Bürgergemeinde dem Verein in Form reduzierter Wohnungsmiete entgegen. Die folgenden Jahre brachten auch für die Schwestern immer mehr Arbeit, sodass ihnen das Mutterhaus zur Entlastung eine ältere Mitschwester für die Besorgung des Haushalts zugestand. Für drei Personen war jedoch die Wohnung wieder zu klein, und so stand eine erneute Wohnungssuche und eine weitere «Züglete» bevor. Im Hause der Familie Hug am Kirchrain wurde eine ansprechende und geräumige Wohnung gefunden, wo die Schwestern auf den 1. Juli 1980 einziehen und sich über Jahre wohl fühlen konnten.

Schwester Ingeberga
Es wurde bewusst darauf verzichtet, Namen einzelner Ordensschwestern zu erwähnen. Das Mutterhaus hat uns über all die

vielen Jahre immer fachlich bestens geschulte Ordensfrauen zugewiesen, die ihre Aufgaben zum Wohle der ihnen anvertrauten Mitmenschen, ob jung oder alt, mit grossem Einsatz und getreu ihrem Gelübde erfüllt haben. Doch eine Ausnahme sei gestattet, und die Krankenschwester Ingeberga Baur erwähnt. Aufgrund verschiedener Umstände hatte sie die Möglichkeit, von 1962 bis 1979 während 17 Jahren in unseren Gemeinden zu wirken, und sie fühlte sich bei uns zu Hause. Als Dank und Anerkennung für ihren unermüdlichen Einsatz hat sich der Vorstand des Frauenhilfsvereins damals dafür eingesetzt, dass Schwester Ingeberga, die deutscher Abstammung war, das Schweizer Bürgerrecht erlangen und Hägendörfer Bürgerin werden konnte. Für die Schwester war dies ein Geschenk von unschätzbarem Wert, und sie war zeitlebens stolz auf ihren Schweizer Pass.

Grosser Schwesternmangel führte zu Vertragsauflösung

Es ist verständlich, dass auch in einem Kloster, das seine Ordensleute der Öffentlichkeit zur Verfügung stellt, die Zeit nicht Halt macht. So mussten die Gehälter der Schwestern, die über Jahrzehnte sehr bescheiden waren und dem Verein die unentgeltliche Krankenpflege ermöglichten, laufend angepasst werden, bis diese anfangs der neunziger Jahre dem Lohnregulativ des Kantonalverbandes unterstellt wurden.

Während der langjährigen Zusammenarbeit mit dem Institut Ingenbohl wurde der Vorstand des Frauenhilfsvereins nie in Unkenntnis gelassen, dass ein immer grösserer Schwesternmangel Tatsache und der Verbleib der Ordensschwestern eine Frage der Zeit sei. Es konnte auch beobachtet werden, dass in der näheren und weiteren Umgebung laufend Ordensgemeinschaften aus diesem Grunde aufgehoben werden mussten. So kam es, dass im Jahre 1990 die Kündigung der Kindergartenstelle eintraf und auf den 30. Juni 1993 die endgültige Vertragsauflösung erfolgte.

Rückblickend sei hier festgehalten, dass unsere Gemeinden dem Institut Ingenbohl zu grossem Dank verpflichtet sind. Nicht nur in finanzieller Hinsicht, sondern vor allem auch in der menschlichen Begegnung und Betreuung durften wir über Generationen von den ideellen Qualitäten und der vorbehaltlosen Hilfsbereitschaft der Ordensschwestern in unseren Dörfern profitieren.

Hilfe und Pflege sind gefragt

Der Bereich *Familienhilfe/Hauspflege/Betagtenhilfe* verlangte vom Vorstand in den letzten Jahren immer wieder neue Anpassungen. Gehen doch gesamtschweizerisch die gesundheitspolitischen Ziele in die Richtung, dass der Hilfe und Pflege zu Hause immer mehr Bedeutung zukommt – SPITEX! Schon seit längerer Zeit beschäftigt der Frauenhilfsverein zwei vollamtliche Familienhelferinnen/Hauspflegerinnen und eine stattliche Anzahl Frauen aus den beiden Gemeinden, welche stundenweise Hilfeleistungen erbringen. Die Erfahrung zeigt, dass die Anfragen das Angebot laufend übersteigen, sodass ständig Hilfe von den umliegenden Organisationen geholt werden muss.

Wie wird der Verein heute finanziert?

Mit den wachsenden Aufgaben und dem dazu erforderlichen Personal, welches nach den Lohnvorgaben des Kantonalverbandes entschädigt werden muss, sind auch die Ausgaben des Frauenhilfsvereins in den letzten Jahren massiv angestiegen. Dank Mitgliederbeiträgen, Spenden, Subvention der AHV und vor allem durch die finanzielle Beteiligung der beiden Einwohnergemeinden im Verhältnis ihrer Einwohnerzahlen, ist es dem Verein nach wie vor möglich, Sozialtarife für die erbrachten Leistungen anzubieten. Doch war es unumgänglich, diese Pflegetaxen und Tarife immer wieder anzupassen, denn das nach wie vor karge Eigenkapital des Vereins kann Defizite nicht verkraften.

Namensänderung

An seiner Generalversammlung vom 1. April 1993 stimmten die Mitglieder des Frauenhilfsvereins einer neuen Namensgebung zu, die seine sozialen Aufgaben aussagekräftiger dokumentieren soll. Seither nennt sich der Frauenhilfsverein Hägendorf-Rickenbach *Familienhilfe- und Krankenpflegeverein Hägendorf-Rickenbach.*

Der Name ist neu, doch die Aufgaben und Ziele sind – den heutigen Bedürfnissen angepasst – die gleichen geblieben.

Quelle: Die Vereinsprotokolle

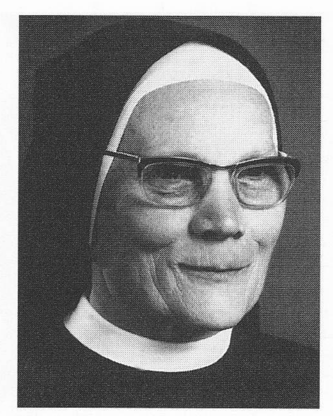


Abb. 4
Siebzehn Jahre wirkte Schwester Ingeberga Baur als Krankenschwester in Hägendorf und Rickenbach. Als Zeichen des Dankes und der Wertschätzung erhielt die gebürtige Deutsche das Bürgerrecht von Hägendorf.

Hans A. Sigrist

Das Lehen im Wuest

Das Staatsarchiv Solothurn besitzt zwei wunderschöne Pläne aus dem 18. Jahrhundert, die schon lange meine Bewunderung und meine Neugierde geweckt haben. Welche Bedeutung hatte das «Lächen in dem Wuost»? Ich bin der Sache nachgegangen und habe Einblick in das Streben und die Mühsal der dörflichen Bevölkerung während den beiden vorangegangenen Jahrhunderten erhalten.

Das Weideland wird knapp

Unsere Wälder und Juraweiden, heute als Naherholungsgebiet geschätzt, hatten für unsere Vorfahren grosse wirtschaftliche Bedeutung. Dies galt speziell für die Bewirtschafter der auf Rodungsflächen entstandenen Berghöfe. Topographie und Höhenlage liessen hier nur Viehhaltung und Weidewirtschaft zu, während für die der Dreifelderwirtschaft verpflichteten Dorfbewohner der Ackerbau absoluten Vorrang hatte. Diese liessen ihr Vieh auf der Allmend, im Wald, nach der Ernte auf den Stoppelfeldern der Zelgen und auf der Brache weiden[1].

Ab Mitte des 17. Jahrhunderts stellten vorab die reichen Bauern vom traditionellen Getreidebau auf die ertragreichere Graswirtschaft um[7]. Die Obrigkeit bewilligte den Gemeinden zudem vermehrt das Ausscheiden sogenannter Einschläge, Bünten und Rüttenen aus den Gemeindewäldern und Allmenden. Diese meist kleinen Landstücke durften privat genutzt werden; sie unterstanden nicht mehr dem Flurzwang und gingen somit der Allgemeinheit als Weidefläche verloren[2]. Dadurch entstand auch in Hägendorf nach und nach eine Weidelandverknappung. Zusätzlich verschärft wurde hier die Situation durch den Verlust der Weidfahrt in den Orswald (= Fasiswald), ein Recht, das noch 1554 vom Rat bestätigt worden war[3].

Des einen Freud – des andern Leid

Eine Gelegenheit, neues Weideland ausserhalb des Dorfes zu finden, zeichnete sich im «Wald», in der Mulde nördlich der Linie Homberg – Schlössli – Drotziejer, ab. Seit Beginn des 16. Jahrhunderts lebte und expandierte dort das Geschlecht der Studer. 1544 erhielt Lienhard Studer für das südlich des Drotziejer neu gerodete Land gar einen obrigkeitlichen Lehenbrief, was die Gründung des Hofes zu Berkiswil, des heutigen Allerheiligenberges, ermöglichte[4]. Etwa hundertdreissig Jahre später sahen sich die Studer gezwungen, ihren 230 ha grossen Hof zu verkaufen. Sie blieben fortan als Lehensleute des neuen Besitzers, des Solothurner Ratsherren Johann Carl Grimm, auf dem Berg[5]. Da sie gleichzeitig die von ihnen bisher bewirtschafteten Matten hinter dem Drotziejer im Wuest aufgeben mussten, wurden dort grosse Weideflächen frei.

In den ersten Septembertagen des Jahres 1680 sandte Hägendorf eine Delegation zum Landvogt auf Schloss Neu Bechburg in Oensingen. Sie ersuchte um die Bewilligung, Vieh im Wuest weiden zu dürfen. Die Bittsteller gaben an, schon ihren Voreltern sei dort einmal das Weiderecht gewährt worden. Damit meinten sie wohl die Weidfahrt in den Orswald. Am 14. September leitete der Vogtschreiber das Gesuch an Schultheiss und Rat von Solothurn weiter[6]. Bereits vier Tage später beschloss dieser, «unseren getreüwen lieben Underthanen der Gemeind Hägendorff uff dero underthäniges Bitten undt Anhalten hin den

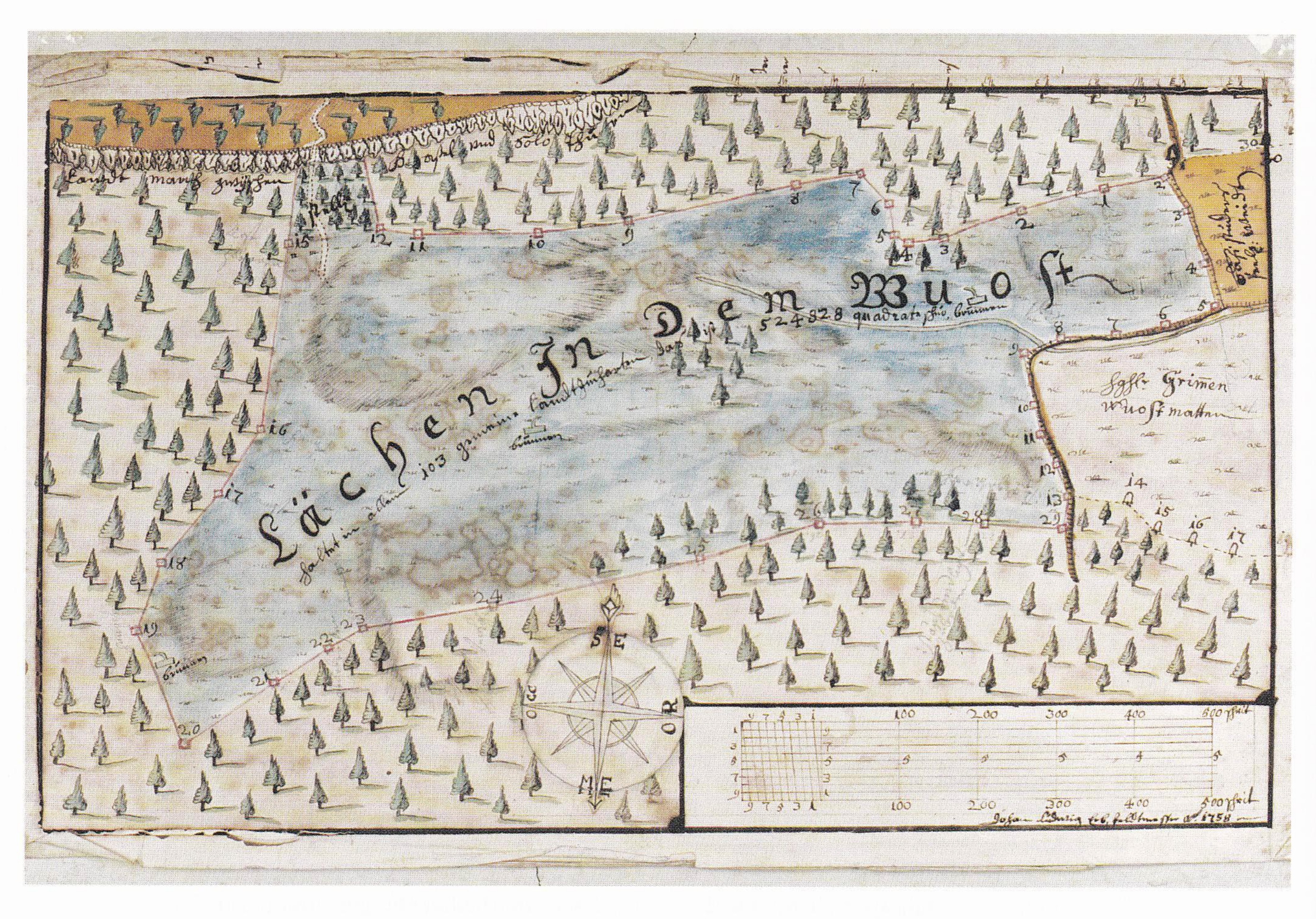


Abb. 1
Der 35 x 22 cm grosse Plan wurde 1758 im Zuge der zweiten Vermarchung von Feldmesser Johann Ludwig Erb von Solothurn aufgenommen.

so genandten Wuest … auff dreyssig Jahr lang zenutzen undt zeweyden gnädig überlassen ...» zu wollen[7]. Vertragsbeginn war der Michaelistag (29. 9.) 1680.
Das erstaunlich schnelle Eingehen auf die Bitte der Gemeinde Hägendorf lässt darauf schliessen, dass dem Rat das Gesuch nicht ungelegen gekommen war. Statt einzelne Stücke zu verpachten, deren jährlicher Zinsertrag keineswegs gesichert war und deren ungenauer Grenzverlauf stets Streitigkeiten auslösen konnte, bot sich nun die Möglichkeit, das ganze Gebiet grossräumig als Lehen abzugeben.

Ein Recht und viele Pflichten

«Der Lechenbrief umb den Berg der Wuest genant» wurde am 18. September 1680 ausgestellt. Darin wird die Lage und Ausdehnung des Lehengebietes umschrieben: Die Nordgrenze bildet die «Schneeschmeltzi», der Grat der Gwidem- und Geissflue. Die Südgrenze verläuft «der Schneeschmeltzi nach gegen Oberwind», dem Drotziejer-Grat entlang. Im Westen stösst das Lehen im Spalen an den Grenzhag des Standes Basel und im Osten reicht es bis an «Fasi Studers Berg» den Fasiswald, und «Höffers Hag undt Matten», den heutigen Wuesthof. Mehr als die Hälfte dieses Gebietes war bestockt, galt als Hochwald und durfte deswegen in keiner Weise von den Untertanen genutzt werden. Für das zugesprochene Weiderecht auf den waldfreien Flächen musste Hägendorf jährlich 40 Kronen Zins entrichten, altes Gras und Gestrüpp entfernen und bei Auf- und Abfahrt des Viehs auf die Schonung der angrenzenden Güter achten. Die in Aussicht gestellte Vermarchung des Lehens im Beisein der Beiräte Philipp Glutz und Urs Jacob Schwaller und des Landvogtes Johann Josef Sury sollte vollumfänglich zu Lasten der Gemeinde Hägendorf gehen. Es wurde eine dreissigjährige Lehensdauer festgesetzt[7].

Gnade und Ungnade der Gnädigen Herren

Bereits fünf Jahre nach Empfang des Weiderechts im Wuest verärgerten die Hägendörfer die Gnädigen Herren in Solothurn

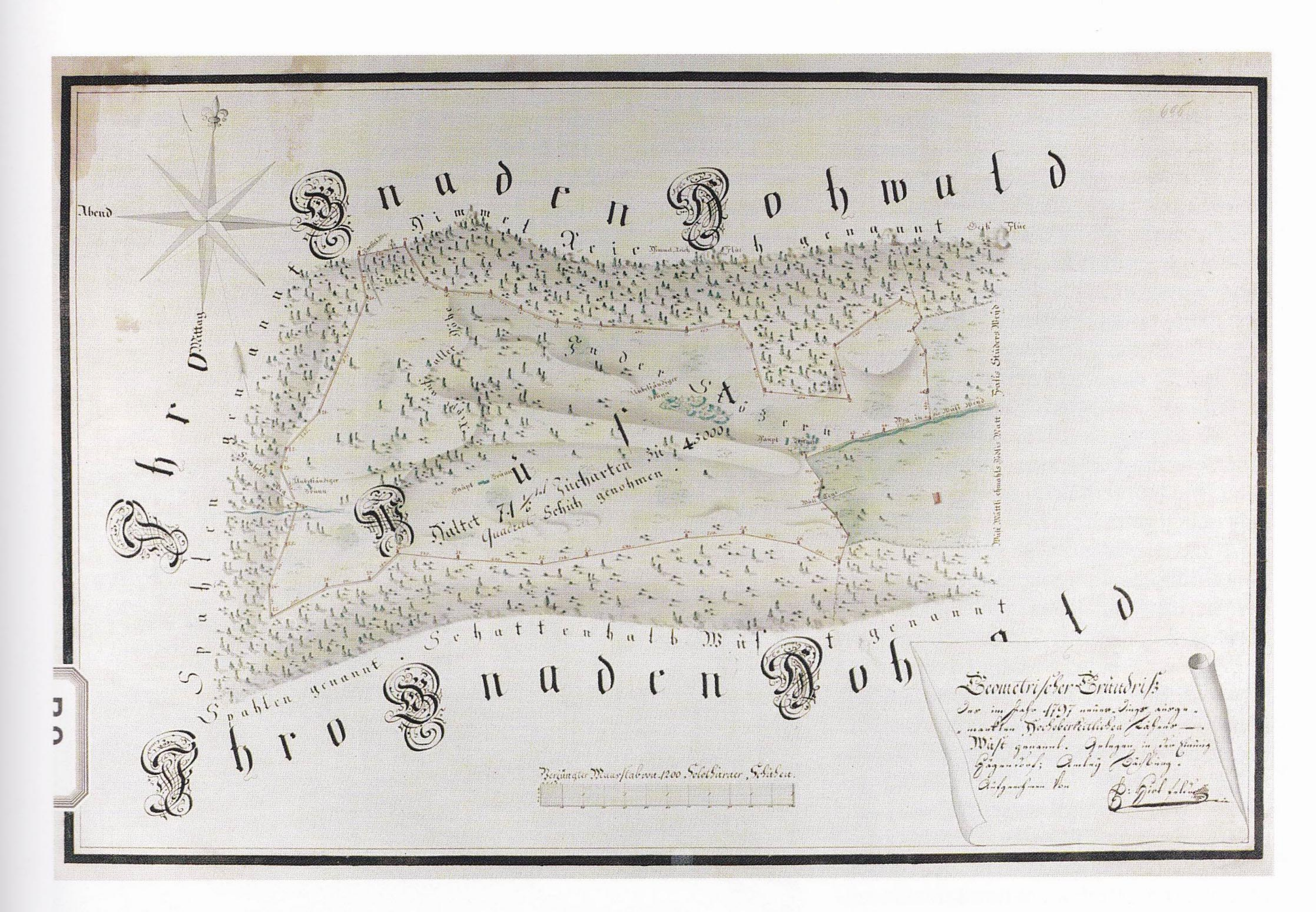


Abb. 2
Der von Feldmesser Franz Xaver Hirt anlässlich der dritten Wuest-Vermarchung im Jahre 1797 gezeichnete Plan misst 70 x 50 cm. Er besticht durch seine exakte und feine Gestaltung.

durch unerlaubtes Schwenden, d. h. Abbrennen von Holz im Lehengebiet. Die Strafe: 20 Pfund – jährlich[8]! Und dabei sollte es «zu allen Zeiten» bleiben! 1693 geriet die Gemeinde erneut in Konflikt mit der Regierung: Für eine nicht näher bezeichnete Straftat – vermutlich Holzfrevel – wurde ihr eine Busse von 200 Pfund auferlegt. Da die Gemeinde höchstens 100 Pfund aufbringen konnte, blieb ihr nur ein Bittgang zum Vogt auf Bechburg in der Hoffnung, Busserlass oder zumindest Ermässigung zu erreichen[9]. Als Solothurn 1704 wieder Unregelmässigkeiten im Wuest feststellte und gleichzeitig ruchbar wurde, dass Gervas Studer im Oswald (Fasiswald) unerlaubterweise eine Schmiede betrieb[10], fiel Hägendorf in Ungnade. Der Rat entzog das Weiderecht «umb solche weyd ferners nach Unserem gefallen anderwärtig zu verleichen». Wohl als vorsorgliche Erziehungsmassnahme gedacht, hatte der Landvogt den Hägendörfern eine Geldstrafe von 100 Pfund anzudrohen, falls diese sich erneut am Holz im Wuest vergreifen würden. Weil ein im darauffolgenden Frühling durchgeführter amtlicher Augenschein im Wuest nichts Nachteiliges zutage brachte, und weil es offenbar an anderen Interessenten für das doch recht abgelegene Weideareal fehlte, überliess der Rat das Lehen für ein weiteres Jahr zum bisherigen Zins. Als Gegenleistung verlangte er von Hägendorf die Erstellung eines Hages entlang der Landmarch (Grenze) zu Basel, die westlich der Weide, durch den Spahlen verläuft. Der Feldmesser Melchior Erb solle die nötigen Anweisungen dazu geben[11]. Im Mai 1705 empfahlen die mit den Vermarchungsvorbereitungen der Weide betrauten drei Funktionäre ihrer Obrigkeit, das Lehen trotz ausgesprochener Kündigung den Hägendörfern nochmals zum bisherigen Zins zu überlassen, weil «die dasige Weyd schön, undt (es) an der Zeit (sei) selbige zu nutzen»[12].

Ein Recht und noch mehr Pflichten

Ein Jahr darauf, am 24. April 1706, erschien ein Gemeindeausschuss vor Schultheiss

und Rat in Solothurn und erreichte durch «unterthänige gehorsambste Bitt» die Erneuerung des Lehenbriefes für 24 Jahre.
Dass auf den Solothurnischen Leitsatz «s isch immer so gsi» kein Verlass war, bekamen die Hägendörfer schmerzlich zu spüren: Statt der bisherigen 40 Kronen mussten sie nun jährlich 60, ab 1710 sogar 80 Kronen pro Jahr entrichten. Die jährliche Zahlung der 20-Pfund-Busse aus dem Jahre 1685 kam dazu. Dem Vogt zu Bechburg wurde das Recht eingeräumt, jährlich ein Füllen oder zwei Stiere kostenlos weiden zu lassen. Der neue Lehenbrief verpflichtete die Gemeinde neben dem üblichen Weideunterhalt zum Einzäunen des inzwischen vermarchten Gebietes[8]. Mit dieser Auflage beabsichtigte der Rat, die angrenzenden hochobrigkeitlichen Hochwälder vor dem weidenden Vieh und – so ist zu vermuten – auch vor frevlerischen Übergriffen der Weideberechtigten besser zu schützen. Ohne die bereits abgezäunte Ostgrenze des Lehens, die Weide des Fasi Studer (Fasiswald) und die Grimmen Wuestmatten (ehemals Hodlismatt), blieben immer noch gute zwei Kilometer Zaun zu erstellen. Zwar gehörte das Aufrichten und Abbrechen von Zäunen in der damals praktizierten Dreifelderwirtschaft zum Jahresrhythmus; ein hartes Stück Arbeit war es trotzdem! Wenn auch das Ausreuten des überall wuchernden Weidegestrüpps zur Beschaffung der Hagstecken eine nicht zu unterschätzende Vergrösserung und Verbesserung der Nutzfläche versprach, so hielt sich die Begeisterung über diese neue Bestimmung wohl dennoch in Grenzen…

Die erste Vermarchung

Die im ersten Lehenbrief von 1680 in Aussicht gestellte Vermarchung erfolgte um 1705. Altrat Urs Jacob Schwaller, Stadtschreiber Johann Jacob Joseph Glutz, Gemeinmann Johann Friedrich von Roll und Jungrat Zeugherr Frantz Niclaus Schwaller hatten die «weydt ...mit marckhen ausgelochet». Ein Grundriss dieser Steinsetzung, der im Archiv «in der Bächburger truckhen» deponiert worden war, fehlt leider heute. Dafür enthält der Lehenbrief von 1706[8] eine Beschreibung des Marchverlaufs nach damals üblichem Standard: Von der nordöstlichen Ecke des Lehens ausgehend sind die Steine fortlaufend numeriert. Die Distanz von Stein zu Stein ist in Schritten (1 Schritt = 75 cm) angegeben. Richtungsänderungen im Grenzverlauf werden z. B. mit «grad hinauf», «gegen Mittag» (= südwärts), «gegen Oberwind» (= westwärts) usw. angezeigt. Die Lage der Steine wird mit Begriffen wie «auff einer Höche», «in einem Eggen», «bey einer jungen Buechen», «auff einem Büchel» (= Hügel) usw. umschrieben. Hilfreiche Anhaltspunkte für die Rekonstruktion der Ausmarchung sind an das Lehen anstossende Parzellen wie «Fasy Studers Weydt», «Grimmen Gueth» aber auch Angaben wie «in der Höche des Rippis» oder «an dem Weeg wo man in den Wuest fahret». Die Kosten für die Steinsetzung, 75 Pfund, hatte der Gemeindesäckel zu tragen[13].



Abb. 3
Handelt es sich bei dieser markanten Geländekante an der Grenze zwischen flacher Weide und steil abfallendem Waldareal um Überreste des von der Obrigkeit 1754 geforderten «Dentsch»?
Foto: H. A. Sigrist

Schlechte Zeiten

Auf «underthänig bittliches Anhalten» eines Hägendörfer Ausschusses hin erneuerten Schultheiss und Rat den Lehenbrief am 13. September 1730 für weitere 24 Jahre. Zins und Nutzungsbedingungen des vorangegangenen Briefes übernahm man unverändert. Der inzwischen wohl fertiggestellte Hag wird nicht mehr erwähnt[14].
Die Lehen-Erneuerung im Jahre 1754 vollzog sich in der gleichen Weise[15]. Die Vertragsbedingung, es dürfe kein fremdes Vieh ohne Erlaubnis des Amtmanns im Wuest gesömmert werden und das Verbot, dort Geissen zu weiden, lassen auf tiefgreifende wirtschaftliche und soziale Veränderungen im Dorf schliessen. Tatsächlich führte da-

mals der kontinuierliche Bevölkerungszuwachs zu einer Verarmung der bisherigen Mittelschicht, da es an genügend Arbeitsplätzen fehlte und der grösste Teil des bebaubaren Bodens fest in Händen einer kleinen dörflichen Oberschicht war. Offenbar wurde der Wuest mangels ausreichender Weideflächen im Dorf mit Geissen bestossen und übernutzt. Es erstaunt deshalb nicht, dass die Obrigkeit nun verlangte, die Weide sei anstelle eines Hages mit einem Graben oder mit einer vier Schuh (1,20 m) hohen Trockenmauer gegen den Wald abzugrenzen.
Dass schlechte Zeiten herrschten, illustriert auch ein Protokolleintrag des Vogtschreibers auf Bechburg vom 25. April 1759. Damals trugen Jakob Rötheli, Gerichtssäss, und Jakob Kamber dem Vogt auf Bechburg die Bitte vor, man möge erlauben, Vieh aus dem Basel- und Bernbiet im Wuest zu sömmern um den Lehenzins entrichten zu können, da es im Dorf zu wenig Grossvieh gebe.[16] Im Klartext hiess das: Viele Dorfgenossen haben ihre Kühe verkaufen müssen; der Gemeindesäckel ist leer.

Die zweite Vermarchung

Die zweite Vermarchung und Planaufnahme fand im Jahre 1758 statt. Am 18. Oktober übergab der Lächenvogt Altrat Johann Carl Grimm der Kanzlei die «Steinsatzung in dem Wuost hinder Bärckhisweill» zur Archivierung[17]. Das Dokument besteht aus einem 35 x 22 cm grossen kolorierten Plan und einer Marchbeschreibung[18]. Der Vergleich mit jener von 1705 ist in verschiedener Hinsicht sehr aufschlussreich. Von den ursprünglich 36 Steinen waren etliche umgestürzt, zerbrochen oder gar verschwunden. Dies stellt weder dem verwendeten Material – Jurakalk aus einem nahen Bruch – noch den Nutzniessern ein gutes Zeugnis aus. Der Lächenvogt begnügte sich nicht mit der Instandstellung der alten Marken; mit fünf zusätzlichen Steinen wurde die Grenzziehung verfeinert, alle neu zu setzenden Steine liess er mit Kohle- und Ziegelstücken unterlegen und den Grenzzeichen wurden die im Plan aufgeführten Nummern eingemeisselt.
Der mit der Vermarchung betraute Feldmesser Johann Ludwig Erb von Solothurn vermass die Distanzen zwischen den einzelnen Steinen in Schuh (1 Schuh = 30 cm). Addiert man diese, so ergibt sich eine Grenzlänge von 2910 Metern; jene der ersten Vermarchung beträgt 2665 Meter. Die Differenz von 245 Meter ist einerseits der verfeinerten Linienführung und den unterschiedlichen Masseinheiten Schritt und Schuh, anderseits aber auch dem über weite Strecken unwegsamen Gelände zuzuschreiben. Die von Erb erstmals ermittelte Fläche des Lehengebietes beträgt «524 828 gevierte Solothurner Schuo – die machen 103 gemeine landtjucharten und 1 Viertel und 1776 quadrat schuo». Aus Jucharten umgerechnet sind das 37,18 Hektaren. Später wird diese Flächenangabe deutlich nach unten korrigiert.

Trockenmauern und Gräben

Aus der Grenzbeschreibung ist ersichtlich, wie weit die Hägendörfer der im Lehenbrief von 1754 erhobenen Forderung nach Trockenmauern und Gräben nachgekommen waren: Vom Stein Nr. 2 in der NO-Ecke des Lehens der Nord-Grenze entlang bis zum Stein Nr. 4 stand eine 260 m lange Trockenmauer. In der NW-Ecke des Lehens, dort wo noch heute der Weg vom Gwidem auf die Wuestweide mündet, trennte ost- und westseits ein insgesamt etwa 300 Meter langes «Dentsch», auch «Scheidtgraben» genannt, die Weide vom Hochwald. Hier hatte die Obrigkeit «aus sonderen Gnaden» eine «Stelli» zugelassen, einen mit hohen Bäumen bestandenen Platz, wo das Vieh Schutz vor der Sommerhitze fand.

Auch ein Feldmesser macht Fehler

Johann Ludwig Erbs Plan[18] beschränkt sich auf das Wesentliche: die Lage und Numerierung der Steine, die angrenzenden Privatgüter und den obrigkeitlichen Hochwald. Die Darstellung der Topographie erscheint aus heutiger Sicht eher dürftig. Mit feinen Schraffuren versucht er markante Geländeformen anzudeuten. Der Bachlauf ist eindeutig zu grob und zu lang geraten. Die für den Weidebetrieb unverzichtbaren Brunnen sind eingetragen, nicht aber der Weg für die Auf- und Abfahrt des Viehs von Hägendorf. Dass Erb die Krete der Gwidemflue irrtümlicherweise als «Landtmarch», als Standesgrenze zu Basel bezeichnete, war ein starkes Stück. Damit hatte er, zumindest auf dem Papier, das ei-

fersüchtig gehütete Territorium seiner Auftraggeber verkleinert. Ob er wohl deswegen zur Verantwortung gezogen worden war?

Das Lehen, ein Gewohnheitsrecht

Der Lehenbrief von 1778[19] unterscheidet sich inhaltlich in nichts von jenem aus dem Jahre 1754. Die wiederholte Forderung nach Grenzgräben oder -mauern beweist, dass nach dem Bau weniger Teilstücke die Lust oder wohl eher die Kraft dazu erlahmte. Jedenfalls war die Gemeinde von der Obrigkeit dafür nicht belangt worden. Das Lehen scheint beinahe Gewohnheitsrecht geworden zu sein, denn das neue Dokument wurde erst zwei Jahre nach seiner Inkrafttretung ausgestellt. Die Vertragsdauer sollte wie eh und je nach 24 Jahren, am Michaelistag 1802, enden. Doch der Franzoseneinfall änderte einiges...

Schon wieder eine Vermarchung!

1780, also bereits 22 Jahre nach der Vermessung durch Johann Ludwig Erb, verlangte der Rat anlässlich der Erneuerung des Lehenvertrages, der Wuest müsse auf Kosten der Gemeinde neu ausgesteint werden[20]. Ebenso wie bei den beiden vorangegangenen Steinsetzungen wurde als Grund Holzfrevel der Hägendörfer im Hochwald angeführt. Aber erst 17 Jahre später, am 10. Juli 1797, beauftragte die Oeconomie-Kammer Herrn Ratsschreiber Johann Georg Krutter den Wuest zu besichtigen, mit den archivierten Unterlagen zu vergleichen und einen Bericht und Antrag zur Neuvermarchung zu verfassen[21]. Trotz intensiver Suche im Archiv und in der «Canzley» liessen sich weder die Pläne noch die Marchbeschreibungen der vorangegangenen Vermarchungen von 1705 und 1758 finden. Einzig die dem Lehenbrief von 1706 angefügte «dunkle» (= vage) Beschreibung war greifbar. Zudem fehlten im Wuest etliche der anno 1758 gesetzten Steine. Deshalb beauftragte die Oeconomie-Kammer am 18. September 1797 den Ratsschreiber Krutter und Feldmesser Franz Xaver Hirt, die dritte Vermarchung des Wuest «der alten Spur nach» durchzuführen. Offenbar trafen die beiden Männer gründliche Vorabklärungen und Vorarbeiten und wussten die Hilfskräfte effizient einzusetzen. Allein so lässt sich erklären, dass das Werk in nur vier aufeinanderfolgenden Arbeitstagen im Wuest fertiggestellt war. Am 6. Oktober war das ganze Lehengebiet neu vermessen und beschrieben. Von den insgesamt 48 Grenzzeichen hatten 19 neue Steine gesetzt und 25 alte Steine neu aufgerichtet werden müssen. Zudem war die fortlaufende Stein-Numerierung auf den neuesten Stand gebracht worden. Diese Leistung beeindruckt auch heute noch.

Der von Hirt aufgenommene «Geometrische Grundriss»[21] besticht durch seine liebevolle Ausgestaltung. Der aufmerksame Betrachter kann eine Vielzahl interessanter Details entdecken: Brunnen, Wege, markante Geländepunkte, alles minutiös gezeichnet und beschriftet. Die Topographie wirkt erstaunlich plastisch und stimmt weitgehend. Die mit 71 1/6 Jucharten (= 28,82 Hektaren) angegebene Fläche des Lehens scheint richtig berechnet zu sein; jedenfalls halten sich spätere Angaben in der gleichen Grössenordnung.

Das Lehen wird Gemeindebesitz

Am 2. März 1798 kapitulierte die Stadt Solothurn, oder vielmehr die Gnädigen Herren vor den anrückenden französischen Truppen. Tags darauf löste General Schauenburg die patrizische Regierung auf. Die Vögte und alle anderen Funktionäre wurden ihrer Ämter enthoben.

«Die Wust Weid 71 Jucharten ist während der Helvetischen Regierung der Gemeind Hägendorf um L 13425 verkauft, und der Verkauf am 18 Hoor (Februar) 1801 von dem gesetzgebenden Rath ratificiert worden.» Mit diesem knappe Eintrag auf Seite 87 im Lehenbuch Bechburg VIII müssen wir uns begnügen. Dass die helvetische Regierung von Finanznöten geplagt war und deshalb Vermögenswerte des Ancien Régime und der Kirchen versilberte, ist bekannt. Über die näheren Umstände des Wuest-Verkaufs und über die Hintergründe, wie die Gemeinde die ansehnliche Summe beschaffen konnte, wissen wir nichts.

Wuestmatten-Versteigerung

Neue Besitz- und Machtverhältnisse sowie die schrittweise Auflösung der Dreifelderwirtschaft brachten auch grosse Umstellungen im dörflichen Leben. Wie lange und nach welchen eigenen Richtlinien die Hä-

gendörfer den Wuest noch als Sömmerungsweide nutzten, ist nicht festzustellen. Das Gemeindeversammlungsprotokoll erwähnt erstmals am 28. Oktober 1838[22], dass die Wuestmatten auf sechs Jahre an Bürger versteigert werden. Die Bezeichnung «Matten» verrät die neue Nutzungsart: Das Wuestgras wurde geheuet. Die dörfliche Behörde stand nun vor der gleichen Aufgabe wie Jahrzehnte zuvor die Gnädigen Herren; sie musste den Grundbesitz der Gemeinde, Wälder und Weiden, vor rücksichtsloser Übernutzung und Zerstörung

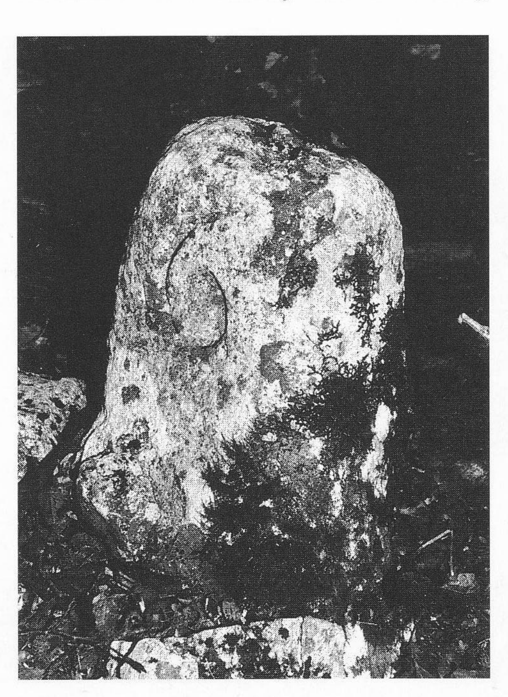


Abb. 4
Markstein Nummer 6 wurde 1797 «an Eggen des Waldes» gesetzt. Seit bald 200 Jahren hält er und mit ihm einige weitere Steine Wind und Wetter stand.
Foto: H. A. Sigrist

schützen. So erliess der Gemeinderat, ab 1877 der Bürgergemeinderat, für die Steigerung und Nutzung des in 49 Parzellen aufgeteilten Lehens Bedingungen[23]. Diese änderte er nach Bedarf oder nach gemachten unliebsamen Erfahrungen immer wieder ab. Anfänglich durfte ein Bürger höchstens zwei Parzellen ersteigern; später – es fehlte wohl an Interessenten – entfiel diese Klausel. Je nach Andrang wurden die Parzellen einzeln oder partienweise ausgerufen. In der Regel dauerte die Pachtzeit sechs Jahre. Während den ersten vier Jahren durften Heu und Emd gemacht werden, danach war jeweils der zweite Schnitt untersagt. Zwischen 1900 und 1904 liess der Rat das Wuestgras jährlich und zwar kurz vor dem Heuet versteigern. Die Steigerungswilligen konnten so besser abschätzen, welcher Ertrag zu erwarten war, hatten aber den Nachteil des generellen Emdverbotes. Möglicherweise deshalb kehrte man wieder zum Sechsjahresturnus zurück. Vielleicht war aber auch das jährliche Steigern zu teuer, jeder Teilnehmer erhielt nämlich gratis Schnaps und Brot[24]. Um den Steigerungserlös sicherzustellen, hatte jeder Pächter für die Beständnissumme wenigstens zwei Bürgen zu melden. Der Pachtertrag betrug beispielsweise 1899 Fr. 745.–. Durchschnittlich löste die Gemeinde demzufolge Fr. 15.20 pro Parzelle. Die beste konnte für Fr. 36.– zugeschlagen werden[23].

Drainage und Erschliessung

Der Wuest, ein ohnehin schattiges und feuchtes Gebiet, hatte durch die intensive Beweidung und minimale Pflege über Jahrhunderte bestimmt stark gelitten. Obgleich nirgends vermerkt, muss angenommen werden, dass grosse Flächen durch Wasser und Viehtritt zum Sumpf verkommen waren. Um weiteren Schäden vorzubeugen, wurde das Beweiden der ersteigerten Parzellen streng verboten und 1862 erwog man den fronweisen Bau von Abzugsgräben und steckte eine dazu notwendige Lättgrube aus[25]. Später war jeder Pächter verpflichtet, pro ersteigerter Parzelle jährlich einen Tag Frondienst für das Öffnen der Gräben und für Wegverbesserungen zu leisten[23]. Damit ist ein weiteres Problem angesprochen. Das Umstellen vom Weidebetrieb auf Heunutzung machte den Bau von Fahrwegen erforderlich. Bereits der 1842 von J. M. Walker aufgenommene «Plan[26] über die Waldungen und Allmenden zu Hägendorf & Rickenbach», zeigt, dass der alte vom Fasiswald-Hof herführende «Weg in die Wust Weyd» über die Wuesthöchi bis in den «Spahlen Weg» weitergeführt worden war. Dieser Erschliessung des schattseitig gelegenen Graslandes folgte später ein paralleler Weg nördlich des «Rippis», der den Abtransport der sonnseitigen Heuernte ermöglichte. Diese Weganlagen hatten kaum einen Unterbau und folgten meist der Falllinie. Sie waren steil, voller Löcher und Karrengeleise; ihr Befahren war dementsprechend schwierig, ja gefährlich. Die Talfahrt der eisenbereiften, ungefederten hochbeladenen Fuhrwerke verlangte viel Geschick. Mit Radschuhen und an Ketten nachgeschleiften Holzbündeln, sogenannten An-

hängern, trachtete man die Fahrt zu bremsen. Verärgert über die «seinen» Weg ruinierenden Transporte, versperrte der Fasiswaldbauer wiederholt die Strasse[27].

Heuet im Wuest

Das Heuen im Wuest war beschwerlich. In aller Herrgottsfrühe machten sich die Bauern mit ihren Hilfskräften auf den Weg. Von Stier- oder Pferdegespannen gezogene Wagen rumpelten bergwärts. Im ersten Morgenlicht zischten die Sensen durch das nasse Gras. Dann folgte das Kehren und Wenden und Schöchlen. Nach einem langen anstrengenden Arbeitstag nächtigte man in Decken gehüllt unter einem Fuhrwerk. Mit etwas Wetterglück konnte das Heu gegen Abend des nächsten Tages zu Tal gefahren werden. Die schwankende Fuhre heil ins Dorf zu bringen hing unter anderem vom kunstgerechten Laden ab. Um ein seitliches Abrutschen des kurzstieligen Bergheus zu verhindern, legte der «Lader» Haselzweige zwischen die Heuschichten. Mit einem Bindbaum zurrte man die Ladung am Wagen fest. Der Holzbannwart hatte darauf zu achten, dass der nahe Wald nicht als Selbstbedienungsladen für zünftige Bindbäume und schwergewichtige Anhänger missbraucht wurde[28].

Während des 2. Weltkrieges

Nach der Wirtschaftskrise schwand das Interesse am Wuestgras; mehr und mehr Hägendörfer fanden Arbeit in den Industriebetrieben von Wangen und Olten. Obwohl viele von ihnen nebenher noch etwas Vieh hielten, sank die Nachfrage nach Grasland. Durch die schwierige Versorgungslage in den Kriegsjahren erlangte das einstige Lehen im Wuest ein letztes Mal eine gewisse Bedeutung. 1941 bewarb sich die Schweizerische Vereinigung für Siedlungswesen in Aarau um dessen Pacht oder Kauf mit der Absicht, dieses Areal einer ertragreicheren Nutzung zuzuführen. Der Bürgerrat schlug dieses Angebot mit der Begründung aus, die hiesigen Bauern seien an Wiesland wieder vermehrt interessiert[29]. Auf der eidgenössisch angeordneten Suche nach extensiv genutzten Flächen, die sich für einen industriellen Mehranbau eignen könnten, stiess das Kreisforstamt IV (seit 1952 Kreisforstamt VI) im August 1943 auf den Wuest. Ein Inspektor des Landwirtschafts-Departementes entschied nach einem Augenschein, der Wuest sei für das Industrie-Pflanzwerk geeignet, die Bürgergemeinde müsse den grössten Teil zur Verfügung stellen[30]. Eine departementale Verfügung blieb jedoch aus; die Verpachtung von Wuestpar-

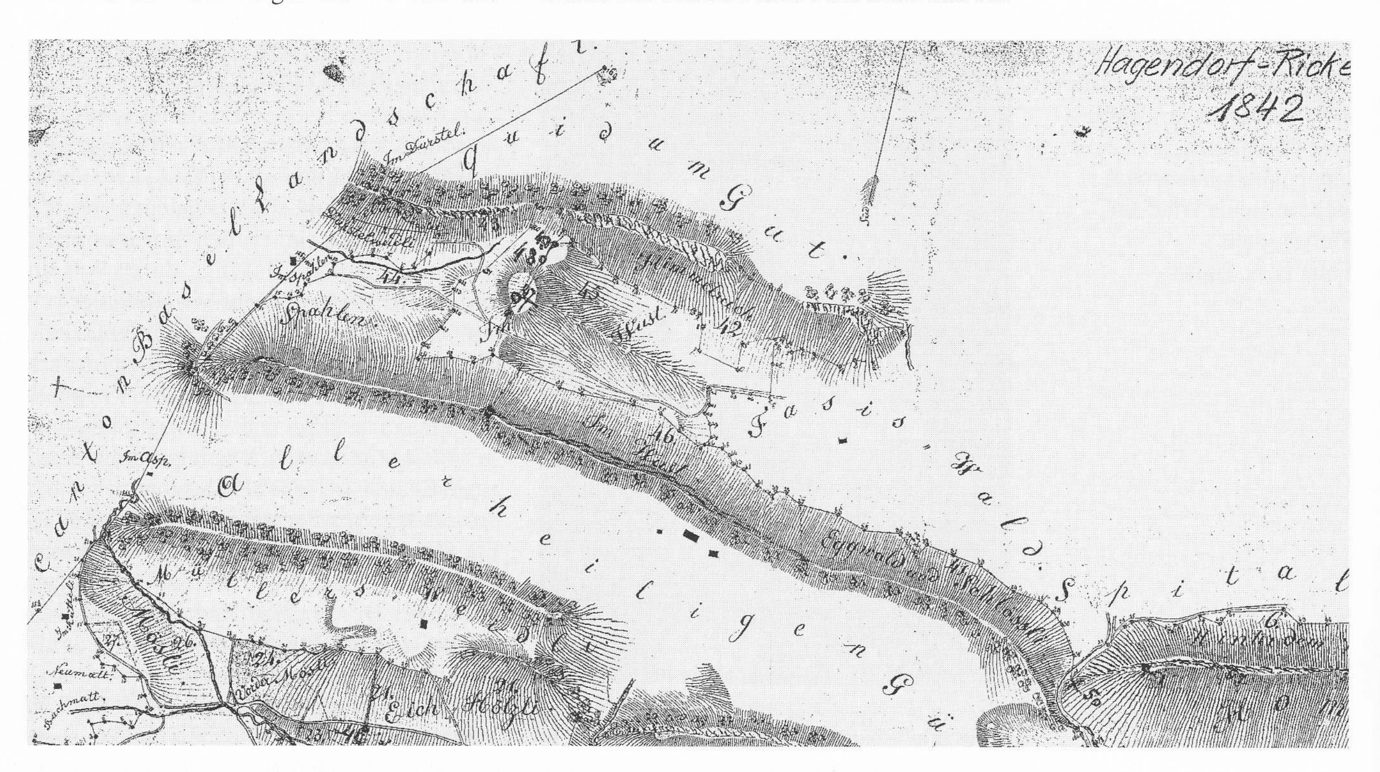


Abb. 5
Im kolorierten «Plan über die Waldungen & Allmenden zu Hägendorf & Rickenbach», aufgenommen 1842 von J. M. Walker, ist die Wuest-Vermarchung unverändert. Man beachte den Wegverlauf. Planausschnitt.

zellen an die ansässigen Landwirte ging weiter.

Die Kraftprobe

Nach Kriegsende sank die Nachfrage nach dem Wuestgras rasch. Vorzeitig aufgekündigte Parzellen und deren Weiterverpachtung zu reduzierten Preisen belegen dies[31]. Zur Steigerung im Juni 1949 lud der Bürgerrat die Interessenten schriftlich ein und beschloss für den Fall, dass zu kleine Angebote gemacht würden, die Pachtdauer auf ein Jahr zu beschränken oder gar in eigener Regie zu heuen[32]. Mit Fr. 840.– fiel der Steigerungserlös dann tatsächlich um gut die Hälfte kleiner aus als vor sechs Jahren; die Pacht galt nur für ein Jahr[33]. Die Wueststeigerung vom 27. Mai 1950 wurde zum Debakel. Nur drei Parzellen konnten zugeschlagen werden, alle andern Angebote waren unannehmbar tief. Offensichtlich hatten sich die Interessenten abgesprochen. Sogar der Gwidembauer Nussbaumer, der auf das Heugras der Wuesthöchi angewiesen war, beteiligte sich am Preiskampf. Die Steigerung wurde abgebrochen[34]. Was nun? Bürgerammann Alois Kellerhals und der Rat hofften offensichtlich auf ein Einlenken der Interessenten. Ausser dem Gwidembauer meldete sich jedoch niemand.

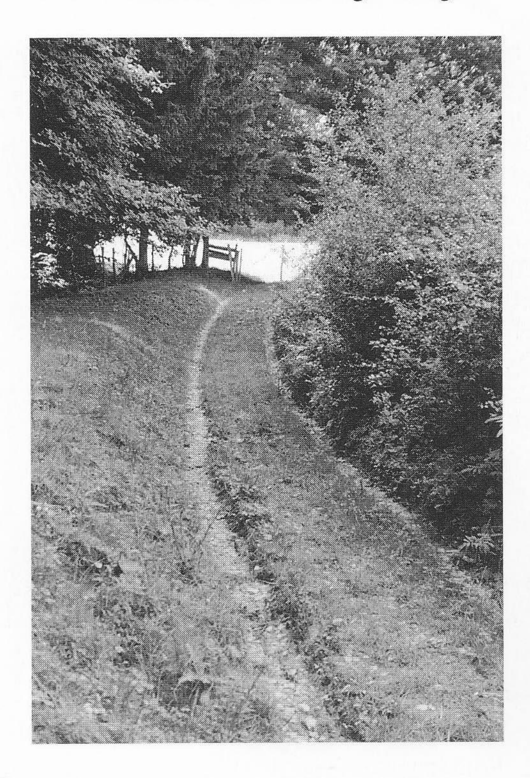


Abb. 6
Dieser unbefestigte Karrweg, verläuft nordwestlich des Wuesthofes. Er führt in das einstige Wuest-Lehen.
Foto: H. A. Sigrist

Noch etwa zehn Tage bis zum Heuet; die Zeit drängte! Der Ammann wollte die 35 Jucharten im Wuest durch «eigene» Leute heuen lassen, doch es fand sich kein Behördemitglied, das die Organisation dieser Arbeit übernehmen mochte. Die Idee, die Heuernte im Akkord zu vergeben, fand trotz Inserat im Gäu-Anzeiger kein Echo[35]. Das Heugras war erntereif! Der Einsatz von Männern des Gemeindewerks wurde wegen zu hohen Lohnkosten verworfen. Liessen sich womöglich Buben der oberen Klassen zum Heuen beiziehen[36]? Es blieb keine Zeit für weitere Ratssitzungen. Improvisation und schnelles Handeln waren nun gefragt!

Das Fiasko

Aus den nachfolgenden Protokollen geht hervor, dass schlussendlich der Gwidembauer mit von ihm angeworbenen Hilfskräften den Heuet durchführte. Die Aktion kostete die Bürgergemeinde Fr. 3081.15. Als Gegenwert besass sie 600 Doppelzentner Heu auf Tristen im Wuest gelagert[37]. Die Behörden waren zufrieden. Sie standen ohne Gesichtsverlust da und waren überzeugt, das Heu gewinnbringend absetzen zu können. Als sich dann aber herausstellte, dass der Heuertrag falsch berechnet worden war – es lagerten nur etwa 250 Doppelzentner im Wuest – gab es lange Gesichter[38]. Der Heuverkauf war mit vielen Umtrieben belastet und brachte keineswegs den gewünschten Erlös[39].
Für den Bürgerrat stand eine Grasversteigerung an ortsansässige Landwirte nicht mehr zur Debatte. Da sich 1951 durch Inserate keine Interessenten für das Heugras finden liessen, beschloss der Rat, das Gras einfaulen zu lassen. Ein erneutes Wuest-Fiasko musste vermieden werden[40]!
Im Herbst 1951 sanktionierte die Bürgergemeindeversammlung die Verpachtung des Wuest auf 10 Jahre als Schafweide an die Herren Fritschi und Ingold von Wangen bei Olten. Der ausgehandelte Pachtzins pro Jahr betrug Fr. 1300.–. Damit kehrte im Wuest Ruhe ein[41].

Kneschaurek lässt grüssen

Die Bürgergemeinde hatte 1955 die abgelegene Weide und die angrenzenden Waldungen mit einer 1581 Meter langen und 93 000 Franken teuren Fahrstrasse vom Allerheili-

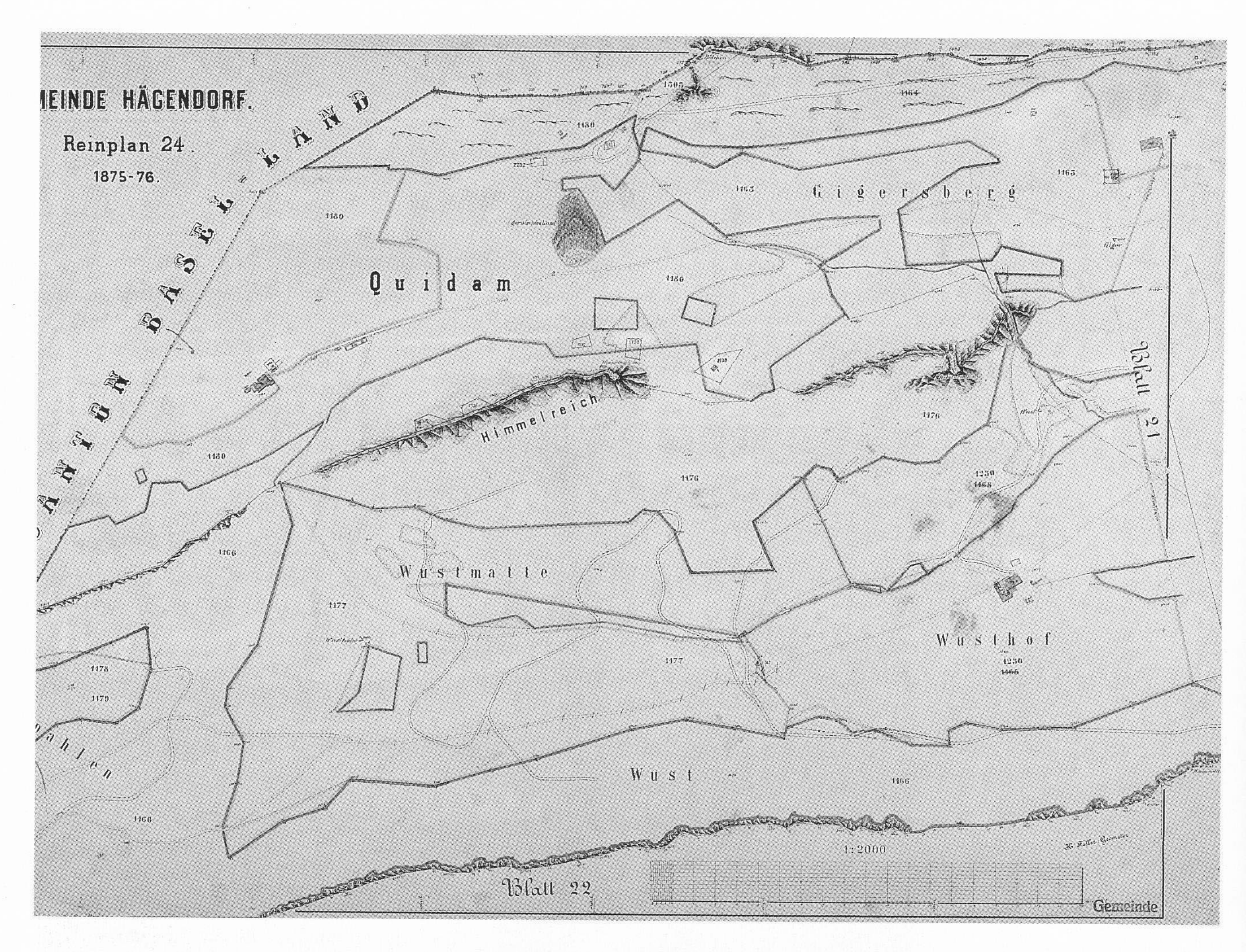


Abb. 7
Der heute noch gültige Katasterplan der Gemeinde Hägendorf aus dem Jahre 1875 zeigt die alten (durchstrichenen) Weganlagen und die 1972 neu erstellte Wuest-Erschliessung.

genberg her erschlossen. Projektverfasser dieser 1. Etappe war Forstingenieur Hans Spielmann, Messen.[48] 1961, nach Ablauf der vereinbarten Periode, wollte Max Ingold, Wangen, den Pachtvertrag erneuern. Interesse am Wuest zeigte nun aber auch die Ziegelei Hägendorf AG, die Jagdgesellschaft «Belchen» und die Braunviehzucht-Genossenschaft.[42] Die beiden letztgenannten fielen praktisch diskussionslos aus dem Rennen. In der Hoffnung, die Ziegelei würde im nassen Gebiet Opalinuston finden und abbauen, vereinbarte der Bürgerrat mit Ingold einen 10-Jahresvertrag zur Nutzung des oberen Wuestes als Schaf- und Rinderweide und die jahrweise Vermietung des unteren, «sauren» Teils. Dort war ihm das Weiden von Rindern nur bei trockener Witterung gestattet.[43] Der vehemente Protest des Forstpräsidenten gegen «solche Krämpfe», er meinte damit die Erlaubnis des Rinderweidens im rutschgefährdeten Gebiet, kam nicht an.[44] Die Wachstumseuphorie jener Jahre hatte offenbar auch den Bürgerammann Dr. Robert Ackermann und den Rat gepackt. Bereits war in Ratssitzungen von Probebohrungen, von einem Dienstbarkeitsvertrag mit der Ziegelei und von Kubikmeterpreisen die Rede.[45] Doch dann wurde es still um diese Sache.
Der Wuest blieb weiterhin Weideland. 1962 ging die Pacht an die Berggenossenschaft Dulliken.[45] 1963 hiess die Pächterin Braunviehzucht-Genossenschaft Dulliken[46] und 1965 Berggenossenschaft Gwidem. Weil die letztgenannte trotz vertraglicher Abmachung wiederholt den untern «sauren» Teil der Weide mit Rindern bestossen hatte (man höre und staune!), wurde der Pachtvertrag aufgelöst. Die Genossenschaft erhielt nun nur noch den oberen Teil der Weide in Jahrespacht. Das kritische Gelände sollte aufgeforstet werden[47]; vorläufig lag es brach.

Ersatzaufforstung
Für den Bau der Autobahn N2 mussten allein in Hägendorf 9 Hektaren Wald gerodet werden. Kreisförster Edwin Neher, in dessen Forstkreis VI bereits die Gemeinden Boningen, Kappel und Gunzgen an die N1 Wald zu opfern hatten, setzte sich kompromisslos für die Einhaltung des damals geltenden eidgenössischen Forstgesetzes ein: Realersatz für jeden Quadratmeter Rodungsfläche! Der Wuest bot sich für dieses Unternehmen geradezu an; wegen seiner Höhenlage, seiner Abgeschiedenheit und seiner Bodenbeschaffenheit eignete er sich nicht für die mechanisierte Bewirtschaftung, und der Weidebetrieb hatte, wie oben nachzulesen ist, auch seine Tücken.
Zur Durchführung des Ersatzaufforstungs-Projektes fehlte allerdings die Erschliessung. 1971 erstellte der Forstpraktikant Robert Neukomm das Projekt dazu. Der Bau der 1441 Meter langen Strasse durch das schwierige Gelände stellte den Planer wie auch die Bauequipen vor grosse Probleme. Die 2. Etappe der Wuesterschliessung belief sich auf Fr. 332 000.–; nach Abzug der Subventionen blieben der Bürgergemeinde Kosten von Fr. 203 000.–. An die 12 Hektaren umfassende Ersatzaufforstung leisteten Bund und Kanton Fr. 72 000.– und die Bürgergemeinde Fr. 40 000.–[48].

Heute gehört der Wuest zum Erholungsgebiet unseres Dorfes. Eine mit Wegweisern markierte Rundwanderung führt von der letzten Kurve vor dem Allerheiligenberg aus auf die Schattenseite des Drotziejer durch hohen Baumbestand in den Wuest. Gemächlich windet sich die Naturstrasse nun in weiten Kehren hangaufwärts. Junger Wald säumt den Weg. Ein kurzer Aufstieg durch einen engen Staudentunnel, und die Wuesthöchi ist erreicht. Die sommerliche Blütenpracht verrät, dass diese Wiese seit einigen Jahren naturnah bewirtschaftet wird. Noch lassen die Bäume den Blick ostwärts auf die Hombergflue und den Spittelberg frei. Durch das Dreierswägli ist der Ausgangspunkt der Wanderung in kurzer Zeit erreicht.



Abb. 8
Das Wuest-Lehen vor der Aufforstung. Luftaufnahme von 1967 der Swissair Photo+Vermessungen AG.

Edith Tester-Kissling

Die Auswanderung nach Amerika im Jahre 1854

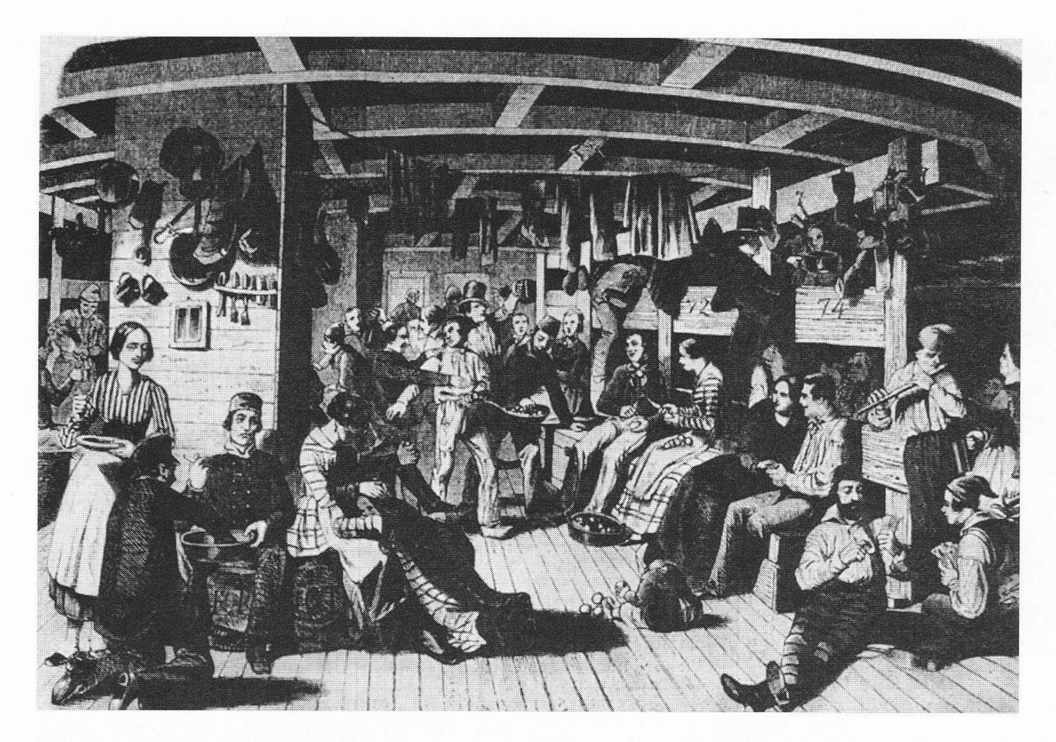


Abb. 1
Auf dem Zwischendeck war es eng und stickig. Viele Auswanderer starben während der Überfahrt.

Angesichts der vielen Gastarbeiter und Asylsuchenden, denen wir tagtäglich begegnen, vergessen wir leicht, dass die Schweiz während Jahrhunderten ein traditionelles Auswandererland war. Der karge Boden, die bescheidenen Erwerbsmöglichkeiten in Landwirtschaft und Gewerbe nötigten viele, ihr Auskommen fern der Heimat zu suchen. Neben den Söldnern, die für fremde Herren auf Schlachtfeldern in ganz Europa kämpften und starben, verliessen auch immer wieder Familien, ja ganze Gruppen von Zivilpersonen, die Schweiz. Im 17. Jahrhundert wanderten beispielsweise zahlreiche Schweizer nach Russland aus, um sich an der Wolga niederzulassen. In Hägendorf erinnert das Bannkreuz daran, dass im Jahre 1717 neun Familien nach Ungarn ausgezogen waren. An der «Brasilienauswanderung» von 1819 beteiligten sich auch Hägendörfer: Jakob Merz, Urs Kellerhals und der Schreiner Joseph Moser, seine Frau und die acht Kinder[8].

Die ersten Schweizer wanderten im 18. Jahrhundert nach Amerika aus. Das eigentliche Amerikafieber brach aber erst Mitte 19. Jahrhundert aus. Anstoss dazu gab die Entdeckung der Goldfelder Kaliforniens in den 40er Jahren. Bereits 1850 lebten laut Volkszählung aus dem Kanton Solothurn 804 Personen in Amerika, aus Hägendorf jedoch lediglich eine. Die Auswanderung der 50er Jahre war jedoch nicht bloss eine kantonale Erscheinung, sondern eine allgemein schweizerische wenn nicht sogar eine europäische[3].

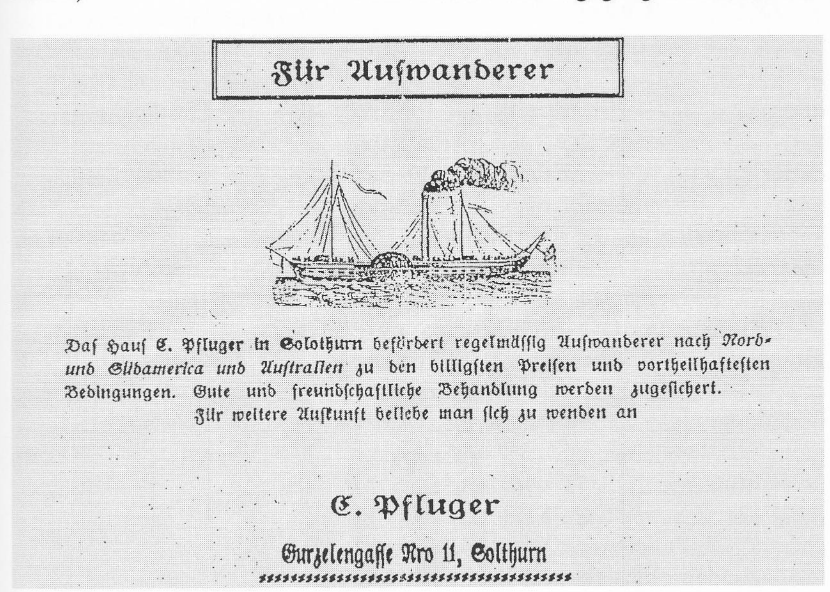


Abb. 2
Die Auswanderung wurde zum lukrativen Geschäft. Inserate wie das abgebildete bestärkten viele Menschen in der Absicht, ihr Glück in der Fremde zu suchen. (Solothurner Wochenblatt, 24. Jg. 1854, Nr. 16.)

Die Amerika-Auswanderung im Spiegel der Statistik

In den Jahren 1848–1855 verliessen schätzungsweise 3000 bis 3500 Personen ihre solothurnische Heimat, um in den USA ihr Glück zu suchen. Diese Auswanderer machten gegen 5 Prozent der Bevölkerung aus. Mit rund 13 Prozent Bevölkerungsverlust stellte das Gäu (einschliesslich des zum Bezirk Olten gehörenden Untergäus) den zweitgrössten Anteil an Auswanderern im Kanton. Stark betroffen war die Gemeinde Hägendorf, sie verlor über 10 Prozent ihrer Einwohner[2].

Im Jahre 1854 wurden im Kanton Solothurn insgesamt 892 Auswanderer aus 35 verschiedenen Gemeinden unterstützt. 120 davon waren Hägendörfer Bürger. Die Gemeinde richtete für diese die Summe von rund 23 000 Franken an Beiträgen aus. Die gesamten Unterstützungsbeiträge im Kanton beliefen sich auf 176 797 Franken, was einen Durchschnitt von 5051 Franken pro Gemeinde ergibt. Die Beiträge bestanden in beinahe sämtlichen Solothurner Gemeinden darin, dass die Reisekosten bis nach Amerika ganz übernommen und jeder dort angelangten Person ein Ansiedelungsbeitrag von 16 bis 30 Franken ausbezahlt wurde[1].

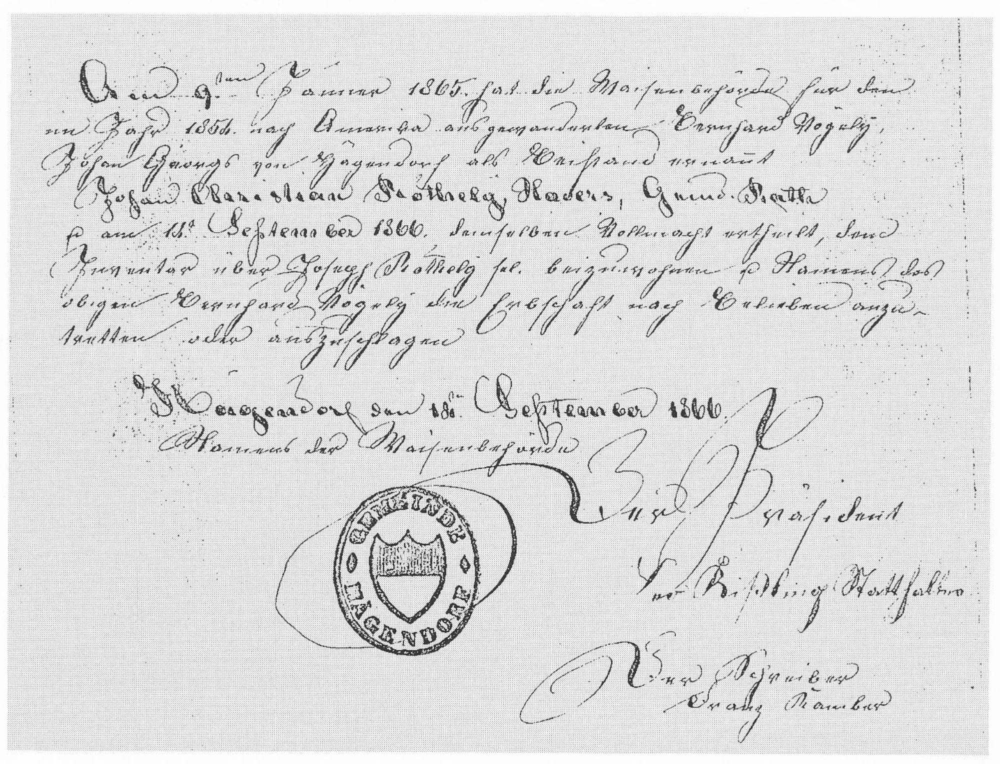
Missernten, wenig Verdienst, Hunger

Das Gäu war besonders stark von den damaligen Missernten betroffen. Infolge nasskalter Witterung waren in einem Jahr das Getreide zu Grunde gegangen und die Kartoffeln missraten. Daher stiegen der Preis für ein Pfund Mehl auf 40 bis 50 Rappen, und 100 Kilogramm Kartoffeln kosteten 16 bis 18 Franken. Der Taglohn bei einem Bauern betrug damals 40 bis 50 Rappen zu gewöhnlichen Zeiten und 70 Rappen in den grossen «Werchen», also im Heuet und in der Ernte. Ein fleissiger, geübter Weber brachte es auf einen Verdienst von 3 bis 4 Franken pro Tag, die meisten unter ihnen verdienten jedoch nicht mehr als 1 bis 2 Franken Taglohn[3]. Die Hausweberei war früher im Gäu sehr verbreitet, auch viele Hägendörfer fanden so ihr Einkommen. Als sich nun Anfang der 50er Jahre die mechanisierten Textilfabriken durchsetzten, verloren die Handweber nach und nach ihre Verdienste[2]. Für viele Leute waren in dieser Zeit Rüben und Krüschkuchen die tägliche Nahrung. Als die Regierung Setzkartoffeln nach Oberbuchsiten schickte, musste sie der Gemeinderat mit Vitriol begiessen, damit sie nicht gegessen, sondern gesetzt wurden. In all dieses Elend fiel nun vom fernen Westen her ein Hoffnungsstrahl. Nachrichten von dem ungeheuren Reichtum Kaliforniens verbreiteten sich unter dem Volk. Briefe aus Amerika sprachen mit absichtlicher Übertreibung von billigen Landerwerbungen und ergiebigen Ernten. Gewissenlose Agenten taten das Ihrige und boten billigste Überfahrten nach dem verheissungsvollen Amerika an[3].

Die Armenlasten steigen

Viele begannen davon zu träumen, in diesem vielgepriesenen Land nach einer neuen Existenz zu suchen. Dies kam den Gemeinden durchaus gelegen. Mit der wirtschaftlichen Notlage stiegen nämlich die Armenlasten immer höher an, so dass der Gedanke nahe lag, die Auswanderung der Ärmsten nach Übersee könnte für die Gemeindekasse eine wesentliche Erleichterung bringen. Die Rechnung war bald gemacht, dass der durch die Gemeinde aufgebrachte Betrag für die Unterstützung der Auswanderer in relativ kurzer Zeit wieder einzubringen sei: einerseits durch Einsparungen an sozialen Unterstützungen, andererseits durch Verkauf der bisher den Armen überlassenen Allmendstücke und Rüttenen[2]. Hägendorf rechnete zudem mit Einsparungen im Schulwesen: Weil in Folge der Auswanderung die Schülerzahlen sin-

ken würden, wäre die am 6. Januar 1854 bewilligte dritte Lehrerstelle überflüssig. Auch der Zins für den neuen Schulraum und die Kosten für zusätzliche Lehrmittel würden wegfallen. Keine einzige Stelle der Hägendörfer Gemeindeprotokolle lässt sich jedoch so auslegen, als hätten die Gemeindebehörden je eine Empfehlung ausgesprochen oder gar jemanden zur Auswanderung genötigt[4]. Im Brief an den Regierungsrat mit der Bitte um eine Anleihe zwecks Unterstützung der Auswanderer steht: «...Wen auch das Loos der Auswanderer in der von ihnen gesuchten neuen Lage nicht fast ein glänzendes genant werden kan, so ist die jetzige Lage der Leute um nichts weniger beneidenswerth u es fehlen die Hülfsquellen zur Besserung derselben fast gänzlich... Wir unserer-seits sehen dadurch die vorhandene Armennoth Theilweise gehoben[9].»



Am 9ten Januar 1865 hat die Waisenbehörde für den im Jahr 1854 nach Amerika ausgewanderten Bernhard Vögely, Johan Georgs von Hägendorf als Beistand ernant Johan Christian Röthely Xavers, Gmeind-Rath [illegible] am 18ten September 1866 [illegible] Vollmacht ertheilt, das Inventar über Joseph Röthely sel. [illegible] obige Bernhard Vögely die Erbschaft nach [illegible] anzutretten oder auszuschlagen

Hägendorf den 18ten September 1866.
Namens der Waisenbehörde
Der Präsident
[illegible]
Der Schreiber
Franz Kamber

Abb. 3
Wer auswandern wollte, musste der Hägendörfer Waisenbehörde eine Vollmacht erteilen, in Erbschaftsfällen in seinem Namen handeln zu dürfen. Zwei leider nur noch als Fotokopien erhaltene Dokumente belegen, dass die Gemeinde von diesem Recht Gebrauch machte. Am 9. Januar 1865 bevollmächtigte die Waisenbehörde Johan Christian Röthely, Xavers, Gemeinderat, die dem ausgewanderten Bernhard Vögeli, Johan Georgs, zustehende Erbschaft des verstorbenen Joseph Röthely anzutreten oder auszuschlagen (s. Abbildung links). Im zweiten Dokument amtet Bernhard Studer, Johans, Schullehrer, am Inventar des Joseph Rötheli sel. als Gemeindebevollmächtigter für die ausgewanderten Urs und Franz Röthely, Joseph sel., Schuelänge.

Die Auswanderungsgesuche häufen sich

Auszüge aus den Protokollen des Gemeinderats und der Gemeindeversammlung Hägendorf belegen den wachsenden Druck der Auswanderungswilligen auf die Behörden.

13. Februar 1846 GR: Auf das Ansuchen der Barbara Nünlist, des Vikter Schmieds Tochter, um Reisegeld nach Amerika wird nicht eingetreten.

22. Dezember 1850 GR: Ein Begehren des Leonz Kamber um Reisegeld wird an die GV überwiesen.

26. Dezember 1850 GV: Das Gesuch des Leonz Kamber wird einhellig abgelehnt.

15. Mai 1853 GR: Ein Gesuch des Eduard Nünlist um Reisegeld für sich und seine Familie wird einstweilen verschoben.

29. Januar 1854 GR: Das Ansuchen der Theresia Fluri, Georgs Tochter, zur Zeit in einer Fabrik in Sekingen, um einen Beitrag von 20 Franken an die Reisekosten nach Amerika wird bewilligt. Der nächsten GV wird der Antrag gestellt, das Ansuchen des Johann Fluri, Sohn der Theresia Fluri, Philipps sel. um 170 Franken Reisegeld nach Amerika zu bewilligen.

12. Februar 1854 GR: Es liegen mehrere Gesuche von Bürgern vor, die zur Zeit der Armenkasse zur Last fallen und von der Gemeinde Geld verlangen, um nach Amerika auszuwandern.

16. Februar 1854 GR: Es wird eine Berechnung der Reisekosten für 15 Haushaltungen aufgestellt und geplant, wie das Kapital hiezu zu tilgen, also abzuzahlen, sei.

19. Februar 1854 GV: Mehrere Unterstützungsgesuche um Reisegeld nach Amerika werden vorgelegt.

Gemeinderat und Auswanderungskommission handeln

Es wird eine Kommission beschlossen, welche mit dem GR bis zur nächsten Versammlung über Reisekosten und Schuldentilgungsplan zu beraten hat. Es wird beschlossen, dass sämtliche Bürger, welche auswandern wollen, sich bis am Donnerstag beim Ammann einschreiben sollen[4].

18 Uhr **Anno 08. März 1854**

Der Regierungsrat auf angehörtem Vortrag vom Departement des Innern vom 07. dieses Monats bezüglich Auswanderung aus der Gemeinde Hägendorf beschließt:

1. **Es sei der Gemeinde Hägendorf bewilligt, behufs Aussteuerung von ca. 115 Personen auswandernden Gemeindsgenossen die Summe von Fr. 23 000.– aus dem Gemeindefond zu verwenden und diese Summe anleihensweise zu entheben:**
2. **Zur Tilgung dieser Summe soll verwendet werden:**
   a. **Der Betrag von an noch bestehenden unzinsbaren Ausständen mit Fr. 4800.–**
   b. **Der Erlös von ca. 5 Jucharten zu verkaufenden Gemeindelandes**
   c. **Der Erlös aus dem von den auswandernden zurückgelassenen Bürgergenuß (Bürgernutzen) in Holz und Land; ersteres soll alljährlich verkauft, letzteres ausgeliehen werden.**
   d. **Durch Anlegung einer Stelle (Sparkonto), welche in dem Umfange angelegt werden soll, daß in Verbindung mit den oben angegebenen Mitteln und den Überschuß der ordentlichen Einnahmen die Schuld verzinset und alljährlich 1200–1500 Franken an das Kapital abbezahlt werden soll.**
3. **Die Gemeinde ist gehalten über den Bestand dieser Schuld und die geleisteten Zahlungen alljährlich in der Gemeinderechnung speziellen Ausweis zu leisten.**

Abb. 4
Der Regierungsrat beschliesst am 8. März 1854, die Gemeinde Hägendorf dürfe «behufs Aussteuerung von ca. 115 Personen auswandernden Gemeindsgenossen» leihweise 23 000 Franken aus dem Gemeindefonds entnehmen und schreibt ihr den Rückzahlungsmodus vor. (RM 1854 A 1.377.)

24. Februar 1854 GR und AK: Die Liste der Angeschriebenen, welche willens sind nach Amerika auszuwandern, umfasst 21 Hausväter mit Familie und 25 Ledige, total 138 Personen. Der Ausgabenbetrag erreicht 23 600 Franken und der Tilgungsplan sieht eine jährliche Abzahlung von 1698 Franken vor. Zur Tilgung der Schuld seien zu verwenden: a) die unzinsbaren Ausstände der Gemeinderechnung, b) der Erlös von zirka fünf Jucharten Gemeindeland im «Biel» (Bühlmatten), c) der von den Auswanderern zurückgelassene Bürgergenuss an Holz und Land, d) das Anlegen einer Telle (Sparguthaben). Zur schnelleren Tilgung der Schuld seien im weiteren zirka 15 Jucharten Holzland auf der Spitalberghöhe und das Gemeindehaus im Eggberg zu verkaufen.

26. Februar 1854 GV: Die bereinigte Liste der Auswanderungswilligen, die Reisekostenberechnung und der Schuldentilgungsplan werden vorgelegt. Diese werden so beschlossen. GR und AK erhalten die Vollmacht, einen Reiseakkord, also einen Vertrag mit einem Auswanderungsagenten, so billig als möglich abzuschliessen und für die Wechsel sowie allenfalls noch nötigen Kleidungsstücke der Auswanderer zu sorgen. Es wird beschlossen, beim Regierungsrat eine Eingabe um Bewilligung einer Anleihe von 23 000 Franken zu machen[4].

Familien haben Vorrang

28. Februar 1854: Sämtliche Auswanderer sollen im Schulhaus zwei Verpflichtungen eigenhändig unterschreiben: Die jeweilige Waisenbehörde der Gemeinde Hägendorf wird bevollmächtigt, während ihrer Abwesenheit für sie und ihre Familien zu handeln. Zugleich wird die Waisenbehörde bevollmächtigt, aus allfälligen, während ihrer Abwesenheit anheimfallenden Erbschaften oder sonstigen Vermögen der löblichen Gemeinde Hägendorf den Betrag, welchen sie ihnen zu ihrer Auswanderung vorstreckte, zurückzuzahlen. Drei der auf der Liste stehenden Familienväter haben nicht mehr unterschrieben, eine vorher nicht gemeldete Familie kommt hinzu. Weil die Überfahrtspreise gestiegen sind, werden nur noch sieben Ledige unterstützt.

6. März 1854 GR und AK: Ammann Merz und Amtsrichter Glutz legen den mit Jakob Müller-Walz, zum Bären in Basel, abgeschlossenen Reiseakkord für 112 Personen vor. Eine Familie tritt zurück, dafür werden zehn ledige Personen wieder aufgenommen. Ammann Merz wird beauftragt, für die ärmeren Auswanderer nach Gutdünken Kleidungsstücke machen zu lassen.

14. März 1854 GR und AK: Die Kreditbewilligung des Regierungsrates wird vorgelegt. Zwei ledige Personen treten wieder zurück, zwei weitere Familien werden noch aufgenommen. Die Mitteilung des Abreisedatums nach Basel, nämlich der 17. März, liegt vor. Ammann Merz und Amtsrichter Glutz werden mit der Herbeischaffung der notwendigen Anzahl Pferdefuhrwerken, den sogenannten Omnibuswagen, beauf-

tragt. Die sich nach allen Änderungen ergebende genaue Auswanderungszahl ist 128 Personen, bestehend aus 20 Familien und 15 Ledigen[4].

Die Entscheidungen sind getroffen

Die folgende Tabelle[4] bietet eine Übersicht über alle Personen, welche sich 1854 zur Auswanderung entschlossen hatten. Es zeigt sich, dass etliche Personen unschlüssig waren, ob sie diesen grossen Schritt wagen sollten oder nicht. Einige machten ihren Entscheid wieder rückgängig. Die mit * markierten «Rücktritte» sind vom Gemeinderat von der Liste gestrichene Ledige. Der Grund dafür waren die ab Januar 1854 um 20 bis 25 Franken pro Person gestiegenen Überfahrtspreise. Die am 28. Februar noch auswanderungswilligen Familien schöpften somit den vom Regierungsrat bewilligten Kredit beinahe ganz aus, so dass Ledige zurückstehen mussten. Die Reihenfolge der Namen entspricht derjenigen in den Gemeindeprotokollen, s. Tabelle S. 59.
Später finden sich noch einige Male Gesuche um Reisegeld nach Amerika in den Gemeindeprotokollen. Mit einer Ausnahme wurden sie alle abgelehnt. Die Ausnahme: Im Oktober 1854 erhielt Viktor Kellerhals, Sandgrubers, an beiden Beinen unheilbar gelähmt, 790 Franken Unterstützung. Dieser Betrag entsprach den Reisekosten für ihn, seine Frau und seine drei Kinder. Zusätzlich erhielt er noch 200 Franken Bargeld, «damit er bei Ankunft in Amerika nicht wieder zurückspediert werde[4]».

Abschied mit schwerem Herzen und leichtem Gepäck

Der für die Auswanderer schicksalsschwere Abreisetag, der 17. März 1854, der bange Abschied von Heimat und Dorfgemeinschaft, die Reiseroute und das unbekannte Ziel sind mit keinem weiteren Wort in den Gemeindeprotokollen erwähnt[4]. Es sind auch kaum andere Quellen zu finden, welche das weitere Schicksal der Hägendörfer Auswanderer dokumentieren. Nachfolgender Text beschreibt Reise und Ankunft in Amerika, wie sie viele Auswanderer erlebt haben werden.
In einer Kiste nahmen die Auswanderer ihre wenigen Habseligkeiten mit. In erster Linie Lebensmittel und die nötigen Kleider, welche oft vorher durch die Gemeinde angeschafft werden mussten. Mancher nahm auch sein Werkzeug mit oder Stücke des Hausrats, von welchen er sich nicht trennen wollte. Die Lebensmittel waren nötig, da sich die Auswanderer auf den Schiffen meist selbst verpflegten. In Boningen nahmen die Leute gedörrtes Fleisch, Birnenschnitze, Kirschwasser und mit Zucker versetzte, abgedampfte Milch mit. So wie in Boningen wird man es auch in Hägendorf gehalten haben[3].



Abb. 5
Am 17. März 1854 verliessen die Auswanderer auf sogenannten Omnibuswagen Hägendorf. Sie konnten nur wenige Habseligkeiten mitnehmen, vor allem Kleider und Essensvorräte. Die Fotografie entstand am historischen Umzug des Gäufestes 1963. Foto Mühlemann, Olten.

In Basel trennen sich die Wege

In Planwagen ähnlichen Gefährten, sogenannten Omnibuswagen, fuhren die Gäuer grösstenteils Basel zu. Um dahin zu gelangen, wählten die meisten den Weg über Balsthal, Waldenburg, Liestal. In Basel trennten sich die Wege. Die einen zogen nach Westen, Paris und Le Havre zu, die andern rheinabwärts nach Mannheim, Köln und Antwerpen. Schon auf dieser Reise bekamen die Auswanderer viele Unannehmlichkeiten zu spüren. Die ungewohnte Nahrung und die noch ungewohntere Reise hatten einen üblen Einfluss auf die Verdauungsorgane, und die Auswanderungsherbergen starrten vor Schmutz[3]. Die Armen reisten von Basel nicht wie andere Leute mit Schiff und Eisenbahn weiter, sie wurden wiederum mit Pferdefuhrwerken weiter befördert. Diese Reise quer durch ganz Frankreich oder Deutschland dauerte bereits wochenlang. Weitere Wochen mussten die Auswanderer oft im Ausgangshafen

Die Auswanderung nach Amerika im Jahre 1854

Namen:	eingeschrieben am:	zurückgetreten am:	Überfahrt[5] mit Schiff
Joseph Fluri, Jakobs sel., Mändlis, mit 4 Kindern	26. Februar		Stanislaus?
Franz Sigerist, Johanns sel., Schniderhansen, mit 4 Kindern	26. Februar		Stanislaus
Alois Fluri, Andreas sel., Decker (= Strohdachdecker), mit Frau und 3 Kindern	26. Februar		Stanislaus
Johann Kellerhals, Johanns sel., alt Dokters, mit Frau und 2 Kindern	26. Februar		Stanislaus
Joseph Borner, Stephans sel., Wächter, mit Frau und 6 Kindern	26. Februar		Stanislaus
Brigite Sigerist, Vikters sel., Witwe mit Kind	26. Februar	28. Februar	
Urs Röthely, Josephs sel., Schuhlängen, mit Frau und 7 Kindern	26. Februar		Stanislaus
Joh. Georg Vögeli, Joh. Georgs sel., Zimmermann, mit Frau und 5 Kindern	26. Februar	6. März	
Johann Kamber, Franzen sel., Kambers, mit Frau und 5 Kindern	26. Februar		Roger Stewart
Franz Röthely, Josephs sel., Schuhlängen, mit Frau und 6 Kindern	26. Februar		unbekannt
Christian Kellerhals, Josephs sel., Drechsler, mit Frau	26. Februar		unbekannt
Joseph Fluri, Georgs, Geissjöhren, mit Frau	26. Februar		Stanislaus?
Wolfgang Burkart mit Frau und 6 Kindern	26. Februar	28. Februar	
	14. März		Stanislaus
Kristian Fluri, Jakobs sel., Mändlis, mit Frau und 1 Kind	26. Februar		Stanislaus
Philipp Fluri, Josephs sel., hl. Ackers, mit Frau und 1 Kind	26. Februar		unbekannt
Konrad Vögeli, Urs Jakobs, mit Frau und 1 Kind	26. Februar	28. Februar	
Urs Jos. Röthely, Niklausen, Eigassers, Steinhauer, mit Frau und 5 Kindern	26. Februar		Stanislaus
Urs Kellerhals, Franzen sel., Längjoggi, mit 3 Kindern	26. Februar		unbekannt
Eduard Nünlist, Josephs sel., Schneider, mit Frau und 5 Kindern	26. Februar		unbekannt
Ulrich Vögeli, Urs Jakobs, Zimmermann, mit Frau und 5 Kindern	26. Februar		Stanislaus
Jakob Kamber, alt Garnbucher, mit Frau und 5 Kindern	26. Februar		Stanislaus
Johann Fluri, Schneider	26. Februar		Stanislaus
Joseph Fluri, Stöffi	26. Februar		Stanislaus
Benedikt Sigerist, Bäcker	26. Februar	28. Februar*	
Benedikt Kissling, Dursen	26. Februar	28. Februar*	
Alois Merz, Jakobs	26. Februar	28. Februar*	
	6. März		Stanislaus
Jakob Röthely, Mollen	26. Februar		Stanislaus
Niklaus Fluri, Mändlis	26. Februar		Stanislaus?
Johann Kissling, Urs Josephs	26. Februar	28. Februar*	
Meinrad Studer, Heiridursen	26. Februar	28. Februar*	
Albert Kamber, alt Weibels	26. Februar	28. Februar*	
Joseph Studer, Joh. Heinrichs	26. Februar	28. Februar*	
	6. März		Stanislaus
Franz Borner, Gervas Söhn, Stöffis	26. Februar	28. Februar*	
	6. März	14. März	
Johann Studer, Johanesen	26. Februar	28. Februar*	
Johann Merz, Jakobs	26. Februar	28. Februar*	
Anton Kamber in Oberbuchsiten	26. Februar	28. Februar*	
Johann Joseph Kamber, Landjägers	26. Februar		Stanislaus
Alois Studer, Heinrichs, Steinhauer	26. Februar	28. Februar*	
	6. März		Stanislaus
Franz Jos. Studer, Heinrichs, Johansen, Steinhauer	26. Februar	28. Februar*	
	6. März		Stanislaus
Jakob Röthely, Schuhkleinen	26. Februar	28. Februar*	
Katharina Kamber in Oberbuchsiten	26. Februar	28. Februar*	
Anna Maria Kamber, deren Schwester	26. Februar	28. Februar*	
Katharina Fluri, Josephs sel., alt Wächters	26. Februar		Stanislaus
Jakob Nünlist, Bussenjöggis	26. Februar	28. Februar*	
Bernhard Vögeli, Johann Georgs sel.	26. Februar	28. Februar*	
	6. März		Stanislaus
Jakob Kamber, Franzen sel., Kambers	26. Februar		Stanislaus
Urs Fluri, Franzen sel., Mändlis, mit Frau und Kind	28. Februar		Stanislaus
Viktor Wiss, Xavers Sohn	6. März		Stanislaus
Adelbert Kamber, Johansen, alt Weibels	6. März	14. März	
Siegfried Sigerist, Ursen, in der Öle	6. März		Roger Stewart
Maria Ursula Affolter und Kind	6. März		unbekannt
Viktor Borner, Vikters sel., mit Frau und 6 Kindern	14. März		Stanislaus

warten, bis ein möglichst billiges Schiff auslief. Diese Situation lockte eine Menge Gauner und Betrüger in die grossen Auswanderungszentren. Auch viele Wirte und Krämer machten sich die Unerfahrenheit und Hilfslosigkeit der Auswanderer zunutze. Viele von ihnen verloren bereits da ihre kärglichen Mittel[2]. Ein Teil der Hägendörfer Auswanderungsgruppe wurde von Oberrichter Glutz bis nach Le Havre begleitet. Vielleicht hatte er sie vor grösserem Schaden bewahren können[7].

Gefährliche Schiffsreise

Auf dem Schiff selber wurden die Auswanderer in drangvoller Enge im Zwischendeck zusammengepfercht. Ein Schiff, das in der Regel nicht grösser war als die heutigen Schiffe auf unseren Schweizer Seen, nahm 400 und mehr Zwischendeckpassagiere auf. Auf engen Holzpritschen in stickigster Luft mussten die Leute schlafen. Sogar Decken und Matratzen musste selber mitbringen, wer etwas bequemer liegen wollte. Da billige Überfahrten natürlich nur auf älteren, beschränkt seetüchtigen Schiffen offeriert wurden, dauerte auch die Überfahrt statt der normalen 30 bis 40 Tage nicht selten zwei oder drei Monate. Eine beträchtliche Anzahl der Passagiere starb deshalb bereits während der Überfahrt, entweder an durch unhygienische Zustände verursachten Infektionen, vor allem Typhus und Cholera, oder an Entkräftung durch Seekrankheit oder ungenügender Ernährung. Nicht selten kam es vor, dass solche Auswandererschiffe in Seenot gerieten, entweder durch Stürme oder durch Feuer, welches bei den herrschenden Verhältnissen leicht ausbrechen konnte. So erreichte ein beachtlicher Anteil der Auswanderer erst gar nicht die amerikanische Küste[2].

Die meisten der Hägendörfer reisten mit den Schiffen «Stanislaus» und «Roger Stewart». «Stanislaus» lief in Antwerpen aus und legte im Hafen von New York am 25. Mai 1854 an. «Roger Stewart» begann die Reise in Le Havre und erreichte den Hafen von New Orleans ebenfalls am 25. Mai 1854[5].

Über zwei Monate nach der Abreise aus Hägendorf kamen also diese Auswanderer in Amerika an. Den Umständen entsprechend scheint dies eine durchschnittliche Reisedauer gewesen zu sein.

Weiter nach den Siedlungsgebieten des Westens

In Amerika angekommen warteten neue Enttäuschungen auf die Auswanderer. Arbeit und damit Verdienst gab es nur für ausgebildete Handwerker oder für Dienstpersonal. Relativ wenige der meistens aus den unteren sozialen Schichten stammenden Auswanderer boten aber diese notwendigen Voraussetzungen. Wer nicht zugrunde ging, trat den mühevollen, wochenlangen Weg nach den noch offenen Siedlungsgebieten des Mittleren Westens an. Noch von der Seereise geschwächt, überstanden manche diesen Marsch nicht. Viele waren auch den Entbehrungen und Strapazen der ersten Ansiedlungszeit nicht gewachsen. Eine Wirtschaftskrise in Amerika vervielfältigte die Schwierigkeiten der Einwanderer zusätzlich[2].

So war der Prozentsatz der Auswanderer, die sich schliesslich durchsetzten und ihr Los in Amerika verbessern konnten, recht gering. In den Historischen Mitteilungen von 1909 schliesst Dr. E. Häfliger aus zahlreichen Briefen von Auswanderern, «dass die guten und gesunden Elemente es in Amerika weiter brachten als bei uns, während die Trägen und Schwachen schneller ihrem Untergang entgegen gingen[3]».

Die Auswanderungswelle verebbt

Unter anderem wegen der beginnenden Wirtschaftskrise, erliessen die Vereinigten Staaten schliesslich eine Sperre gegen alle Einwanderer, welche nur mit Gemeindeunterstützung, ohne ausreichende eigene Mittel einreisen wollten[2].

In der Schweiz schoben vermehrt die Kantone der Auswanderungswelle einen Riegel vor. Dies in erster Linie im Interesse der Gläubiger, die von auswandernden Schuldnern um ihre Guthaben geprellt wurden[2]. Im Kanton Solothurn trat deshalb am 1. April 1855 ein Gesetz in Kraft, welches einerseits eine Beschränkung der Gemeindeunterstützung an die Auswanderer vorschrieb, andererseits den Schutz der Gläubiger von Auswandernden gewährleistete, aber auch eine Reglementierung der Auswanderungsagenten beinhaltete. Die Bestimmungen, die jeder Auswanderungsvertrag in Zukunft enthalten musste, waren sehr scharf und geeignet, den unsauberen Machenschaften der Agenten entgegenzuwirken[3].

Abb. 6
1854 erreichte die Auswanderungswelle ihren Höhepunkt. Dreizehn Prozent der Gäuer und Untergäuer Bevölkerung verliess ihre Heimat.

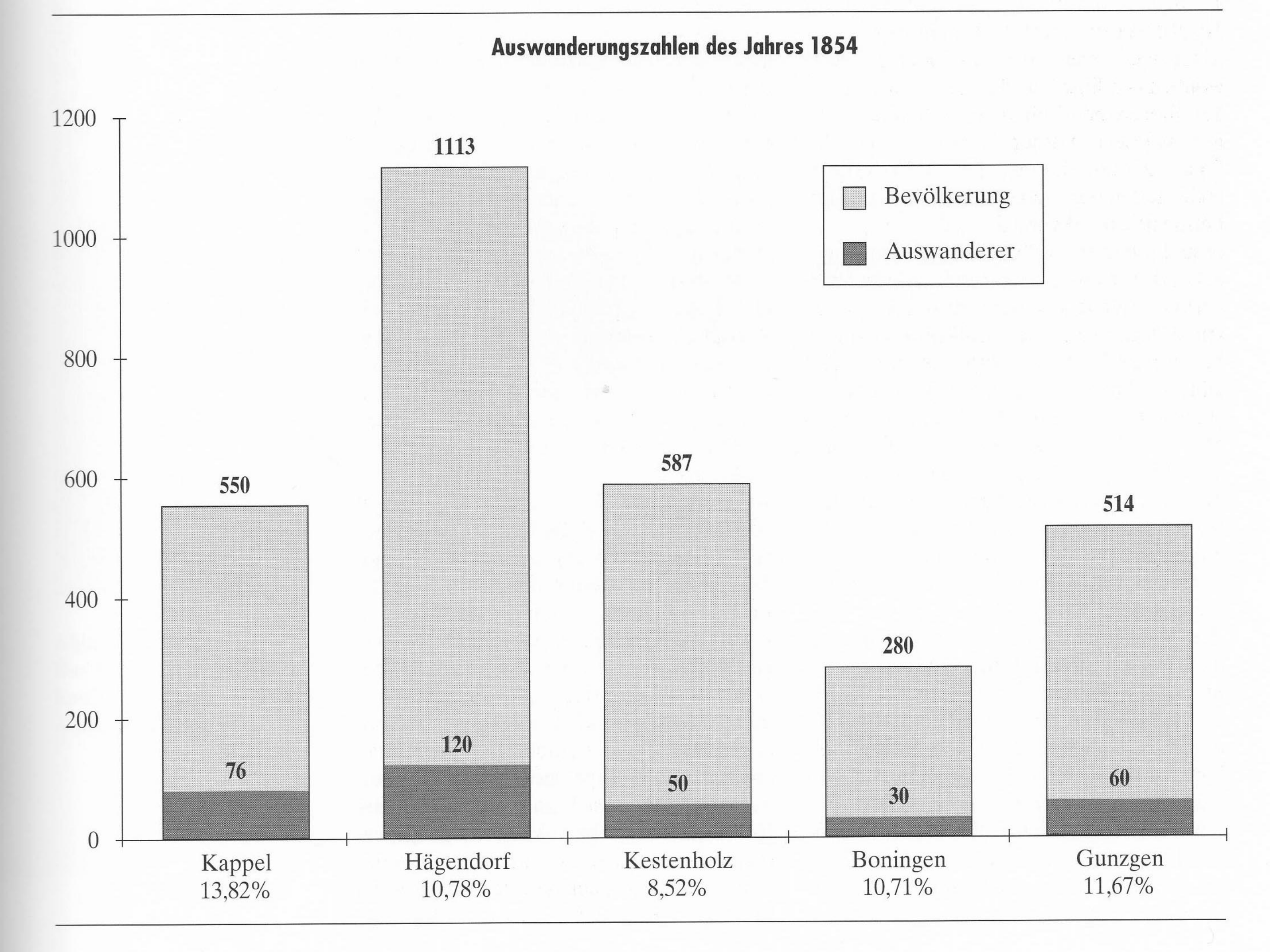
Zur gleichen Zeit brachte der Bahnbau Verdienst in unser Land. Auch im Kanton Solothurn blühten Handel und neue Industrien auf und boten Verdienstmöglichkeiten[3].
Somit waren alle wichtigen Beweggründe für eine Auswanderung hinfällig geworden. Nach dem grossen Auswanderungsboom von 1854 nahm das Amerikafieber rapid ab und erreichte nie mehr den einstigen Siedepunkt[3].

Schulden

An der Hägendörfer Gemeindeversammlung vom 28. Oktober 1855 beantragten Gemeinderat und Auswanderungs-Kommission, zur Tilgung der Auswanderungsschuld für 15 000 Franken Holz ab Schleipfrain und Santelloch zu verkaufen. Zur völligen Tilgung der Schuld wurde der Betrag auf 20 000 Franken erhöht. Kurze Zeit später sah man vom Holz im Santelloch ab, da es als Bauholz noch zu klein war. Am 2. März 1856 vereinbarte die Gemeinde einen Vertrag mit «Schmid und Strub» in Olten als Käufer. Die Schlussrechnung wurde am 17. Oktober 1858 vom Gemeinderat revidiert und genehmigt. Nachher enthalten die Protokolle wiederum keine weiteren Angaben über die mit dem Erlös des Verkaufs getilgte Schuld. Sie wird von da ab jedoch nie mehr erwähnt[4].

Nachfahren melden sich

Paul Hofer schreibt zu seinen Auszügen aus den Gemeindeprotokollen von 1854: «Über das Schicksal der am 17. März 1854 ausgewanderten 128 Personen hat man nie etwas gehört. Keiner kam zurück und nie hat einer oder ein Nachkomme von ihnen in



die frühere Heimat geschrieben; sie hat alle vom Abreisetag an für immer verloren[4].»
Dass dem nicht so ist, geht aus den nachfolgenden Begebenheiten und Fakten hervor.
Von dem mit seiner Familie ausgewanderten Eduard Nünlist ist ein Brief aus dem Jahre 1907 vorhanden. Er schreibt aus Louisville (Kentucky, USA) an seine Schwester Anna Maria Nünlist und an eine Bertha Nünlist. Aus diesem Schreiben geht hervor, dass die genannten bereits vorher in Briefkontakt standen. Eduard Nünlist schreibt unter anderem, er habe noch zehn Kinder, insgesamt seien drei gestorben, zwei bevor sie ein Jahr alt waren und ein Sohn im Alter von 36 Jahren. Im weiteren habe er 34 Enkelkinder und 28 Urenkel und er hoffe, die Mitgliederzahl seiner Familie noch auf 100 anwachsen zu sehen. Der Inhalt des Briefes lässt die Schlussfolgerung zu, dass der Ausgewanderte mit seiner Familie in Amerika nicht in übermässigem Wohlstand lebte, dass es ihnen jedoch an nichts mangelte und sie zu diesem Zeitpunkt ein zufriedenes Leben führten[7].
Ein Nachkomme aus dieser Familie meldete sich in den 60er Jahren bei der Familie Richard Nünlist an der Allerheiligenstrasse. Unregelmässiger Kontakt besteht bis heute über die mittlerweile in den USA lebende Tochter der Familie Nünlist.
1993 erhielten alle in Zürich wohnhaften Familien mit dem Namen Rötheli einen Brief von einem Joe Rötheli aus Springfield (Virginia, USA). Joe Rötheli war seit rund zwei Jahren dabei, die Abstammung seiner Familie zu erforschen. Nachdem er herausgefunden hatte, dass seine Vorfahren aus der Schweiz (aus der Nähe von Zürich) eingewandert waren, suchte er nach Verwandten in seiner ursprünglichen Heimat. Die angeschriebenen Familien meldeten sich beim Zivilstandsbeamten ihrer Bürgergemeinde, Max Rötheli. Dieser konnte über das Staatsarchiv in Solothurn ermitteln, dass Joe Rötheli ein Nachkomme des 1854 mit seiner Familie ausgewanderten Franz Rötheli ist. Laut Joe Rötheli überlebten lediglich zwei Söhne des Franz Rötheli die Überfahrt und eine im Sommer 1854 in Amerika grassierende Cholera-Epidemie. Als Urenkel des älteren überlebenden Sohnes, Franz junior, erforscht Joe Rötheli vor allem diese Linie des Stammbaums. Bei einer im Juli 1994 veranstalteten «Roetheli Family Reunion (Rötheli Familien-Treffen) in Berger (Missouri, USA) trafen sich rund 140 Nachfahren des Franz junior. Sozusagen Ehrengast war Thomas Rötheli aus Hägendorf, welcher zu diesem Zeitpunkt als Austauschschüler in den USA weilte[5].

150 Jahre später

Die Situation hat sich geändert. Hägendorf schickt nicht mehr Einwohner nach Übersee, damit es ihnen dort besser geht. Heute nimmt das Dorf Emigranten, also Auswanderer aus anderen Nationen auf, um sie, oft nur vorübergehend, zu beherbergen.
Seit Mai 1990 nimmt Hägendorf, vom Staat dazu verpflichtet, prozentual zur Bevölkerung Asylbewerber auf. Seither bewohnten jeweils sieben bis acht Männer, meist aus verschiedenen Ländern und mit verschiedenen Mentalitäten, das Bornerhaus an der Allerheiligenstrasse. Diese Ausländer machen etwa 0,2 Prozent der Hägendörfer Bevölkerung aus. Im November 1994 wurde das Bornerhaus geräumt, da die baulichen Zustände unhaltbar waren. Nach einem kurzen Unterbruch steht nun – mit den Containern auf dem Areal der Liegenschaft Küpfer – wieder eine Unterkunft zur Verfügung. Die Asylbewerber stammen aus verschiedensten Ländern, aus Zaire, Somalia, Bangladesh oder Ex-Jugoslawien. Weshalb sie bei uns Asyl suchen, ist oft nicht einmal den Betreuerpersonen bekannt. Ihr Aufenthalt ist vorübergehend. Sie warten darauf, dass das Verfahren um ihr Asylgesuch abgeschlossen wird. Meist sind die Entscheide negativ, sodass die Männer nach einer Wartezeit von sechs Wochen bis zu zwei Jahren ausgeschafft werden; oder sie verschwinden vorher über Nacht. Während dieser Wartezeit ist die Gemeinde Hägendorf für die Betreuung der Männer zuständig. Sie hat ihnen wöchentlich 102 Franken für Essen zu bezahlen und für die Krankenkassenbeiträge aufzukommen. Diese Ausgaben werden jedoch vollumfänglich vom Staat zurückerstattet, auch die Miete für die Unterkunft wird mit dem Kanton abgerechnet und bezahlt. Die gemeindeeigenen Betreuerpersonen sorgen dafür, dass die Männer sich an die Hausordnung halten, helfen bei Verständigungsproblemen weiter und bemühen sich darum, dass sie sich bei uns einigermassen wohl fühlen[6].

Hans A. Sigrist

Haus im Dornröschenschlaf



Abb. 1
Das Vögeli-Haus Nr. 147 am Kohlholzweg kurz vor dem Abbau im Herbst 1990.

Hausabbrüche sind in unserer Zeit etwas Alltägliches. Getreu dem Motto «Zeit ist Geld» muss das Zerstörungswerk rasch und effizient vollzogen werden. Mittels Sprengung oder brachialem Maschineneinsatz wird alte Bausubstanz in kürzester Zeit beseitigt.
Der Abbruch des Hauses Nr. 6 am Kohlholzweg verlief ganz anders; er zog sich über Wochen hin. Doch blenden wir zurück!

Ulrich Fluri, Heinrichs

Ulrich Fluri, Heinrichs, von Hägendorf, wurde 1782 geboren[1]. Sein Elternhaus, der Hochstudbau Nr. 111 (1977 abgebrochen), stand am Anfang des Kohlholzweges. Die Eltern waren wenig begütert. Auf ihrem bescheidenen Besitz, bestehend aus Haus samt Hofstatt und drei Parzellen Land auf dem Kohlholzacker zu je einer halben Jucharte[2], lasteten beträchtliche Schulden[3]. Im Elternhaus war auf die Dauer zu wenig

Platz für die drei Söhne und die drei Töchter[3]. Ulrich, der älteste Sohn, und später auch sein Bruder Johannes mussten ausziehen. Ein Neubau drängte sich auf, aber mit finanzieller Unterstützung der Eltern konnte bestimmt nicht gerechnet werden. Ulrich, er war Drechsler[1], heiratete Elisabeth Fluri, geborene Fluri. Sie gebar zwei Knaben: Urs Josef (1815) und Niklaus Anton (1822). Beide übten später ebenfalls den Beruf des Drechslers aus[4].

Baubewilligung, Feuerrecht und Holzanweisung

Am 3. Februar 1813 erwarb Ulrich Fluri für Fr. 142.50 ein 9 Aren grosses Grundstück an der «Kohlholzgass», dem heutigen Kohlholzweg[5], nur einen Steinwurf weit von seinem Elternhaus entfernt. Darauf wollte er ein Wohnhaus mit einem kleinen Landwirtschaftstrakt bauen. Bestimmt hatte er vor dem Kauf auf dem Landstück nach Wasser gegraben und auch gefunden; wer ausserhalb der durch das Brunnleitungsnetz erschlossenen Dorfteile wohnte, war auf eine eigene Quelle oder auf einen Sod angewiesen (vgl. Hägendörfer Jahrringe 1986, S. 32 ff). Nun richtete Fluri (oder einer des Schreibens kundiger Mitbürger) ein Gesuch um die Baubewilligung, das Feuerrecht und die Holzanweisung (Bauholz) an den Rat in Solothurn. Vor der Erteilung der Bewilligung mussten fünf Punkte geregelt bzw. geklärt sein: a) Ist der Bauwillige mit dem Zehntenherrn einig? b) Verlangt er von der Gemeinde nicht mehr Bauholz als üblich? c) Ist das Zufahrtsrecht geregelt? d) Besitzt er Geld zum Bauen? e) Ist der Hausbau notwendig[6]?
Fluris Gesuch wurde bewilligt[7], das Feuerrecht gegen jährlich 3 Batzen in Geld oder ein Huhn gewährt[8] und das notwendige Bauholz durch den Bannwart angewiesen. Die Bauarbeiten konnten beginnen.

Die Bauarbeiten beginnen

Vordringlichste Arbeit war das Fällen des gezeichneten Bauholzes, sagt doch eine Bauernregel «An Sebastian und Fabian (20. Februar) fängt das Holz zu saften an.» Tatsächlich quillt im Saft geschlagenes Holz gerne auf, Spaltenbildung und Pilzbefall drohen. Auch der Holztransport zum Bauplatz drängte; mit Rücksicht auf die allgemein schlechten Weganlagen wurden Lang- und Brennholz jeweils in der kalten Jahreszeit auf Schlitten ins Dorf gefahren. Fluri besass keine Zugtiere, darum musste er die Hilfe wohlhabender Dorfgenossen beanspruchen. Architekten oder gar Generalunternehmen gab es damals nicht. Da Holz das hauptsächlich verwendete Baumaterial war, oblag die Planung und Bauführung wohl einem Zimmermann.

Grosse Eigenleistungen

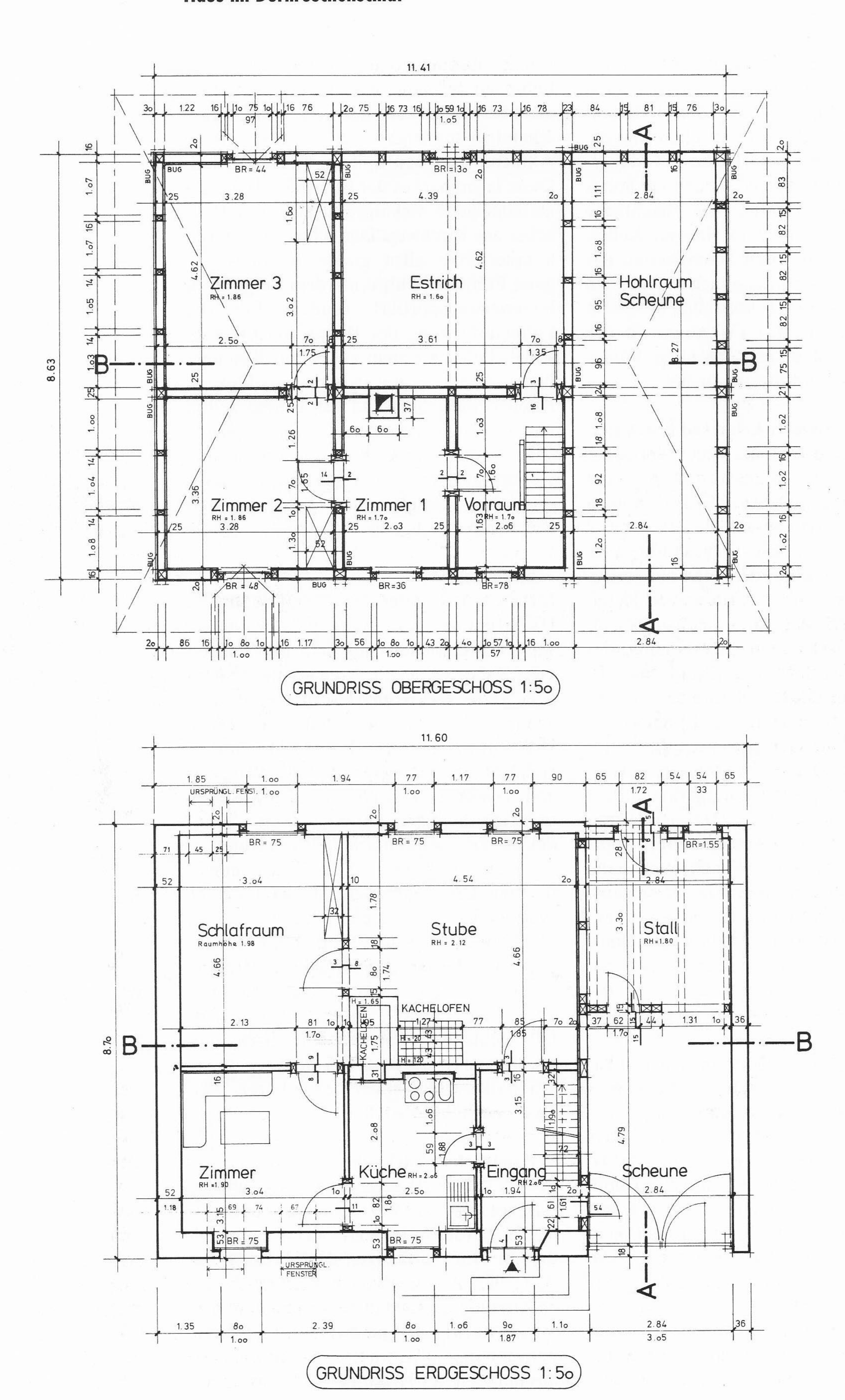
Zweifelsohne legte der Bauherr mit seiner Familie und seinen Verwandten Hand an



Abb. 2
Ulrich Fluris Elternhaus, Nr. 111, stand nur einen Steinwurf weit von seinem Neubau entfernt am Kohlholzweg. Leo von Wartburg, der letzte Eigentümer, liess es im August 1977 abbrechen.

wo immer es möglich war, um Baukosten zu sparen. Der Kelleraushub, zirka 9 x 5 m gross und 1,80 m tief, und das Planieren des Baugrundes gehörten bestimmt zu den Eigenleistungen.
Das Fundament für die Aussenmauern wurde aus grossen Kalksteinbrocken gefügt und deren obere Seite flachgehauen. Der verwendete kompakte Jurakalkstein stammt vermutlich aus einem ortsfremden Bruch[9]. Nun war es die Aufgabe des Maurers, den Keller und die Aussenmauern des Erdgeschosses hochzuziehen. Die faust- bis kopfgrossen Steine für die teils recht dicken Bruchsteinmauern karrte der Bauherr wahrscheinlich aus einem nahen Bruch, aus Böschungen und aus dem Wald heran. Selbstverständlich nutzte man auch das beim Aushub angefallene brauchbare Gestein. Mit Sand aus der Kiesgrube im Gnöd, gebranntem Kalk, wahrscheinlich aus dem Kalkofen in Rickenbach, und Wasser aus

Abb. 3, S. 65 u. 67
Grundrisse und Längsschnitte Haus Vögeli, Kohlholzweg 6, Hägendorf, aufgenommen von Alain Strässle, Dezember 1990.


Zimmer 3
Estrich
Hohlraum Scheune
Zimmer 2
Zimmer 1
Vorraum
GRUNDRISS OBERGESCHOSS 1:5o
Schlafraum
Stube
Stall
KACHELOFEN
Zimmer
Küche
Eingang
Scheune
GRUNDRISS ERDGESCHOSS 1:5o

dem inzwischen fertiggestellten Sod wenige Meter neben der Baustelle am Wegbord, mischte der Maurer den Mörtel. Erfahrungswerte anstelle von statischen Berechnungen bestimmten die Dicke des Mauerwerks, das ein Obergeschoss und ein hohes Dach zu tragen hatte. Die mächtigste Mauerpartie, 76 cm, fand sich im Keller. Die beiden fensterlosen Schmalseiten des Erdgeschosses waren ungleich dick: 52 cm auf der «Bysenseite» (Osten) und nur 36 cm auf der «Wetterseite» (Westen), wo der Ökonomieteil dem angrenzenden Wohntrakt zusätzlichen Kälteschutz bot.

Zimmermannsarbeit, Lehm und Haselruten

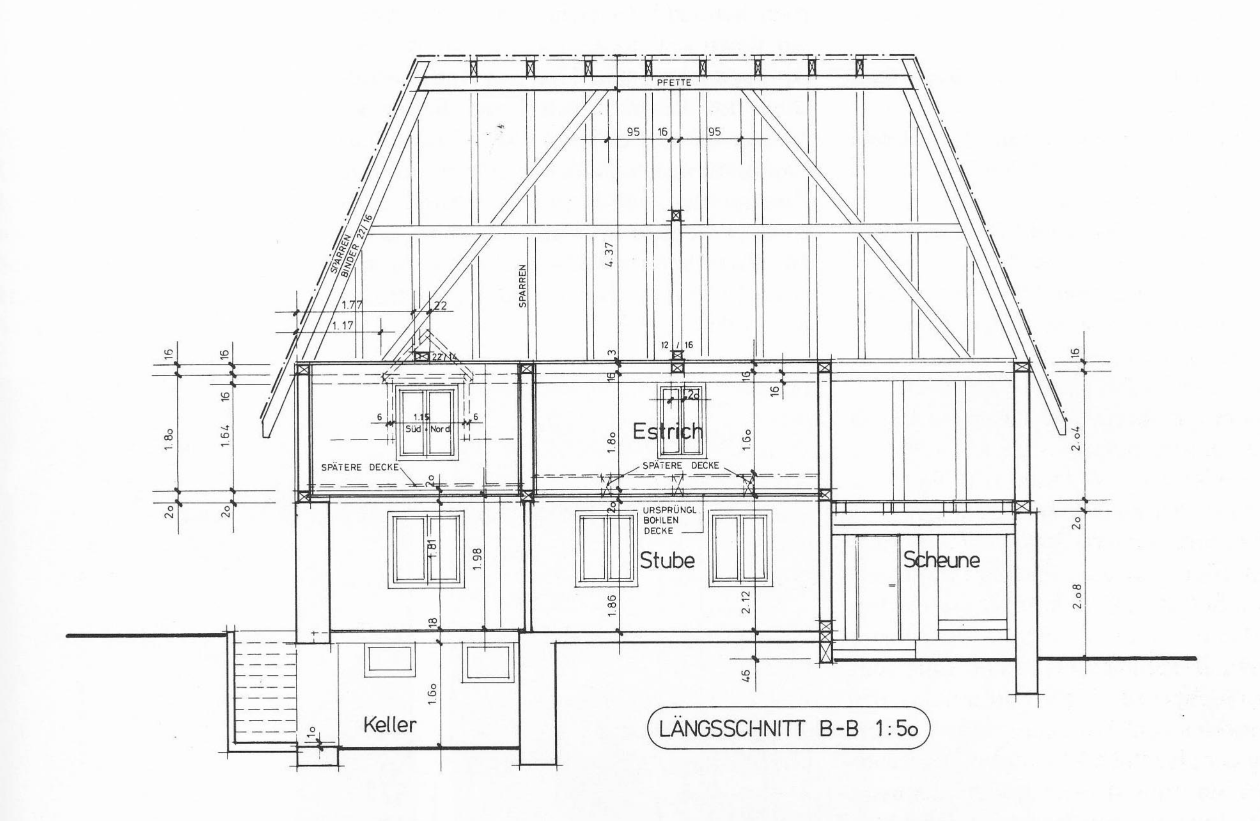
Der Zimmermann besass keine Werkstatt; er bearbeitete die Stämme mit Axt und Säge auf dem Bauplatz zu Balken, Bohlen und Brettern. Als zusätzliche Hilfsmittel standen ihm lediglich Richtschnur, Lot, Winkel, Bohrer und Lochbeitel zur Verfügung. Als erstes überdeckte er den Keller mit einer Balkenlage und einer aufliegenden Bohlendecke. Zur Abtrennung des Wohntraktes vom Wirtschaftsteil, zur Aufteilung der einzelnen Wohnräume und zum Bau der Südfront mussten starke Schwellen auf ein Steinbett verlegt werden. Ein gutes Augenmass war dabei vonnöten, denn Wasserwaage oder gar Nivelliergerät fehlten. Nun konnten die Tür-, Fenster- und Wandpfosten in die dafür vorbereiteten Zapflöcher gesteckt und die Wandbretter in die Nuten eingepasst werden. Ein auf die Aussenmauern aufgelegter und mit den Innenwände verzapfter Balkenrahmen (Rähm), in den die Bohlendecke eingenutet war, bildete den Abschluss des Erdgeschosses und gleichzeitig das «Fundament» für das Obergeschoss.
Während die Zimmerleute über dem Erdgeschoss Pfosten, Eckstreben und ein zweites Rähm zum Obergeschoss zusammenbauten, begann darunter der Ofenbauer seine Arbeit: Zwischen Küche und Stube errichtete er eine zirka 30 cm dicke Wand. Auf der Stubenseite baute er daran Kunst und Backofen auf, und in der Küche kam der Herd zu stehen. Darüber brachte er die «Chemihurd», ein mit Lehm bestrichenes Haselrutengeflecht an.
Der Bauherr und seine Helfer hatten viel zu tun. Neben den Handreichungen für Zimmermann und Hafner galt es nun, den Keller-, Küchen- und Scheunenboden mit Lehm zu belegen und zu stampfen. Das dazu benötigte Material holte Fluri wahrscheinlich aus einer kleinen Grube auf der Allmend zwischen Spitzenrüti und Gnöd. Diese lag näher bei der Baustelle als die gemeindeeigene Lehmgrube auf dem Bielacker am Kirchweg. Das schwere Material konnte ohne allzu grosse Kraftanstrengung, Fuhre um Fuhre, mit dem Bergkarren hinuntertransportiert werden. Für die Lehmausfachung der Wände im Obergeschoss befestigte man zuerst ein Rutengeflecht als Armierung zwischen die Pfosten. Dann konnte die Wand von beiden Seiten mit gut angefeuchtetem Lehm ausgestrichen werden. An Wegrändern und in den Hecken auf der Allmend liessen sich dazu problemlos einige Fuder Haselruten und -stecken heraushauen.

Strohdach

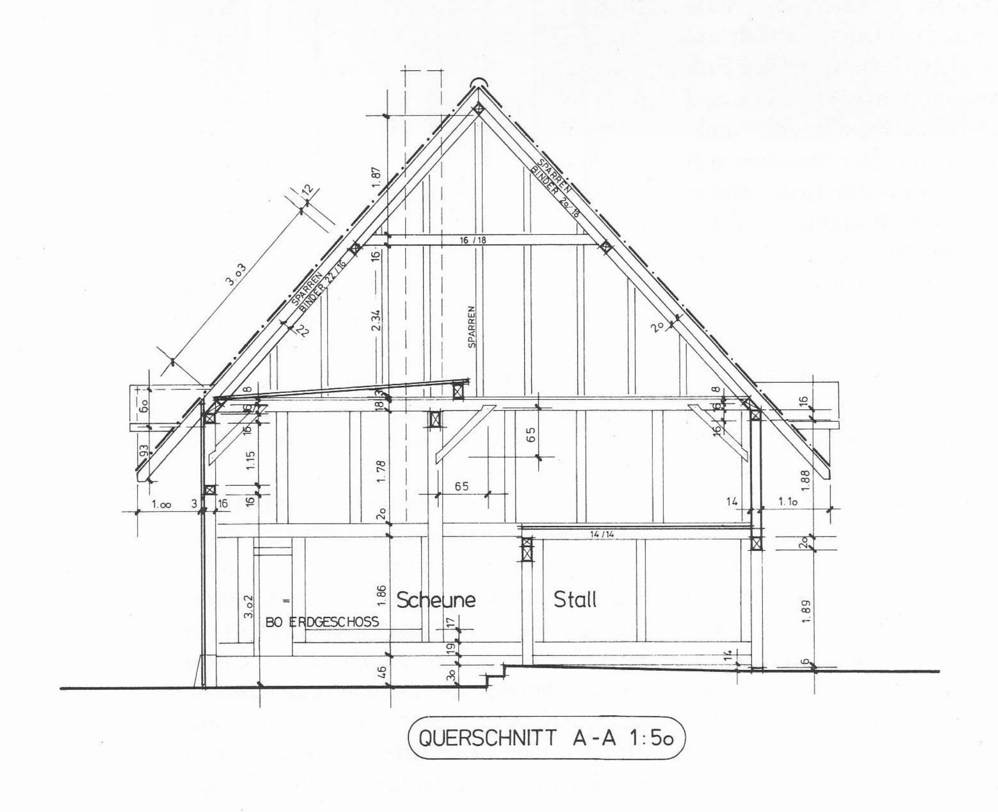
Inzwischen richteten die Zimmerleute den Dachstuhl auf. Die Firstpfette, der oberste waagrechte Balken, auf dem die Sparren oder Rafen aufliegen, erreichte die beachtliche Höhe von neun Metern über Boden. Zapfen und Holznägel hielten die ganze Holzkonstruktion des Hauses zusammen. Nun trat der Dachdecker auf den Plan. Zuerst nagelte er Dachlatten auf die Rafen, um dann die handgedroschenen Strohbündel, die sogenannten Schäubli, mit Ruten zu einer 20 bis 30 cm dicken Schicht einzuflechten. Die Zimmerleute vollendeten ihr Werk mit dem «Innenausbau» von Stall und Scheune, mit dem Einbau des Stubenbodens und dem Anbringen einer Bretterverkleidung an der Südfassade. Der Schreiner fertigte Fenster, Türen und das allenfalls fehlende Mobiliar wie Tisch und Stühle, Geschirrbrett und Vorratsregale an. Wann das neue Haus bezugsbereit war, lässt sich nicht feststellen.

Handwerker vom Dorf

So wie bei der Beschaffung des Baumaterials auf möglichst kurze Transportwege geachtet wurde, so haben in der Regel auch die im Dorf ansässigen Handwerker die Bauarbeiten ausgeführt. Das erste «Prodicol» der Gemeinde Hägendorf enthält zwei Verzeichnisse der Handwerk- und Gewerbetreibenden des Dorfes; das eine stammt aus der Zeit der Helvetik (1798–1803), das



LÄNGSSCHNITT B-B 1:5o

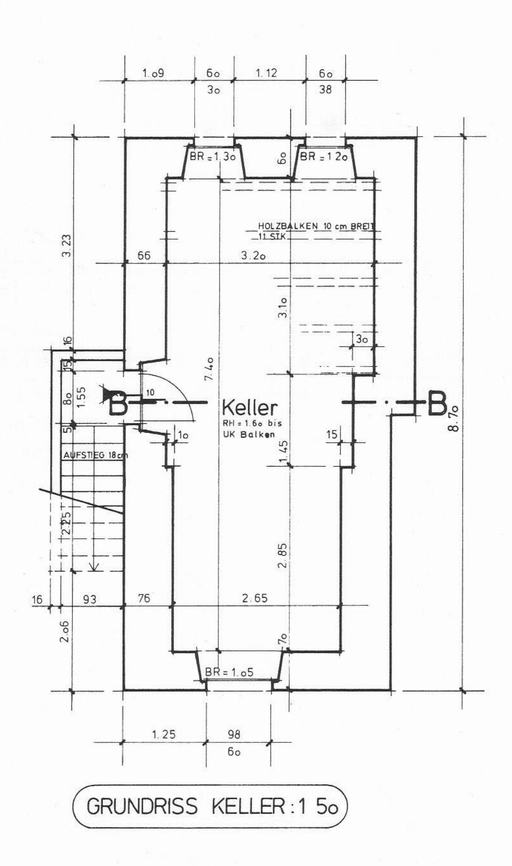


QUERSCHNITT A-A 1:5o

andere muss um 1810 angelegt worden sein[10]. Daraus nachstehend ein Auszug der damals aktiven Bauhandwerker und Zulieferer:
Murer: Viktor Rötheli, Heinrich Kellerhals, Vitor Studer;
Zimberman: Vitor Fögli, Johanes Kamber, Hans Jöhr Fögli, Urs Jacob Fögli;
Hafner: Urs Joseph Kisli
Schmid: Joseph Schmid und 1 Gesel, Christ Kamber
Dischler: Johanes borner
Treier (Drechsler): Joseph Kellerhals, Ůllrich Fluri (Bauherr)
Wagner: Claus Rötheli, Franz Kislig
Küöfer: Stefer borner, Urs Rötheli, Jacob von Arx, Heinrich fluri

Drechsler, Kleinbauer und Tagelöhner
Bauweise, Grösse, sowie Anzahl und Ausbau der Räume dieses Mehrzweckbaus zeigen deutlich, dass Ulrich Fluri der minderbemittelten Schicht angehörte. In seinem Stall fanden gerade zwei Rinder oder fünf Ziegen Platz. Weil die Drechslerei und der Kleinbauernbetrieb nicht zum Leben reichte, arbeitete er wahrscheinlich noch als Tagelöhner. Aus Kostengründen musste Fluri auf ein Ziegeldach und auf einen Keller mit Steingewölbe verzichten. Den Stallboden deckte er mit Holzbohlen statt mit Steinplatten ab, und die Südfront des Erdgeschosses war nicht gemauert; sie bestand lediglich aus einer äusseren und einer inneren Bretterverschalung! Der Steinbau war eben bedeutend teurer als Holz. Dabei stand es schlecht um die Waldungen; sie waren stark übernutzt. Nur wenige Monate nachdem Fluri seine Baubewilligung samt Holzanweisung erhalten hatte, verweigerte die Regierung in Solothurn den Nicht-Kantonsbürgern das Bau- und Brennholz[11] und schränkte auch die Bauholzabgabe für Kantonsbürger drastisch ein[12].

Ein bescheidenes Haus ...
Ein Rundgang durch den Wohnteil, wie er ursprünglich war, zeigt die Einfachheit des Hauses: Die Eingangstüre führte direkt in die rauchgeschwärzte Küche. Ein kleines Fenster liess spärliches Tageslicht ein. Das Zimmer daneben: dreimal drei Meter klein, nordseits ein Fensterchen, im Holzboden eine Klappe, unter derselben führte eine Treppe in den Keller. Der grosszügigste und hellste Raum war die Stube mit ihren beiden Fenstern auf der Südseite. Kunst und Backofen strahlten Behaglichkeit aus. Über der Kunst konnte man durch eine Klappe, den sogenannten Schlupf, den Gaden erreichen. In diesem fensterlosen Raum im Obergeschoss schliefen die Kinder auf Laubsäcken. Das an die Stube grenzende Zimmer diente als Eltern-Schlafraum. Sein einziges Fenster war gerade 45 cm breit. Die Raumhöhe in Stube und Küche betrug etwa 1,95 m, in Zimmer und Schlafraum etwa 1,90 m.

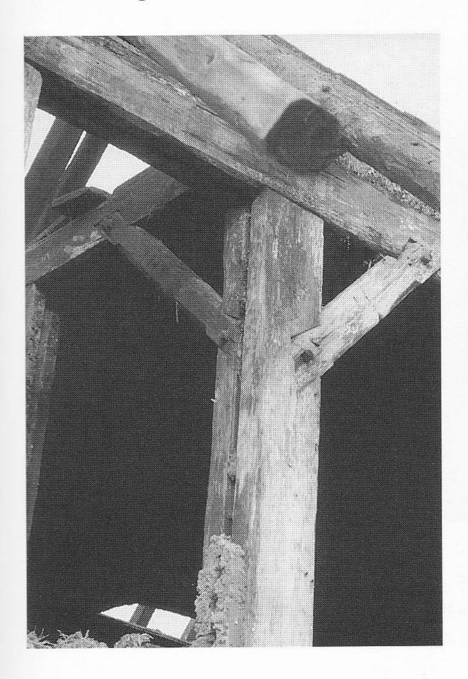


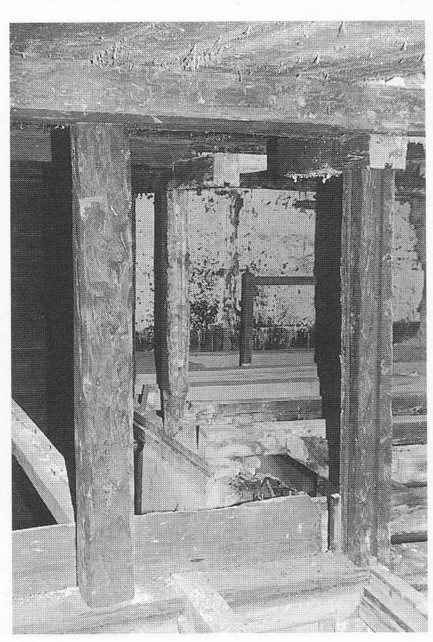
GRUNDRISS KELLER : 1 5o

... mit wenig Komfort
Das wenige Mobiliar war von einfachster Machart. Für die Kleider reichten der Wandschrank im Schlafzimmer und vielleicht noch eine Truhe aus. Täglich wurde der Holzeimer in der Küche mit frischem Wasser vom Sod aufgefüllt. Verschmutztes Wasser trug man in den Garten und begoss damit die Pflanzen. Einen Abort gab es nicht; statt dessen stand wahrscheinlich ein mit zwei Traggriffen versehener grosser Holzbottich in der Scheune, der wöchentlich einmal in die Hofstatt hinausgetragen

Abb. 4
Gute Zimmermannsarbeit: Eine Strebe gibt dem Pfosten und der aufliegenden Schwelle den notwendigen Halt. Holznägel sichern die Verstrebung.

und dort geleert werden musste. Zentrale Bedeutung im Haus hatte der Herd. Er war Kochstelle, Warmwasserlieferant und Heizung in einem. Das offene Herdfeuer erhitzte das in eiserne Ringe gesteckte kupferne Kochgeschirr und das Wasserschiff. Bei Bedarf konnten die heissen Rauchgase durch eine Maueröffnung in das ausgeklügelte Zugsystem der gegenüberliegenden Kunst geleitet werden. Durch ein zweites höhergelegenes Loch in der Wand gelangte der Rauch wieder in die Küche, wo er durch die «Chemihurd» ins Obergeschoss und weiter unter das Dach aufsteigen konnte. Er staute sich dort und konnte nur langsam durch das Strohdach entweichen; einen Kamin gab es nicht. Auf seinem Weg nach oben konservierte der Rauch in diesem Haus wohl nicht sehr reichlich vorhandenes Fleisch und Würste, imprägnierte das Gebälk und trocknete von innen her das fäulnisanfällige Dachstroh.





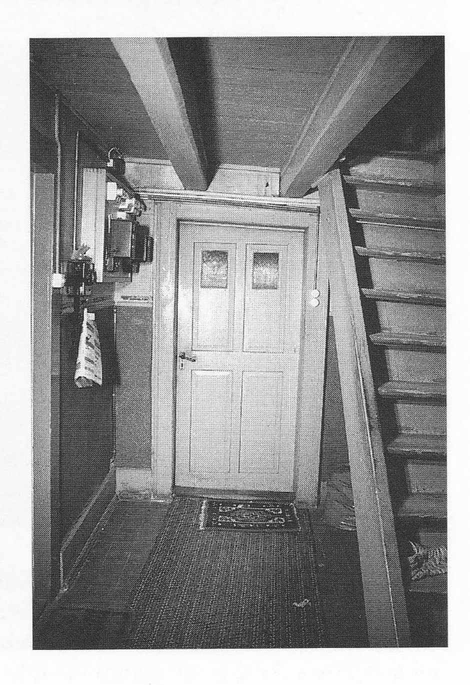


Abb. 5
Die schwarzen Wände und Balken beweisen, dass einst der Rauch des Herdfeuers frei durch das Obergeschoss abzog.
Abb. 6
Eingang: links Türe zur Küche, Mitte Stubentüre, rechts Treppenaufgang zum Obergeschoss.

Ungesund und gefährlich

Der Rauchgeruch hing mehr oder weniger stark in allen Räumen und haftete in Haaren und Kleidern. Die Körperausdünstung der Bewohner, die – nach heutigen Massstäben – ein Minimum an Hygiene betrieben, wurde dadurch etwas überdeckt. Die Nachteile der Rauchküche seien auch erwähnt: Dass die Arbeit am Herd des permanenten Rauches wegen gesundheitsschädigend war, ist klar. Wenn bei gewissen Wetterlagen der Rauch in der Küche hängenblieb, konnten die tränenden Augen der Köchin im ohnehin geschwärzten Raum kaum mehr etwas sehen. Da half auch die «Pfunzel», das russende Öllicht auf einem Mauervorsprung über dem Herd, nichts. Höchste Brandgefahr entstand, wenn durch unsachgemässes Feuern Funken in die Höhe stoben und starke Zugluft die als Funkenabsorber konzipierte «Chemihurd» ihrer Funktion beraubte.

Neben Herd und Kunst lieferte auch der Backofen Wärme. Er liess sich von der Küche her durch eine Öffnung in der Wand befeuern. Obwohl in der Regel nur einmal pro Woche gebacken wurde, verströmte er noch Tage danach in der Stube und im Eltern-Schlafraum – zumindest an kühlen Tagen – angenehme Wärme.

Das kleine Zimmer besass keine Heizung. Offenbar genügte es, die Türe zur Küche offen stehen zu lassen. In kalten Nächten wärmte man den Gaden, indem man die Bodenluke über der Kunst nicht schloss.

Für Ulrich Fluris vierköpfige Familie gab es genug Platz im neuen Haus.

Neue Eigentümer

Am 9. Mai 1833 starb Ulrichs Vater. Seine Mutter war schon vier Jahre tot. Laut Inventar, Auskauf und Teilung vom 11. Juli 1833 erbte Ulrich einen Teil der elterlichen



Abb. 7
Die Wände des Obergeschosses bestanden aus einem mit Lehm ausgestrichenen Rutengeflecht.

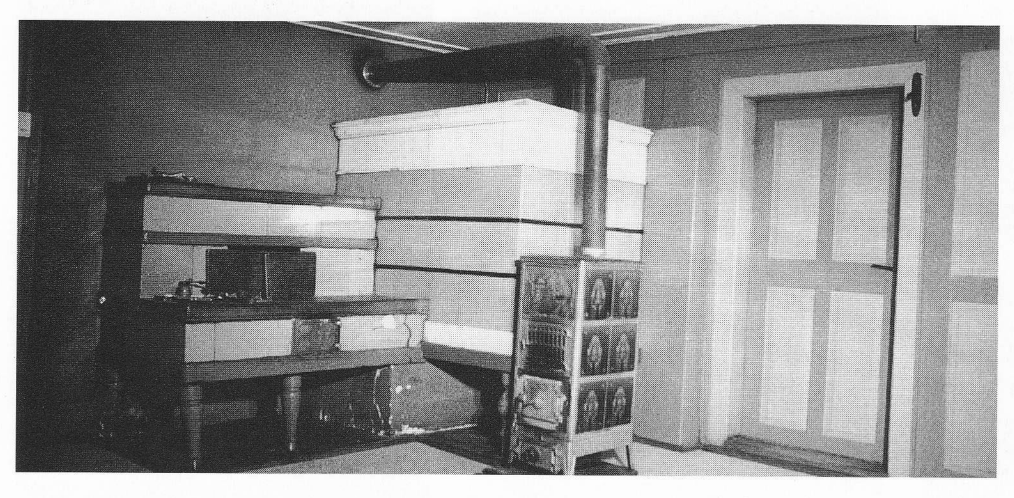


Abb. 8
Stube mit Backofen und Kunst. Die Türe geht ins Elternschlafzimmer.

Hofstatt, eine halbe Jucharte Kohlholzacker und Fr. 121.50 Schulden[3].
Als im Dezember 1860 Ulrichs zweiter Sohn Niklaus Anton mit kaum 39 Jahren an Lungenschwindsucht starb[1], musste seine Liegenschaft versteigert werden (6.2.1861). Der betagte Ulrich fand wahrscheinlich Aufnahme bei seinem ersten Sohn Urs Josef, der im Haus Nr. 29 am Kirchrain eine Drechslerei betrieb. Zwei Jahre später, am 17. Januar 1862, verschied Ulrich Fluri im damals hohen Alter von 80 Jahren[1].
Ludwig Kellerhals, Jakobs sel. von Hägendorf, der Ulrichs Haus und Hofstatt an der «Kohlholzgass» ersteigert hatte[13], verkaufte die Liegenschaft am 24. November 1902 an Gottlieb Vögeli, Adelheits sel., Zuschneider, von Hägendorf für Fr. 3000.–[14].

Um- und Ausbau

Vögeli nahm am Haus grosse Um- und Ausbauarbeiten vor. Durch den Aufbau eines Kamins und den Einbau eines geschlossenen Holzfeuerherdes wurde die Küche rauchfrei und dank eines Wasseranschlusses und eines Klinkerbodens auch komfortabler. Mit Ausnahme des kleinen Zimmers neben der Küche legte man die Decken der Wohnräume im Erdgeschoss um 8 cm, die der Stube gar um zirka 15 cm höher. Gleichzeitig wurden die Türöffnungen nach oben erweitert und die Wände und Decken verkleidet. Zudem versetzte und vergrösserte man die winzigen Fensterchen im Schlafraum und im kleinen Zimmer. Eine neue Wand mit Türe trennte die Küche von der Eingangspartie. Von dort führte eine schmale, steile Holztreppe ins Obergeschoss, wo drei Zimmer mit total 33 m² Wohnraum eingebaut wurden. Die Raumhöhe betrug dort allerdings lediglich 1,70 m bzw. 1,86 m.
Gleichzeitig wurde das Dach mit Ziegeln gedeckt und an die ostseitige Hauswand ein Schopf mit Treppenabgang zum Keller erstellt. Die Südfassade erhielt im Wohnbereich einen Verputz, die Stallseite eine



Abb. 9
Das ganze Obergeschoss ist in Gerüstbauweise erstellt. Vor dem Einbau der Ziegelbedachung musste der Dachstuhl mit zusätzlichen Rafen (hell) verstärkt werden.
Fotos: Hans A. Sigrist

Backsteinmauer. Nach dieser umfassenden Erneuerungsphase im Jahre 1903 kam 1945 auf der Westseite noch eine Waschküche, ein WC und ein Hühnerstall dazu. Danach blieb das Haus praktisch unverändert bis zu seinem Abbruch.

Schöne Pläne

Nach dem Ausbau zogen Gottlieb Vögeli, seine Frau Rosalie und ihre vier Kinder in das Haus ein. Später wohnten zeitweilig acht Personen darin. Das Haus blieb in Besitz der Familie Vögeli: 1941 übernahm es Gottliebs Sohn Ernst Vögeli, 1973 folgte dessen Sohn Bruno. Er plante, das Haus einer gründlichen Renovation zu unterziehen und dabei die durchwegs gut erhaltenen Holzteile der ursprünglichen Bausubstanz wieder zu zeigen. Gleichzeitig sollte der Wohnkomfort den heutigen Ansprüchen angepasst werden. Aus dem einstigen Haus armer Leute sollte ein Bijou werden. Doch die schönen Pläne zerschlugen sich, da Untersuchungen zeigten, dass Fundamentsenkungen im Südwestteil des Gebäudes zu Rissen im Mauerwerk geführt hatten. Der Abbruch wurde unumgänglich.

Gesucht: Ein Prinz

Bruno Vögeli hielt nichts von Sprengung, von Luftschutzübung und dergleichen. Zusammen mit Peter Studer, Architekt und Zimmermeister, plante er den Abbau des Hauses. Vögeli, seine Frau und Verwandte arbeiteten im Spätherbst 1990 über Wochen daran. Studer numerierte alle Holzteile, zerlegte das Gebälk und lagerte es anschliessend ein. Dem Schreibenden blieb Zeit, das Gebäude, dessen Konstruktion und viele Details fotografisch festzuhalten, und Alain Strässle fertigte Pläne des Objekts an.

Das kleine alte Haus am Kohlholzweg ist verschwunden. Es liegt sozusagen im Dornröschenschlaf. Gibt es einen Prinzen, der es zu neuem Leben erweckt, indem er es an anderer Stelle wieder aufbaut? Das wäre schön!

Robert Hiltbrunner

Holzhäuser in Hägendorf



Abb. 1
Haus Bahnweg 2 in ursprünglichem Zustand ohne Verkleidung und mit den zwei Schaufenstern für den geplanten Verkaufsladen im Erdgeschoss (ca. 1915) ...

In unserem Dorf stehen eine Anzahl Wohnhäuser aus Holz, die im 20. Jahrhundert entstanden sind. Sie sind weder für unsere Gegend noch für die Zeit ihrer Entstehung typisch, denn gleichzeitig wurden viel mehr Wohnbauten in Beton und Mauerwerk erstellt. Interessant ist die Feststellung, dass die meisten Bauherren, soweit das noch in Erfahrung zu bringen war, eine besondere Beziehung zum Holz hatten. Einige waren Zimmerleute oder Schreiner, einige hatten eine besondere Vorliebe für das Holz; auch finanzielle Überlegungen mögen teilweise eine Rolle gespielt haben.

Über Jahrhunderte hinweg stellte das Holz den gängigsten und überall erreichbaren Baustoff dar. Häuser aus Stein und Kalkmörtel konnten sich lange Zeit nur begüterte Bürger, etwa reiche Bauern, Müller oder Amtsleute leisten. Mit dem aufkommenden Backsteinbau im späten 19. Jahrhundert, und besonders mit der nach 1930 einsetzenden Betonguss-Bauweise, wurde das Holz als Baustoff auch im Wohnungsbau immer mehr verdrängt. In unserem zeitweilig doch recht feuchten und nebligen Klima haben Mauerwerk und Beton den Vorteil der Dauerhaftigkeit gegenüber dem

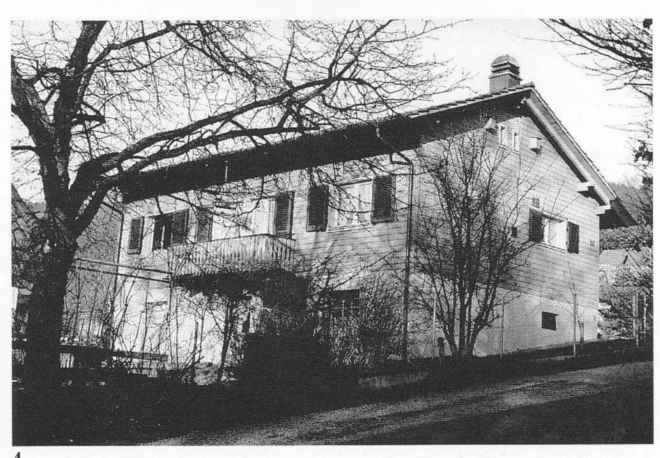
Abb. 2
... mit Eternitverkleidung und umgebauten Schaufenstern (ca. 1970).
Abb. 3
Haus Mühlerain 7 hatte ursprünglich einen Balkon. Das Bild entstand nach der nachträglichen Einkleidung mit Eternit und der gleichzeitigen Entfernung des Balkons.

Holz, besonders die der Witterung ausgesetzten Aussenwände. Für Besitzer von Holzbauten ist die Konservierung ein Dauerthema.
Nach dem zweiten Weltkrieg setzte landesweit eine vorher nie dagewesene Bautätigkeit ein. Mit dem Aufkommen des Kunststoffs wurde in den sechziger Jahren dem Holzbau sogar das endgültige Ende prophezeit. Es kam, wie so oft, anders. In den vergangenen zwei Jahrzehnten ist eine steigende Hinwendung zu natürlichen Baustoffen wie zum Beispiel Holz zu beobachten.

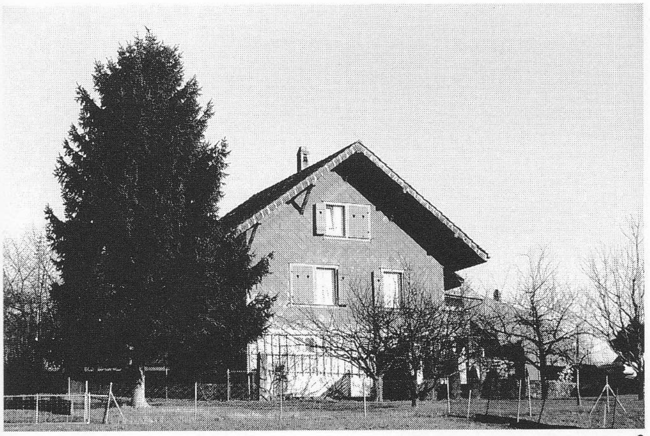
bau ist aus Holz gefertigt. Geplant und ausgeführt wurde der Holzbau von der Firma Stalder in Schüpfheim, bei welcher der Bauherr in seinen Gesellenjahren als Bauschreiner beschäftigt gewesen war. Die Aussenwände bestehen aus dem harten, harzreichen und besonders dauerhaften Holz der amerikanischen Pechkiefer (Pitchpin). Im Erdgeschoss war ursprünglich ein Verkaufsladen geplant, deshalb wurden links und rechts der südlichen Eingangstüre je ein Schaufenster eingebaut. Dieser Plan wurde aber in der Folge nicht



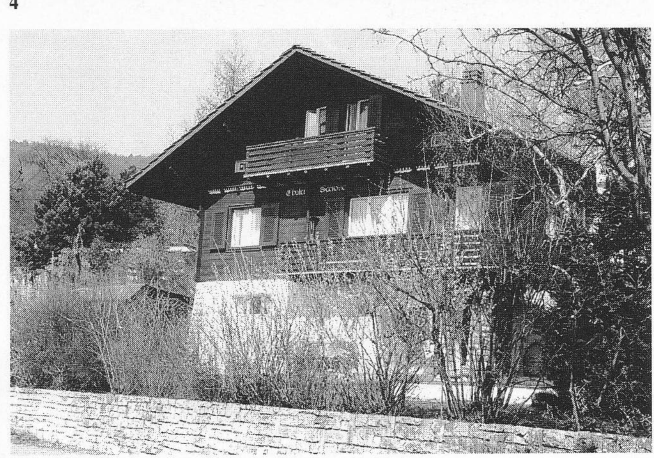
2



4



3



5

Abb. 4
Haus Heiligacker 1
Abb. 5
Das Einfamilien-Chalet am Eichweg 20 ...

Man schätzt am Holz die vielfältige Verwendungs- und Gestaltungsmöglichkeit, seine Gemütlichkeit, die «Wärme». Mit steigendem ökologischem Bewusstsein wächst auch die Einsicht, dass Holz mit geringem Energieaufwand zu gewinnen und selbst ein hoher Energieträger ist.
Bauherr Anton Giger liess 1904 am **Bahnweg 2** ein Haus mit drei Wohnetagen, Keller und Dachboden erstellen. Das Kellergeschoss besteht aus Mauerwerk, der Ober-

Wirklichkeit, das Erdgeschoss wurde ebenfalls als Wohnung benützt und die Fenster baulich angeglichen. Im ersten Stock ist südseitig ein kleiner Balkon mit einem baldachinartigen Dach vorgebaut, dessen Geländer mit Holzornamenten im Laubsägelistil verziert ist. Gegen die Verwitterung liess der Besitzer später das ganze Haus mit Eternit-Tafeln einkleiden, und der Balkon erhielt westlich eine Wand zum Schutz gegen Wind und Wetter.



Abb. 6
… und das Zweifamilien-Chalet am Vogelberg 17 fangen mit ihren nach Süden gerichteten Fensterfronten das Sonnenlicht ein.



Abb. 7
Das Erdgeschoss des Hauses Vogelberg 30 hat eine Holz-Beton-Verbunddecke ohne tragende Innenwände, bildet also eine Halle mit 9 Metern Spannweite.



Abb. 8
Unter der Eternitverkleidung des Stationsgebäudes verbirgt sich eine …



Abb. 9
… Fachwerkkonstruktion.

Abb. 10 und 11
Beispiele neuer Holzwohnbauten unterschiedlicher Stilrichtungen (Langenbruckstrasse 6 und Hausmattstrasse 2).





Josef Flury liess 1917 am **Mühlerain 7** ein Einfamilienhaus von beinahe quadratischem Grundriss erstellen, das Kellergeschoss in Mauerwerk, die zwei Wohnetagen in Holz. Südseitig war der ersten Wohnetage ein Balkon vorgebaut. Diesen liess der Besitzer später entfernen, weil dessen Holzkonstruktion den Niederschlägen zu sehr ausgesetzt war; gleichzeitig wurden die Aussenwände mit Eternit-Tafeln eingekleidet.

1949/50 baute Johann Vögeli im **Heiligacker 1** ein Einfamilienhaus mit gemauertem Kellergeschoss und einem Wohngeschoss in Holzkonstruktion. Architekt von Arx aus Gösgen hatte bereits einige solche Häuser im Niederamt erstellt. Der Bauherr entschied sich für diesen Haustyp aus Vorliebe für das Holz, und weil er durch eigene Mitarbeit eine finanzielle Einsparung erzielen konnte. Den Holzbau erstellte die Firma Lipp, die damals in der Eigasse eine Schreinerei betrieb.

Typisch für die besonders im Berner Oberland verwendete Holzbauweise des Chalets ist der Blockbau, das relativ flache Satteldach, das die Aussenwände weit überragende und somit schützende Vordach sowie

Fotos:
Bildarchiv Hans A. Sigrist

die nach Süden stehende Giebelwand mit einem oder mehreren Balkonen. 1953 liess Gottlieb Beuggert am **Eichweg 20** ein Einfamilienhaus im Chalet-Stil erstellen. Aus dem Berner Oberland zugezogen, hatte er eine Vorliebe für den Baustil seiner früheren Heimat. Die Holzbaufirma Giger und Brack aus Zofingen erstellte 1954 am **Vogelberg 17** für den Bauherrn Jakob Kamber, der sich damit einen alten Wunsch erfüllte, ein Zweifamilien-Chalet. Von der gleichen Firma, bei der er als Schreiner gearbeitet hatte, liess sich 1956 Hanssepp Flury an der **Bühlstrasse 10** ein Chalet errichten.
Der Hägendörfer Architekt Eugen Rauber entwickelte in den fünfziger Jahren das Norm-Haus 59. Auf einem betonierten Sockelgeschoss steht der eingeschossige Wohnteil in Holzbauweise mit Eternitverkleidung und Satteldach. Für die damalige Zeit in unserer Gegend neu war die Idee, den Holzbau in Norm-Elementen in der Werkstatt herzustellen und auf der Baustelle in kurzer Zeit zu montieren. Damit sollten auch die stetig wachsenden Baukosten gesenkt werden. In unserem Dorf entstanden in der Folge drei solcher Einfamilienhäuser, hergestellt durch die Firma Josef Annen aus Goldau, für Hans Studer am **Weinhaldenweg 8,** für Albert Studer **Im Wiesengrund 2** und für Fridolin Moser an der **Bühlstrasse 29.** Albert Studer liess 1992 sein Haus durch die ortsansässige Firma Vital Studers Sohn in Holzbauweise aufstocken und erweitern.
Peter Studer, Zimmermann und Architekt HTL, entwickelte für seinen Wohnhausneubau am **Vogelberg 30** eine alte Technik weiter, die während des ersten Weltkrieges aus Material- und Energieknappheit erdacht worden war, die Holz-Beton-Verbunddecke. Es schwebte ihm vor, das Wohngeschoss von tragenden Innenwänden freizuhalten, also die Dachkonstruktion nur auf Aussenständer abzustützen. Nach eigenen Versuchen erstellte er zusammen mit der Zementfirma Hunziker aus Olten eine über neun Meter freigespannte Decke aus Holzbalken und Beton. Die Wände und die Binder der Dachkonstruktion entstanden als Elemente in der Werkstatt und wurden auf der Baustelle in kürzester Zeit montiert. Der zweigeschossige Oberbau steht auf einem betonierten Kellergeschoss. Der südlichen Giebelwand ist ein Wintergarten vorgehängt.
Riegelbauten (Fachwerk) aus älterer Zeit sind das Bahnhofgebäude (jetzt verkleidet) und das Wohn- und Geschäftshaus von Malermeister Rupp an der **Ringstrasse 11** (mit Schindelverkleidung), sowie der spätere Erweiterungsbau am Chalet **Bühlstrasse 10.**
In den letzten Jahren sind vermehrt im ganzen Dorf weitere Wohnhäuser in Holz oder in Mischbauweise entstanden, zum Teil auch mit Elementen vorgefertigt. Man kann feststellen, dass das Holz als Baumaterial zunehmend Freunde gewinnt.







Abb. 12
Das Fachwerk von Haus Ringstrasse 11 wird von einer Schindelverkleidung verdeckt.
Abb. 13
Der Holzbau über dem Betonsockel besteht aus vorfabrizierten Norm-Elementen (Weinhaldenweg 8).
Abb. 14
Das Chalet an der Bühlstrasse 10 mit dem späteren Anbau in Riegelbauweise.
Foto: Air Color SA, Meyrin

Dr. Adolf Kellerhals

Die Herkunft der Hägendörfer Kellerhals

Im Jahre 1980 begann ich die Nachforschung nach meinen Vorfahren. In die Abklärung zog ich auch die verwandtschaftlichen Zusammenhänge der einzelnen Hägendörfer Kellerhals-Familien ein. Meine Nachforschungen gingen aber über die Grenzen der Gemeinde Hägendorf und des Kantons Solothurn hinaus, denn es zeigte sich bald, dass eine Einwanderung von auswärts erfolgt sein musste, und dass sie auch andere solothurnische Gemeinden betroffen hatte.

Berner und Solothurner Kellerhals

Es gibt zwei Gruppen von Kellerhals-Familien. Man kann auch von zwei nach Kantonen verschiedenen Linien sprechen: Die eine ist im bernischen Niederbipp, die andere im solothurnischen Hägendorf heimatberechtigt[1]. Damit ist die seit Jahrhunderten ursprüngliche Beheimatung der Familien als solcher und nicht der spätere Erwerb (Einkauf) weiterer Bürgerrechte durch einzelne Angehörige der Kellerhals-Familien gemeint. Die bernische Linie gehört grundsätzlich der evangelisch-reformierten, die solothunrische Linie (mit Ausnahme des Zweiges, der im 19. Jahrhundert über Olten nach Basel gelangt ist) der römisch-katholischen Konfession an. In den Hägendörfer Kellerhals-Familien, am ursprünglichen Bürgerort, hielt sich auch bis heute die mündliche Überlieferung – wie ich sie von meinem Vater, alt Spitalverwalter Adolf Kellerhals (1895–1980) und von meinem Onkel, alt Bürgerammann Alois Kellerhals (1897–1965), gehört habe –, wonach unsere Vorfahren bei der bernischen Reformation aus Niederbipp eingewandert seien. Die Ergebnisse beruhen zum grossen Teil auf den Eintragungen in den Bürgerregistern (erste Hälfte 19. Jahrhundert) und auf den Eintragungen in den Pfarrbüchern, welche die Hägendörfer Pfarrer aufgrund der Beschlüsse des Konzils von Trient (1545–1563), beziehungsweise der gestützt darauf ergangenen Ausführungsbeschlüsse der solothurnischen Obrigkeit ab 1580, zu führen hatten. Im Zusammenhang mit den Nachforschungen nach unseren eigenen Vorfahren kam ich auch in Verbindung mit dipl. Ing. ETH Peter U. Kellerhals, Richterswil. Er hat den Stammbaum der Berner Kellerhals-Familie von Niederbipp für die Jahre 1514 bis 1984 erstellt und konnte dabei zu einem grossen Teil auf die frühere Arbeit eines Dritten abstellen, die bei der Schweizerischen Gesellschaft für Familienforschung vorhanden ist[2].

Kellerhals seit 1514 im bernischen Ruefshausen

Aus den genannten bernischen Unterlagen geht hervor, dass die Berner Kellerhals-Familie urkundlich mit Namen und lokal – nicht zuletzt dank der im Zusammenhang mit der Reformation angeordneten bernischen Pfarrbücher – seit 1528 sogar mit Feststellung ab 1514 in Ruefshausen, beziehungsweise Rufshausen, später Schwarzhäusern genannt, nachgewiesen ist. Rufshausen war ein kleiner Weiler auf bernischem Gebiet an der Kantonsgrenze zu Solothurn, an der Aare zwischen Aarwangen und Wolfwil gelegen und bis 1871 mit Schwarzhäusern zu Niederbipp gehörig. Nachgewiesen ist dort durch die bernischen Pfarrbücher eine einzige Familie mit dem vorläufigen Stammvater Johann Kellerhals von Ruefshausen, geboren 1514, und mit seinen Söhnen Felix, geboren 1540, Michel, 1542, Hans, 1544, Conrad, 1547, sowie Ueli,

1549. Von den Genannten ist später offensichtlich niemand weggezogen. Es kann hier auf die Eintragungen im bernischen Stammbaum in Anmerkung 2 und auf die Benennung der ersten Namensträger im Schreiben der Schweizerischen Gesellschaft für Familiengesellschaft vom 19. 1. 1985 verwiesen werden, sowie auf eine Überprüfung, ob in der Liste der dort Erwähnten Lücken eingetreten sind, die auf einen Wegzug schliessen lassen würden, was nicht der Fall ist. Ob, wann und woher die Kellerhals-Familie früher in Rufshausen zugezogen ist, kann hier nicht zur Diskussion stehen. Der Umstand, dass der Name Kellerhals im bernisch-solothurnischen Urbar von 1423 nicht in Erscheinung tritt, schliesst die Anwesenheit einer Familie Kellerhals im betreffenden Gebiet nicht aus[3]. Vermutungen auf Zusammenhänge mit einem Adelsgeschlecht «Kelrshals» im Elsass unter Hinweis auf die sogenannte Zürcher-Wappenrolle gehören wohl ins Reich der Phantasie[4]. Nicht ausgeschlossen ist natürlich, dass eine Zuwanderung aus dem süddeutschen Raum mit der Einwanderung der Alemannen erfolgt sein kann.

Wie ist der Name Kellerhals zu deuten?

Der Familienname Kellerhals stand also schon in der Rufhausener Zeit fest. Er ist zweifellos wie alle andern Familiennamen erst im 12./13. Jahrhundert entstanden[5]. Er könnte auf eine Beschäftigung in den Kellervorräumen einer obrigkeitlichen Verwaltung/Meierei (Zugang via Aussenabgang = Kellerhals) oder auf eine Anstellung eines gewissen Burschen oder Mannes namens Hans beim «Keller», dem Unterbeamten eines Verwalters zurückzuführen sein (Kellers-Hans). Die Erklärung des Namens dürfte nicht leicht fallen und müsste wohl Fachleuten überlassen werden.

Um auf Rufshausen/Schwarzhäusern zurückzukehren: Mich hat überrascht, dass im aktuellen Telefonbuch anscheinend in der bernischen Urheimat der Kellerhals-Familie kein einziger Träger dieses Namens mehr eingetragen ist.

Stammen auch die Solothurner Kellerhals-Familien aus Rufshausen?

Wenn ich hier von Solothurner Kellerhals-Familien spreche, so geschieht das deshalb, weil es – offenbar vor Hägendorf – Einbürgerungen von Trägern dieses Namens in andern solothurnischen Gemeinden gab.

Kellerhals in Wisen...

Als erster Träger des Namens Kellerhals, der im Kanton Solothurn eingebürgert wurde (und damit kein ursprünglicher Solothurner war), wird 1531 Cuni Kellerhanns als Neubürger von «Wysen» erwähnt[6]. Er ist zweifellos identisch mit dem schon 1514 genannten «Conrad Kellerhanns von Rutzhausen»[7], dessen Herkunft Rufshausen hier festgehalten wird. Er wiederum dürfte identisch sein mit dem 1542 erwähnten Conrad Kellerhals aus der Vogtei Gösgen, der sich an den Rat zu Solothurn wandte, weil seine «Kindeskinder» von ihm und seiner Ehefrau angeordnete Vermächtnisse anfechten wollten[8]. In diesem ganzen Zusammenhang ist einzig der Eintrag unter dem Jahr 1514 (Notiz) zweifelhaft – nicht die darin erwähnte Herkunftsbezeichnung. Dieser Eintrag besteht nämlich – und das ist ganz ungewöhnlich – nur aus Name und Herkunftsort; für die Eintragung selber wird kein Grund angegeben. Ein solcher ergibt sich auch nicht aus dem vorangehenden oder dem nachfolgenden Text. Der Eintrag wurde offenbar irrtümlich hier gesetzt und gehört an eine ganz andere (zweifellos spätere) Stelle, deren Aufsuchen und Finden wohl zeitraubende systematische Sucharbeit voraussetzen würde. Sicher ist also nur der Hinweis auf den Herkunftsort des Kuni Kellerhals: Rufshausen.

... in Laupersdorf und Neuendorf

Am 23. September 1569 erging an den Vogt zu Falkenstein die Mitteilung, dass «Clauß Kellerhals von Ruffshusen» zu einem «ußen Burger gan Lauppersdorff umb 20 Pfund ... angenommen» worden sei[9]. Auch hier steht somit Rufshausen als bisheriger Heimatort und Herkunftsort des Neubürgers eindeutig fest. Am gleichen 23. September 1569 wurde auch «Thoman Kellerhals von Ruffhausen» laut Mitteilung an den Vogt zu Falkenstein «umb 20 Pfund zu einem Usburger gan Nüwendorff angenommen»[10].

Somit stammen alle drei Personen, die hier als Ausbürger aufgenommen wurden, aus dem bernischen Rufshausen, und bei allen erfolgte die Aufnahme als Neubürger erst nach der bernischen Reformation.

Wann erhielten die Kellerhals das Bürgerrecht von Hägendorf?
Ich habe schon früher betont, dass das Fehlen eines Namens im bernisch-solothurnischen Urbar von 1423 allein noch nicht bedeuten muss, dass eine Familie noch nicht hier ansässig war. Immerhin ist festzuhalten, dass unter den zahlreichen Namen, die unter «Hegendorf» (in zwei Abschnitten) und den benachbarten Gemeinden zu finden sind, der Name Kellerhals nicht verzeichnet ist. Dass er unter Rufshausen ebenfalls fehlt, wurde bereits früher gesagt.

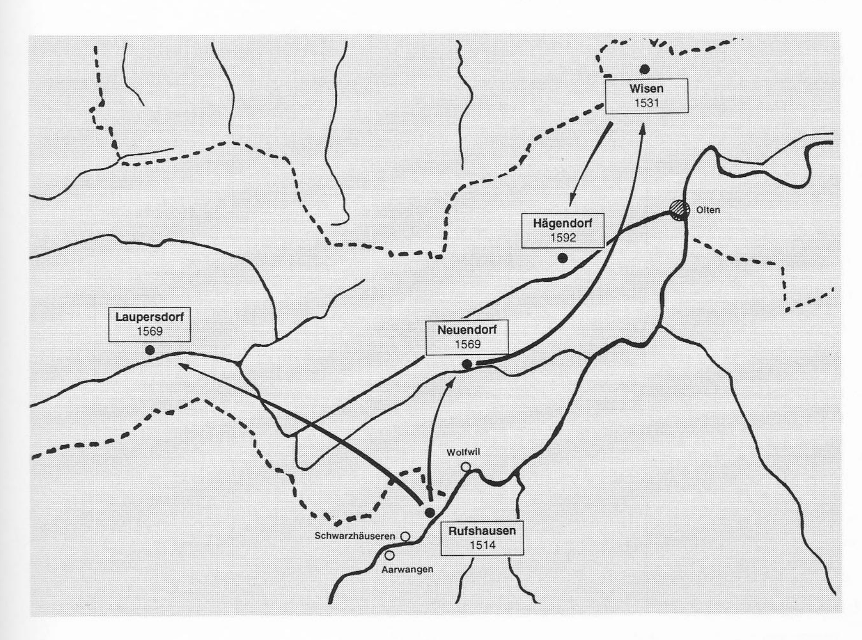


Abb. 1
Der «Weg» der Kellerhals von Rufshausen nach Wisen, Laupersdorf, Neuendorf und Hägendorf.

Ich muss nun aber auch folgendes festhalten: Weder im ersten Hägendörfer Pfarrbuch, noch in den Ratsmanualen vor und bis 1600 noch in den Vogtschreiben und Vogtrechnungen der einschlägigen Periode habe ich irgendwelche Hinweise auf die Aufnahme der Kellerhals-Familie ins Bürgerrecht (Ausbürger) von Hägendorf gefunden, noch habe ich irgendwelche Anhaltspunkte gesehen, wonach sie ohnedies bereits solothurnische Bürger gewesen wären.
Ich werde bei nächster Gelegenheit sämtliche Urkunden zwischen 1528 und 1600 dahin prüfen, ob sich irgendwo ein Hinweis auf das Hägendörfer Bürgerrecht unserer Familien findet.
Dass ein solothurnisches Bürgerrecht von einem gewissen späteren Zeitpunkt an wohl bestanden haben wird, darf man aus den Formulierungen im Pfarrbuch folgern, denn dort werden die Familienmitglieder bei den diversen Eintragungen nie so bezeichnet, wie wenn sie nicht Bürger der Gemeinde gewesen wären. Das gilt ab den ersten Eintragungen im ersten Pfarrbuch von Hägendorf (Herbst 1592).
Zudem ist zu beachten: Wenn schon erwiesen ist, dass die andern Solothurner Kellerhals-Familien (sie existieren heute alle nicht mehr) auf Einbürgerungen aus dem bernischen Rufshausen zurückzuführen sind, dürfte die Hägendörfer Kellerhals-Familie, die urkundenmässig erst später als die bereits genannten andern in Erscheinung tritt, wohl kaum ein älteres solothurnisches Bürgerrecht besitzen! Dabei sei indessen das allfällige Auffinden von Urkunden, welche Gegenteiliges beweisen, vorbehalten.

Die Kellerhals im ersten Pfarrbuch von Hägendorf...
Doch halten wir uns vorläufig an folgende Tatsachen: Träger des Namens Kellerhals tauchen im ersten Pfarrbuch von Hägendorf, welches die Jahre 1580 bis 1604 umfasst, im September 1592 erstmals auf. Ab September 1592 finden wir den Namen Kellerhals bis 1604 im Tauf-, Ehe- und Sterberegister des Pfarrbuches nicht weniger als 27mal. Ich verweise auf die Eintragungen im Pfarrbuch[11] und auf die nachstehende namentliche Zusammenstellung, die auch den jeweiligen Grund der Eintragung angibt. Wenn man diese für den kurzen Zeitraum von zwölf Jahren doch zahlreichen Eintragungen und die ganze Reihe von Heiraten in dieser Zeit berücksichtigt, gewinnt man den Eindruck, dass sich auch über das Jahr 1604 hinaus ein ähnlich reges (und nicht zuletzt neues) Leben entwickelt haben dürfte, wie es das erste Pfarrbuch für die genannten zwölf Jahre aufzeigt, und dass solch neues reges Leben nur deshalb nicht fassbar wird, weil das zweite Pfarrbuch (für 1604–1620) verschollen (verbrannt?) ist.

... und im Jahrzeitenbuch erwähnt
Nun liegen gemäss Jahrzeitbuch Hägendorf (welches 1491 beginnt) zwei für uns offensichtlich gerade für die Zeit um 1590 sehr interessante Jahrzeitstiftungen vor. Es sind dabei die Namen, die interessieren, da sie im Pfarrbuch ab 1592 (siehe nachstehende

Zusammenstellung) auch auftauchen. So hat Caspar Kellerhals offenbar für seine erste Ehefrau Elisabetha Felber und seine zweite Ehefrau Maria Niggli, für seinen Vater und seine Mutter, Schwester und Brüder alle, «so us diesem geschlecht verscheiden sindt, an hauptgutt 5 gl...» Jahrzeit gesetzt, und «sol das iarzit mit Bat Kellerhals im hornung gehalten werden...». Und auf dem gleichen Blatt steht weiter oben: «Beatt Kellerhalß zů Hegendorff hatt für sich und Uͤllrich und Claus Kellerhals syne beide sohn jarzytt gesetzt und syner beider ehewybern und der kilchen versprochen ... godt ab synem huß und hofstat hinden am Pfruondgartten...», wobei ein Hinweis auf Urs Manslyb gemacht wird, welcher Stadtschreiber in Olten war und von 1590 bis 1642 lebte[12].

Nebst den verwandtschaftlichen Hinweisen und dem Hinweis auf den Gesamtzusammenhang einer anwesenden Kellerhals-Familie geht daraus auch hervor, dass Beat Kellerhals in Hägendorf Haus und Hof hatte, während Caspar, wenn meine Überlegung richtig ist, Kirchenland zu Lehen hatte. Beides deutet auf eine Anwesenheit seit einiger Zeit hin.

Die Einbürgerung in Hägendorf ist nicht belegt

Sollte man nicht annehmen dürfen, dass zumindest Ausbürger ist, wer eigenes Haus und eigene Hofstatt hat (und somit kaum Hintersässe ist)? Es kommt nun – die Auffindung einer Urkunde über die Einbürgerung vorbehalten – noch dazu, dass das Fehlen einer obrigkeitlichen Feststellung der Aufnahme als Ausbürger offenbar nicht unbedingt gegen einen solchen Staatsakt sprechen muss. So habe ich zum Beispiel im Ratsmanuale 1548 eine Notiz über einen Heini Kellerhals, Zimmermann (ohne Angabe des Wohnsitzes im Kanton Solothurn), gefunden, aus welcher hervorgeht, dass schon dessen Vater Hans ein solothurnischer Angehöriger gewesen sei[13], und über die Ausbürgeraufnahme dieses Hans Kellerhals findet man auch keinen Beschluss.

Wie Eintragungen die Laupersdorfer-Kellerhals betreffend zeigen, können Familien sogar sehr lange Zeit am betreffenden Ort gesessen haben, bevor eine Aufnahme als Ausbürger erfolgt ist. Wir erinnern uns daran, dass Chlaus Kellerhals im Jahre 1569 als Ausbürger zu Laupersdorf augenom-

Zusammenstellung der ersten Kellerhals-Namensträger im ersten Hägendörfer Pfarrbuch 1580–1604.

1592	Jacob Kellerhals und Ehefrau Maria Wagner: Taufe des Kindes Johannes
1595	gleiche: Taufe des Kindes Blasius
1597	Jacob Kellerhals als verstorben eingetragen
1592	Caspar Kellerhals und Ehefrau Elsbeth Felber: Taufe des Kindes Catharina
1595	gleiche: Taufe des Kindes Maria
1599	gleiche: Taufe des Kindes Magdalena
1593	Batt Kellerhals und Ehefrau Anna Schopey: Taufe des Kindes Joannes
1595	Elsbetha Kellerhals als verstorben eingetragen
1596	Margethe Kellerhals als Patin eingetragen
1598	Hanß Kellerhals als verstorben eingetragen
1599	Anna Kellerhals als Patin eingetragen, ebenso 1601 (2mal), 1603 und 1604 (3mal)
1600	Wolffgang Kellerhals und Ehefrau Eva Zeltner: Taufe des Kindes Kunigunde
1601	Ůlrich Kellerhals als verstorben eingetragen
1601	David Kellerhals und Elsbeth ...erin: Heirat
1601	Ůlrich Kellerhals als Pate eingetragen
1603	Ůlrich Kellerhals und Verene Wildin (von Ebdingen): Heirat
1604	gleiche: Taufe des Kindes Jacob
1602	David Kellerhals und Margreth Hoffer: Heirat
1604:	gleiche: Taufe des Kindes Joanna
1604	Durs Müller (Senn im Orßwald) und Maria Kellerhals (von Balsthal): Taufe des Kindes Kunigunde Müller
1604	Urß Kellerhals als Pate eingetragen

men wurde. Schon vorher ist aber 1548, ja sogar 1547 und 1546 und wahrscheinlich sogar schon 1538 (hier fehlt allerdings die Ortsangabe Laupersdorf) ein gewisser Franz Kellerhals (Vater des Chlaus?) zu Laupersdorf bezeugt[14].

Kellerhals wohnten seit dem 16. Jahrhundert in Hägendorf

Könnte es nicht auch mit der Hägendörfer Kellerhals-Familie so gewesen sein, dass sie schon einige Zeit – anfänglich ohne Bürgerrecht – in Hägendorf gewesen wäre? Für diese Möglichkeit spricht meines Erachtens ein Eintrag im Ratsmanuale von 1577, wonach der Rat zu Solothurn dem Vogt zu Bechburg mitteilte, dass er dem Beat Kellerhals Gastgericht gewährt gegen Jacob Kellerhals samt seinen Brüdern[15]. Der Name Beat ist uns bekannt; auch von den Brüdern war die Rede. Auch Jacob ist uns bekannt. Ob immer die gleiche Generation gemeint ist, muss hier nicht geprüft werden. Zur Vogtei Bechburg gehörte damals meines Wissens Hägendorf als einzige Gemeinde, wo im 16. Jahrhundert Kellerhals-Namensträger wohnten.

Das Gastgericht

Beim Gastgericht handelte es sich ursprünglich um ein Notgericht im Sinne eines schnellen Sonderverfahrens für durchreisende Händler und am Ort ansässige «Fremde». Als «Fremde» galten etwa jene, die man heute als Aufenthalter bezeichnen würde, die auf Wohlverhalten geduldet wurden und die noch weniger als die sogenannten Bei- oder Hintersässen galten[16]. Später begehrten und kauften sich dann immer mehr Einheimische wegen der Schnelligkeit des Verfahrens ein Gastgericht. Im 16. Jahrhundert mischte sich die Obrigkeit ein. Seit 1542 durfte ohne den besonderen Ausweis des Vogtes, der in Solothurn eine spezielle Bewilligung einholen musste, nicht mehr «Gastgericht» gehalten werden[17]. Um durchreisende Händler» handelte es sich bei Beat und seinen Brüdern wohl kaum. Da – zumindest bisher – keine Hinweise dafür vorliegen, dass sie (oder Jacob) in Hägendorf schon eingebürgert gewesen wären oder doch schon als Hintersässen gegolten hätten, bleibt es wohl eher bei der Vermutung, sie – das heisst zumindest die Kläger – seien «Fremde» gewesen und es könnte sich um ein «Gastgericht» im ursprünglichen Sinne gehandelt haben.
Ein Vergleich der Vornamen, die wir in Zusammenhang mit dem erwähnten Gastgericht erfahren, mit denjenigen im ersten Pfarrbuch und im Jahrzeitenbuch regt natürlich auch die Vermutung an, dass gegen 1577 der Zuzug der Kellerhals-Familie nach Hägendorf erfolgt sein könnte.

Woher kamen die Hägendörfer Kellerhals?

Gibt es noch Anhaltspunkte, woher sie gekommen sein könnten? Da Rufshausen amtlich bei den Hägendörfer Namensträgern nie erwähnt wird, darf man wohl annehmen, sie seien nicht direkt aus Rufshausen gekommen. Als Herkunftsort kämen wohl am ehesten Laupersdorf, Neuendorf oder Wisen in Frage.
Laupersdorf liegt etwas abseits in der Vogtei Falkenstein. Ich habe bisher keine Hinweise dafür gefunden, die für eine Auswanderung nach Hägendorf sprechen würden. Einzig der Name «Wolfgang Kellerhals» könnte auf eine Beziehung zum Thal hindeuten. In Laupersdorf gab es auch im 17. Jahrhundert noch Kellerhals-Namensträger. In Neuendorf – ebenfalls in der Vogtei Falkenstein gelegen – gab es im 17. Jahrhundert eigentlich nur wenige Kellerhals-Namensträger. Es würde am «Weg» von Rufshausen über Wolfwil nach Hägendorf liegen, doch habe ich bisher keinerlei Beziehungen festgestellt. Die um 1600 bei den laut Pfarrbuch bei den ersten Hägendörfer Kellerhals-Namensträgern bekannten Mittelgäuer Familiennamen von Ehefrauen lassen sich auch aus der Nachbarschaft von Hägendorf zu diesen Dörfern erklären.

Zuwanderung aus Wisen?

So vermute ich heute – neue Erkenntnisse vorbehalten – eher eine Zuwanderung aus Wisen, auch wenn dieses in der Vogtei Gösgen liegt. Für Wisen ist der Familienname Kellerhals mit Beginn der Führung von Pfarrbüchern (zuständig Trimbach) verschwunden[18], und dabei haben wir doch gesehen, dass der 1531 in Wisen eingebürgerte Cuni, beziehungsweise Kuni (= Konrad) Kellerhals Kinder und Enkel hatte.

Familienstreit

Zudem ist uns bereits bekannt, dass sich in der Familie des Cuni Kellerhals von Wisen

schon früh ein Familienstreit abzuzeichnen begann, welcher Cuni 1542 dazu veranlasst hatte, sich bei der Obrigkeit in Solothurn nach der Rechtsgültigkeit von ihm und seiner Ehefrau ausgesetzter Vermächtnisse zu erkundigen. Ist es nun ausgeschlossen, dass dieser Familienstreit nach dem Tode von Cuni (er lebte 1542 ja noch) erst recht ausbrach und dann 1577 unter den Enkeln zum offenen Rechtsstreit – jetzt eventuell an einem neuen Wohnort – führte?
Ich bin mir bewusst, dass dies bloss eine Vermutung ist, die aber zumindest vorläufig noch einiges für sich hat.
Wenn dem so wäre, hätte der Wanderweg die Hägendörfer Kellerhals-Familie über Wisen nach Hägendorf geführt. Die Wege über Laupersdorf und insbesondere über Neuendorf – als der direktere – bleiben aber immer noch offen. Die Auswanderung aus der alten Heimat Rufshausen dürfte in jedem Fall um die Zeit der bernischen Reformation (1528) erfolgt sein.
Vom dritten Hägendörfer Pfarrbuch an (ab 1620) lässt sich feststellen, wie sich die ursprüngliche Grossfamilie Kellerhals in Unterstämme aufgegliedert hat, von denen einzelne im Mannesstamm schon bald erloschen sind, während andere bis heute kräftiges Leben entwickeln. Es ist hier aber nicht der Ort, auf das Schicksal einzelner Familien einzugehen.

Söldner und Auswanderer

Interessant waren für mich die ursprünglichen familiären Zusammenhänge, zum Beispiel wie der Stamm unseres Johannes-Vorfahren (geb. 1731) mit demjenigen der Ursen- beziehungsweise Altammans-Linie (Urs, geb. 1754) aus den zwei Ehen des gemeinsamen Vorfahren Urs, geb. 1702, sich entwickelt haben. In den Sterberegistern habe ich rund zwanzig Träger des Namens Kellerhals gefunden, die in fremden (meist französischen) Kriegsdiensten gefallen sind. Ungleich grösser dürfte die Zahl derjenigen sein, die an Leib und Seele kriegsversehrt und ohne Pension und Rente zurückgekehrt sind.
In den Ratsmanualen habe ich auch Hinweise auf sehr frühe Auswanderer aus Hägendorf gesehen, so auf jenen Heinrich Kellerhals, welcher 1680 (Bechburgschreiben) in die Pfalz ausgewandert ist und zunächst als verschollen galt, von dem sich dann aber herausstellte, dass er in der Nähe von Worms ein Hofgut erworben hatte. 1728 meldeten sich seine Söhne Andreas und Nicolaus und verlangten seinen Erbteil heraus, den sie auch erhielten.

Urs Kellerhals, ein reicher und bedeutender Mann

Bis ins 18. Jahrhundert hinein waren die Kellerhals Namensträger durchwegs einfache Leute. Niemand von ihnen drängte sich irgendwie hervor, und keiner von ihnen wird wegen besonderer Verdienste speziell erwähnt. Später gab es dann einige Personen und Persönlichkeiten, die uns heutigen Menschen weitgehend vergessen sein werden, und deren Bild ich kurz in Erinnerung rufen will. Bei der ersten Persönlichkeit, die damals unübersehbar ins Rampenlicht der Öffentlichkeit getreten ist, handelt es sich um den am 29. Dezember 1754 als Sohn des Urs Kellerhals und dessen zweiter Ehefrau Maria Vögeli geborenen Urs Kellerhals, welcher in Gemeinde und Kanton eine wichtige Rolle spielte und offenbar auch ein reicher Mann war. Er ist der Stammvater der sog. Ursenlinie oder der «Altammans», von denen sich später ein Zweig «s Ignaze» nannte. Aus der Erbschaft des Vaters übernahm er den Hauptteil. Er war verheiratet mit Anna Maria Borner. Es ist zu vermuten, dass er es war, welcher schon zur Franzosenzeit (Helvetik) Seckelmeister der Gemeinde war. Mit Beginn der Mediation stieg er dann von Amt zu Amt empor. Während der Restauration muss er ein treuer Parteigänger der wieder ans Ruder gekommenen alten Obrigkeit (Patrizier) gewesen sein.
Zusammenfassend gesagt war er laut Staatskalender ab 1803 Seckelmeister und Statthalter in Hägendorf. 1815 bis 1823 war er Ammann. Von 1815 bis 1830 amtete er als Grossrat vom Lande. 1815 bis 1823 war er zudem Amtsrichter und in den Jahren 1816/1817 Fruchteinnehmer des damaligen Bezirkes Fridau. Er starb im Jahre 1842. Von ihm ging das 1699 erbaute und 1940 unter Denkmalschutz gestellte Wohnhaus GB Hägendorf Nr. 600, Kirchrain Nr. 81, das sog. «Nazihaus» oben am «Gässli», auf seinen Sohn über. Von seinen Nachkommen wohnte dort zuletzt noch Frau Hedwig Kamber-Kellerhals mit ihrem Ehemann, Statthalter und Kantonsrat Gottlieb Kam-

ber[20]. Von den Nachkommen des Urs Kellerhals, geboren 1754, erreichte niemand mehr seine politische und allgemeine Bedeutung.

Pater Johann Baptist Kellerhals

Ein Nachkomme des Dorfmagnaten Urs Kellerhals, von welchem soeben die Rede war, war der am 7. Oktober 1860 geborene Augustin Kellerhals, welcher beruflich als Prokurist und in politischen Aufgaben der Gemeinde seit 1882 (Gemeindeschreiber, Bürgerschreiber, Zivlstandsbeamter, Kirchenschreiber) tätig war und dem offenbar auch die höchsten Gemeindeämter offen gestanden wären, wenn er nicht für die Öffentlichkeit überraschend aus seinen verantwortungsvollen Aufgaben ausgeschieden und sich in die Zisterzienserabtei Oelenberg im Elsass zurückgezogen hätte. Diese Abtei liegt in der Nähe von Reiningen bei Mühlhausen, wo er inskünftig ein strenges Mönchsleben in diesem benediktinischen Reformorden verbrachte und als Pater Johann Baptist am 18. August 1901 in Strassburg die Priesterweihe empfing. Sein Weggang aus der Heimatgemeinde, wo er sehr geschätzt war, wurde allgemein bedauert. Ich weiss, dass seine Kontakte zu Verwandten und Bekannten in der Folge nie ganz abgebrochen sind. Während des Ersten Weltkrieges wurde die Abtei Oelenberg zerstört. P. Johann Baptist kam deshalb vorübergehend in die Schweiz, wo er von 1915 bis 1918 als Vikar in Biberist, nachher als Kaplan in Meien/Uri und zuletzt bis Dezember 1919 als Pfarrverweser in Walterswil/SO wirkte. Hierauf zog P. Johann Baptist in die Abtei Oelenberg zurück, welche wieder aufgebaut wurde. Er starb dort Ende der 20er Jahre als Abt von Oelenberg. Heute ist Oelenberg eine Trappistenabtei. Der Verfasser dieses Artikels ist im Besitze einer Foto des Abtes P. Johann Baptist und persönlicher Korrespondenz[21].



Abb 2
Wappen des Johann Kellerhals, datiert 1812, am Haus Mühlerain 39 in Hägendörf.

Johannes Kellerhals schuf den «Root»

Laut Pfarrbuch Oensingen heiratete dort im Jahre 1775 der aus Hägendorf stammende Joseph Kellerhals Maria Bobst aus Oensingen. Sie zogen später nach Hägendorf zurück, wo ihnen als fünftes Kind am 4. Oktober 1775 der Sohn Johannes Kellerhals geboren wurde. Laut Pfarrbuch Hägendorf heiratete er erst im Alter von 58 Jahren in Hägendorf Anna Maria Rötheli. Dieser Verbindung entsprossen die Söhne Johann Baptist, geboren 1834, und Joseph Casimir, geboren 1838. Vater Johannes Kellerhals scheint noch im Jahr 1838 gestorben zu sein[22]. Er war von Beruf Schreiner, sehr talentiert und handwerklich überaus geschickt. Aus seiner Hand stammt zum Beispiel die bekannte Hägendörfer Fasnachtsmaske «der Root». Über dem Türsturz seines Hauses am Mühlerain (Haus Seebi-Sepps[23]) brachte er selbstbewusst ein von ihm entworfenes «Kellerhals-Wappen» an, welches einen gegen einen Turm springenden Löwen mit den Initialen JH KH und der Jahrzahl 1812 zeigt. Nach Angabe seiner Enkelin Frau Julia Müller-Kellerhals, wohnhaft gewesen in Hägendorf, war Johannes Kellerhals nicht identisch mit einem sogenannten «Larvenmacher».

«s Dokters»

Es gab auch eine Familie Kellerhals, welche den Dorfnamen «Dokters» trug. Dieser «Dokter» ist identisch mit dem «Vieharzt Johannes Kellerhals», welcher laut Sterbe-

register am 20. November 1841 im Alter von 70 Jahren 11 Monaten und 26 Tagen als verstorben eingetragen ist[24]. Er wurde demnach am 5. November 1770 geboren. Er wird im Ratsmanuale 1810 als «Vieharzt» bezeichnet, als er auf «obrigkeitlicher Allmend ein neues Häuslein» bauen wollte. Da die Regierung ihn selber als Vieharzt bezeichnete, ist anzunehmen, dass er das Examen bestand, welches aufgrund einer Verordnung von 1804 verlangt wurde, ansonst er zu jenen gehört hätte, welche gemäss Vorschlag des Sanitäts-Kollegiums als «After-Aerzte und ungeprüfte-Practizierer im Medicinal-Fache ... abzuschaffen und der Menschheit unschädlich zu machen» wären[25]. Später wohnte Tierarzt Johannes Kellerhals an der Bachstrasse im Manze-Sepp-Haus[26]. Offenbar hielt er sich aber nicht strikte an die Bewilligung, die ihm nur die Behandlung von Tieren erlaubte. So wurde lange nach seinem Tode noch folgende Anekdote von ihm herumgeboten, die mir meine Grossmutter Katharina Studer-Kamber (1865–1960) erzählt hat: Ein Fräulein aus besserer Familie suchte anscheinend wegen Schwindsucht den Tierarzt Johannes Kellerhals auf, welcher damals noch gegen das Richenwil zu gewohnt habe und bat ihn, ihr zu helfen. Er wollte die Patientin untersuchen und schnauzte sie an: «Entblöss di!» Das Fräulein erschrak und erwiderte beschämt: «Aber au, Herr Dokter!»

Übrigens ist 1980 im Verlag Molden, Wien, ein Büchlein der Schriftstellerin Gertrud Fussenegger erschienen. Es ist betitelt «Kaiser, König, Kellerhals». Im letzten Kapitel wird die Geschichte einer mutigen Frau namens Kellerhals beschrieben, welche nach dem Zweiten Weltkrieg unerschrocken Vertriebenen und Hungernden Kleider und Nahrungsmittel aus der Pfalz über die Demarkationslinie hinweg geschmuggelt hat. Ob es wohl eine Nachfahrin jenes Auswanderers in die Pfalz von 1680 gewesen ist?

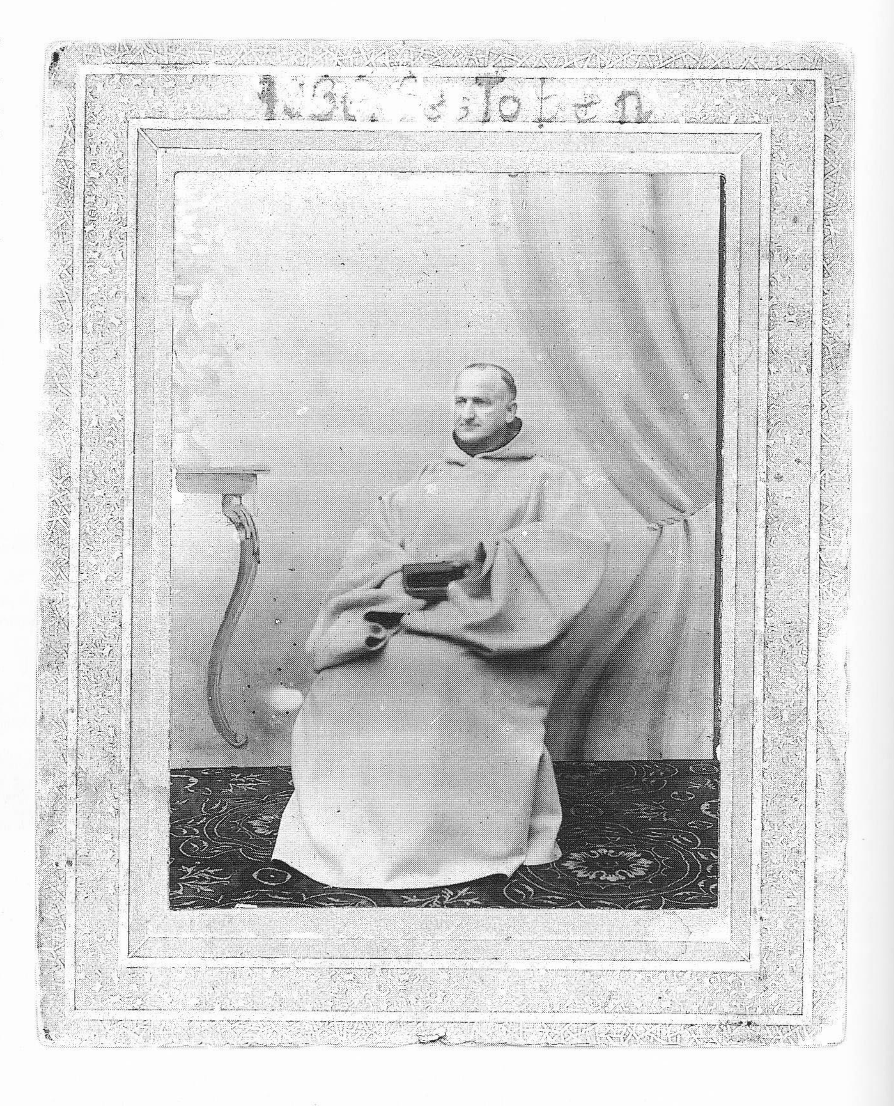


Abb. 3
P. Johann Baptist Kellerhals * 1860, Abt der Zisterzienserabtei Oelenberg im Elsass.

Dank

Ich habe an dieser Stelle verschiedenen Persönlichkeiten zu danken, die mir durch wertvolle Hinweise mit Rat und Tat bei meinen Nachforschungen geholfen haben. Ich denke in erster Linie an den früheren Staatsarchivar Dr. Hellmut Gutzwiller und an den jetzigen Staatsarchivar lic. phil. Othmar Noser und ihre früheren und gegenwärtigen Mitarbeiter; ich denke an den früheren und an den jetzigen Stadtarchivar von Olten: Eduard und Martin Eduard Fischer. Eingeschlossen in meinen Dank seien auch alt Bürgerammann Hans Sigrist, Hägendorf, sowie der inzwischen verstorbene Hägendörfer Gemeindeschreiber Arthur Auer. Heute ist bei mir ein umfangreiches Material über die früheren Zeiten der Solothurner und speziell der Hägendörfer Kellerhals-Familien zusammengekommen, das noch keineswegs vollständig ist. Es ist durchaus denkbar, dass ich bei späterer Gelegenheit – unter Wahrung allfällig nötiger Diskretion – über den Beginn der Entwicklung der einzelnen Kellerhals-Unterstämme berichten werde.

Hans A. Sigrist

Nostalgie

Die Begriffe «Multimedia» und «Interaktion» sind eigentlich nur moderne Wortschöpfungen für altbekannte Inhalte. Schon seit Jahrhunderten setzt man in der katholischen Liturgie bewusst vielfältige Mittel ein, um die Aufmerksamkeit und die Andacht der Gläubigen zu fördern. Ein Hochamt zum Beispiel war und ist noch heute ein abgestimmtes Zusammenspiel von Farben, Handlungen, Gebeten, Einzel- und Chorgesang, Orgelmusik und Weihrauchduft. Das Bestreben, Glaubensinhalte sichtbar, fassbar, ja erlebbar zu machen, hat da und dort zu bizarren Formen und Darstellungen geführt. Ein Beispiel dafür ist das Heilige Grab von Hägendorf. Das zweite Vatikanische Konzil (1962–1965) hat der Liturgie neue, der Zeit angemessene Wege gewiesen.

Das Heilige Grab

Wenn von der «alten» Kirche (vor der Renovation 1961/63), von ihrer historisierenden Architektur, von ihrem überreich ausgestalteten Innenraum die Rede ist, dann fällt unweigerlich auch das Stichwort «Heiliges Grab». Und in der Gesprächsrunde macht sich eine eigenartige Mischung aus schwärmerischer Wehmut und leiser Erheiterung breit.

Was hat es mit diesem Heiligen Grab auf sich?

Eine knappe Definition könnte etwa lauten: Es war eine vor dem Hauptaltar aufgebaute Kulisse mit mechanisch beweglichen Figuren, mit deren Hilfe das Geschehen der Karwoche bildlich dargestellt wurde.

Naturalistische Kulisse

Die genaue Herkunft des Heiligen Grabes ist ungeklärt. Es muss aus einer bayrischen Werkstatt in der Nähe von Pfaffenhofen stammen und im vorigen Jahrhundert während der Amtszeit von Pfarrer Probst in Hägendorf (1868–1907) gekauft worden sein. Die Anlage nahm die ganze Breite zwischen den beidseitigen Chorstühlen in Anspruch, war also etwa sechs Meter breit und dürfte gute acht Meter hoch gewesen sein. Ein Gerüst aus Balken und Latten trug die in naturalistischer Manier bemalten massiven Holzbretter, und mit zwei Seilzügen und einem Zahnstangenmechanismus liessen sich die Figuren bewegen.

Das ganze Bild ist in drei Teile gegliedert: Die unterste Partie zeigt das von Engeln bewachte Felsengrab. In der Grabnische liegt der tote Jesus, ein aus Holz und Gips plastisch gestalteter lebensgrosser Korpus. Darüber, im Zentrum des Bildes, inmitten eines lichten Wolkenkranzes, strahlt aus einem ovalen Medaillon das Lamm Gottes. Vier Engel beleuchten mit ihren dreiarmigen Kerzenkandelabern die himmlische Szenerie. Ganz oben erstrahlt das Kreuz, Symbol des Sieges über den Tod.

Effektvolle Beleuchtung

Die drei Teile wurden nach hinten gestaffelt aufgebaut. So ergab sich eine optische Tiefenwirkung. Genau über den aufgemalten Kandelabern waren im oberen Kulissenrand Halterungen eingelassen, in die echte Kerzen gesteckt und auch ohne Brandgefahr entzündet werden konnten. Der Beleuchtung schenkte man grosse Beachtung. Das Kreuz, dessen Vorderseite verglast war, liess sich von hinten mit Petroleumlampen beleuchten. Alle Lampen waren zusammen in einem Rahmen montiert und konnten mittels eines Seilzuges zum Entzünden, Nachfüllen und Auswechseln der

Farbfilter abgesenkt und wieder hochgezogen werden. Das kräftige Ausleuchten des Medaillons bewerkstelligte man wahrscheinlich mit Hilfe einiger Reflektoren. Die Grabnische dagegen bedurfte eines fahlen Lichtes. Um den Effekt des Kunstlichtes zu verstärken, verhängte man die Chorfenster mit schwarzen Tüchern. Dieses Beleuchtungskonzept wurde auch beibehalten, als das Heilige Grab später auf elektrisches Licht umgerüstet wurde.

dann endlich der Korpus im Grab versank und der Auferstandene fahnenbewehrt, feierlich langsam vor dem Kreuz emporschwebte. Ab und zu geriet allerdings der feierliche Moment unbeabsichtigt zum erheiternden Zwischenspiel, dann nämlich, wenn der Zahnstangenmechanismus zum Absenken des Korpus seinen Dienst verweigerte oder wenn der Auferstandene gar zu zögernd und vom Quietschen des Seilzuges begleitet erschien.

Abb. 1
Der Leichnam Christi: Der lebensgrosse Korpus aus Gips lag im Felsengrab. Darunter stand in grossen Lettern geschrieben: So sehr hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn hingab, dass alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben. Joh 3.16.
Foto Urs Brunner.



Strenge Dramaturgie

Am Hohen Donnerstag wurde die Anlage aufgebaut. Während des abendlichen Gottesdienstes war das Grab leer und das Kreuz erstrahlte in grüner Farbe (Gründonnerstag). Am Karfreitag erinnerte die rote Farbe im Kreuz an den Tod Christi. Nach dem Gottesdienst entfernten Helfer den behelfsmässigen Altar vor dem Grab; der Blick auf die Grabnische mit dem Korpus wurde frei. Der Priester setzte die Monstranz, das «Allerheiligste», im Medaillon zur Anbetung aus. Liturgischer Höhepunkt war zweifelsohne die Auferstehungsfeier am Abend des Karsamstags: Das Kreuz leuchtete nun weiss (Auferstehung). Ein Raunen und Hälserecken ging durch die bis auf den letzten Platz besetzte Kirche, wenn

Vermutlich um 1954 kam das Heilige Grab auf Begehren von Pfarrer Zemp ausser Gebrauch; es wurde wahrscheinlich später verbrannt. Einzig der Korpus ist noch vorhanden. Er wird in der originalen Transportkiste im Pfarrhofestrich aufbewahrt.
Franz Flury, Wagner (vgl. Jahrringe 1990 S. 55 ff), hatte während Jahrzehnten das Heilige Grab betreut. Ihm und seinen beim Auf- und Abbau beteiligten Helfern, ehemaligen Altardienern, verdanke ich die Auskünfte, die diesen Artikel ermöglichten.

Die Karfreitags-Rätsche

Zur Überlebensstrategie der frühen Kirche gehörte das Übernehmen und Verchristlichen heidnischer Feste, Riten und Bräuche.

Abb. 2
Das Heilige Grab von Hägendorf – Mysterienspiel oder multimediales Spektakel? Aufnahme um 1942, Foto Franz Kissling.



Bestimmt wurzelt auch der Gebrauch der Rätsche im Heidnischen. Mit Lärminstrumenten und Feuer (Osterfeuer!) suchte man die bösen Wintergeister zu vertreiben.

Ab Kardonnerstag bis Karsamstag schweigen die Glocken. Christen betrauern den Tod von Jesus. Die Legende sagt, die Glocken flögen nach Rom und kehrten an

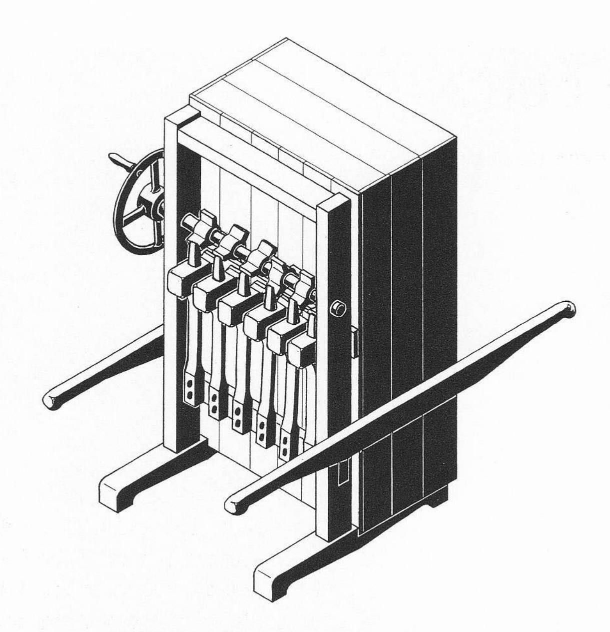


Abb. 3
Die Karfreitags-Rätsche des Wagners Franz Flury von 1928. Heinz Werthmüller hat sie nach dem originalen Aufriss in minutiöser Arbeit räumlich (Isometrie) dargestellt.

Ostern zurück. Um die Gläubigen gleichwohl zum Gottesdienst rufen zu können, bedient man sich der Rätsche oder Rärre. Dieser Brauch war weit verbreitet.
Die abgebildete Karfreitags-Rätsche baute Franz Flury, Wagner, 1928 oder 1930. Ihre Vorgängerin, ein kleiner Kasten zum Draufknien, tat darauf ihren Dienst noch einige Zeit im Innern der Kirche.
Vor dem Gottesdienst drängten sich die Jugendlichen auf dem Kirchenvorplatz um die dort aufgestellte Karfreitags-Rätsche. Jeder wollte einmal das schwere Gusseisenrad drehen und damit seine Kraft und Ausdauer unter Beweis stellen. Der Sigrist musste ab und zu eingreifen, wenn das dumpfe Dröhnen der sechs Holzhämmer nicht verstummen wollte, obwohl der Gottesdienst doch schon längst begonnen hatte…
Mit dem Vatikanum II und der Kirchenrenovation verschwand die Karfreitags-Rätsche. Bei Umbauarbeiten am Flury-Haus in der Eigasse (1990) kam die Aufriss-Zeichnung wieder zum Vorschein, die Franz Flury zum Bau der Rätsche gezeichnet hatte. Obwohl zerknittert, vergilbt und von Mäusen angeknabbert, ist das Dokument doch noch brauchbar, wie die daraus angefertigte Zeichnung beweist.
1994 schenkten Walter und Heinz Studer, Schreinerei, Hägendorf, der römisch-katholischen Kirchgemeinde eine neue, nach eigenen Plänen angefertigte Karfreitags-Rätsche; sie hatten keine Kenntnis von dem wieder aufgetauchten alten Plan.

Der Opferstock

Während der Frühmesse, in Abend-, Trauer- und Jahrzeitengottesdiensten war er ganz vorne im Mittelgang aufgestellt. Und in die feierliche Stille der Gabenbereitung am Altar drang aus den Kirchenbänken im spärlich beleuchteten hinteren Teil des Kirchenschiffes Knarren und verhaltenes Poltern. Dann hallten Schritte über den Steinboden des Mittelganges: hastig trippelnde, gemessen schreitende, mühsam schlurfende. Die Erwachsenen strebten dem Opferstock zu, legten ihr Opfer, meist etwas Kleingeld, auf die mit einem samtenen Tuch ausgelegten tellerförmigen Schale, beugten das Knie und kehrten zu ihren Plätzen zurück.
Der 86 Zentimeter hohe Opferstock aus Nussbaumholz besteht aus drei gedrechselten Teilen: Schale, Säule und Fuss. Sorgfältig geschnitzte Blattornamente schmücken den geschwungenen Säulenschaft. Wo und wann der Opferstock hergestellt wurde, wissen wir nicht. Wenn wir davon ausgehen, dass er zur Neuausstattung der 1863 fertiggestellten Pfarrkirche gehörte, so könnte er möglicherweise von dem im Beitrag «Haus im Dornröschenschlaf» erwähnten Drechsler am Kirchrain, Urs Josef Fluri, gestaltet worden sein.
Nach erfolgter Kirchenrenovation (1961/63) und erneuerter Liturgie hatte der Opferstock ausgedient. Der Zufall hat ihn vor dem Verbrennen bewahrt: Ein Kenner kunsthandwerklicher Holzarbeiten fand ihn, als er bereits auf dem Sagbock lag.

Abb. 4
Der gedrechselte Opferstock aus der «alten» Pfarrkirche Hägendorf-Rickenbach besticht durch seine schönen Proportionen.
Foto Hans A. Sigrist.



Madeleine Schüpfer

Gitta von Felten

Innerlich Erlebtes sichtbar machen



Foto: HR. Aeschbacher

Vorerst erlebte ich Gitta von Felten als Musikpädagogin, und zwar erteilte sie an der Primarschule in Hägendorf die Grundbegriffe der Musik durch Spiel, Wort, Bewegung und durch das Musizieren auf ganz unterschiedlichen, zum Teil ganz einfachen Instrumenten. Ihr pädagogisches Geschick, ihre liebenswürdige Menschlichkeit und ihre Musikbegabung fesselten mich auf Anhieb. Und erst nach einem längeren Gespräch realisierte ich, dass sie zugleich intensiv malt und dass ich ihr an einer Ausstellung in Härkingen begegnet bin. Ihre Bilder hatten mich zu diesem Zeitpunkt schon gefesselt, so dass ich beschloss, sie in ihrem Chalet in Hägendorf aufzusuchen, um mich vertiefter mit ihrer Malerei auseinandersetzen zu können.

Zeichen und Symbole

Der Abend, die halbe Nacht in ihrem kleinen Atelier unter dem Dach und später bei einem Glas Wein an ihrem Esstisch zeigten mir, wie intensiv und engagiert sich Gitta von Felten mit dem Malen und Zeichnen befasst. Vor allem in den letzten Jahren hat sie einen grossen Schritt vorwärts gemacht. Innerlich Erlebtes und Erdachtes setzt sie in Bilder um, expressiv, träumerisch und in einer Fülle von Zeichen und Symbolen. Der Mensch in all seiner Problematik, die Frau auf dem Weg der Selbstfindung, zwischenmenschliche Beziehungen, Formen der Kommunikation stehen in ihren Bildern im Vordergrund. Doch nie als einzelnes Problem erkennbar, sondern immer eingebunden in tiefe menschliche Zusammenhänge, in die Natur, in das Wachsen, Werden und Vergehen, in die Bewegung des Windes, des Wassers und im Wechselspiel des Lichtes.

Traumwandlerin

Gleich einer Traumwandlerin erspürt sie seelische Befindlichkeiten, fängt sie ein und macht sie für den Betrachter fassbar, indem sie uns vertraute Symbole in ihre Bildräume setzt, und zwar in einer faszinierenden Genauigkeit, in einer Art von Realismus, der um so packender ist, als dass er

sich nicht mit den gewohnten Wirklichkeiten befasst, sondern Bilder zum Sprechen lassen kommt, die nur im Unbewussten zu Hause sind. Traum und Wirklichkeit überschneiden sich ständig, für Gitta von Felten sind beide Welten gleich wirklich, gleichermassen durchlebt und gegenwärtig.
Hände als Fragment, seltsam und fast ein wenig unheimlich zu erleben, entwickeln ein Eigenleben, Blumen dominieren den Bildraum; eine übergrosse rote Rose erzählt von Lebenskraft, von inneren Feuern, zart bewegte Wasser umspielen Steine, Kieselsteine. Man bekommt beim näheren Betrachten die wahnwitzige Idee, sie einzeln wegräumen zu können, so realistisch sind sie gemalt. Ihre Wirklichkeiten halten sich nicht an bestimmte Gesetze, der Bildraum wird nach persönlichen Empfindungen ausgefüllt, bearbeitet. Die gewohnten Dimensionen und Perspektiven verändern sich, bekommen neue, ungewohnte Grössenordnungen.

Symbolträchtige Bildsprache

Ihre Symbole leben aus der Natur; die Feder, zart und durchlässig, haargenau hingemalt, man ist versucht sie wegzunehmen, aber auch das Gras, Schilf, Blätter, die sich im Bildraum frei bewegen, entfalten eine Schönheit, die voller Poesie ist. Dabei spielt die Farbe immer auch eine entscheidende Rolle, obwohl sie eher spärlich eingesetzt wird, abgesehen vielleicht von einigen starken Akzenten. Zarte Blautöne, viel Grau, aber auch kraftvollere Grün und Gelb, erdiges Braun sind auszumachen.

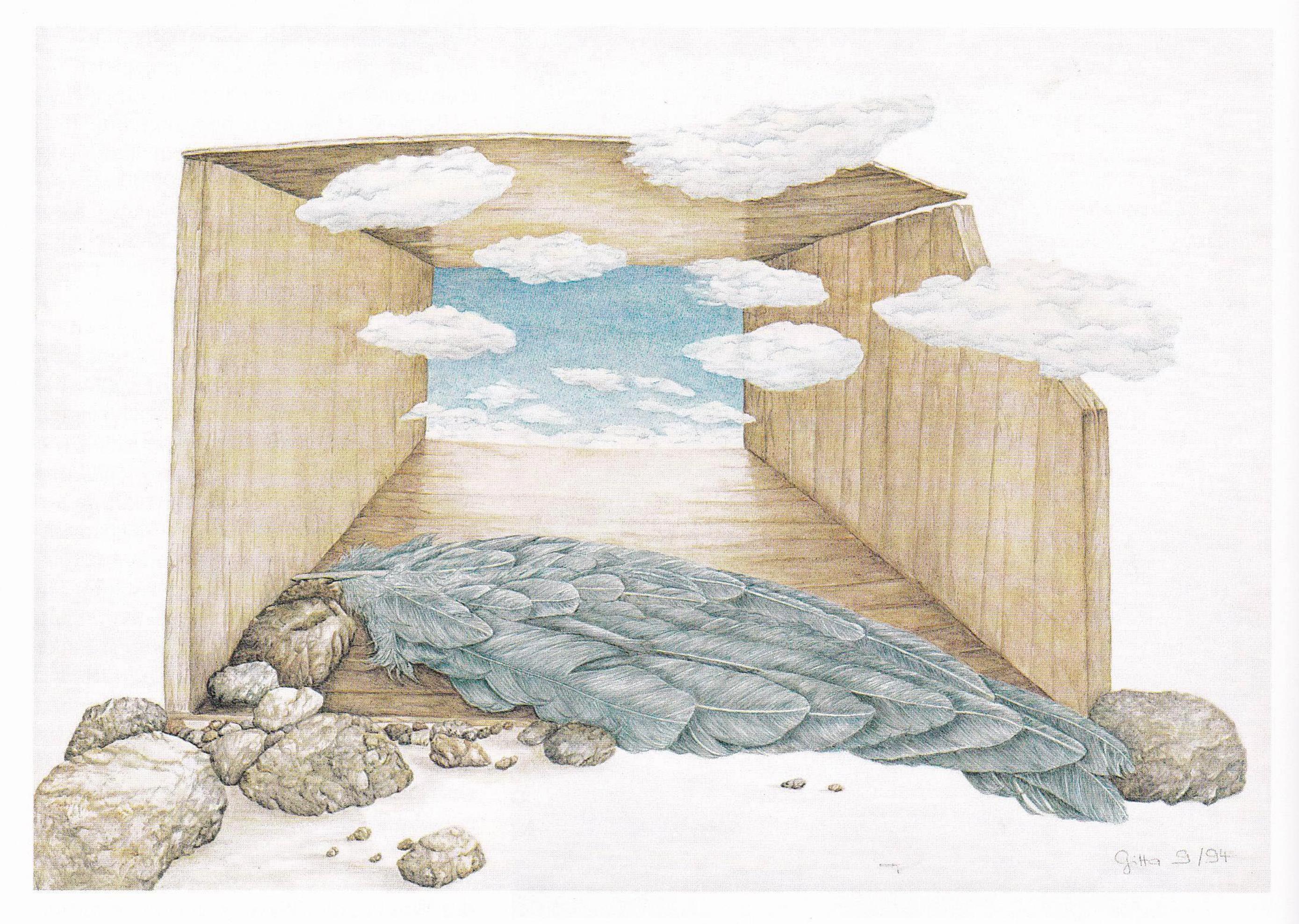


Abb. 1
9.94 «Stille».

Von inneren Befindlichkeiten

Ihre Technik ist das Aquarell, und wie sie damit umgeht, ist von erstaunlicher Eindrücklichkeit. Ein kleiner, bescheidener Malkasten, Wasser, ein paar Pinsel, und dann beginnt das Arbeiten. Die Farben werden manchmal sogar in mehreren Schichten aufgetragen, seltsame Schimmer entstehen; das Spiel mit feinen Nuancen und Betonungen ist ganz erstaunlich. Die

Blautöne erzählen von inneren Befindlichkeiten, von der ewigen Sehnsucht nach Harmonie; aber auch viel leise Trauer ist zu erkennen, viel Verträumtes und Suchendes, viel Hoffendes und auch vieles, was man erkannt hat und das nun verarbeitet werden muss, ob man will oder nicht.
Die Schnur, der Strick zieht sich durch das Bild, hört im freien Raum auf, als hätte da einer mit einer Schere einen geheimnisvollen Lebensfaden durchgeschnitten. Tore, Fenster, Öffnungen, die die Sehnsucht nach Geborgenheit erahnen lassen, sind voller Das Farbenspiel ist fesselnd, malerische Bezüge erzählen von emotional Erfühltem. Doch nichts Süsses haftet diesen Aussagen an; plötzlich findet ein Bruch statt, Symbole fordern zum Denken auf, machen auch fassbar, dass das Leben kein harmonischer Spaziergang ist, sondern immer auf Auseinandersetzung ausgerichtet ist.
Gitta von Felten besitzt eine tiefe Beziehung zur Natur, sie liebt Bäume, Blumen und Pflanzen jeder Art, das Wasser in seiner zarten und auch wilden Bewegtheit, die Luft, den Wind, Blätter und Federn, vor al-



Abb. 2
2.95 «Frühling wird's».

Harmonie und Ausstrahlung. Erfühltes und Geschautes gehen ineinander über, beleben sich gegenseitig und zeigen, dass Leben nur verstanden werden kann – wenn überhaupt – in seiner Ganzheit.

lem auch Steine. Sie erlebt diese Bilder und Elemente immer wieder neu und anders, und sie zieht daraus viel Kraft, viel Erkenntnis über menschliches Dasein. Sie ist sich stark bewusst, dass das Leben auf Ver-

gänglichkeit ausgerichtet ist, dass der Mensch sich oft abmüht, mit dem Du in eine sinnvolle Kommunikation zu kommen, und doch in sich einsam bleibt.
Musik bedeutet ihr viel, so hat man manchmal das Gefühl, dass ihre Bilder geprägt sind von seltsamen Rhythmen, von Melodien und einzelnen Tönen, so wie wir sie in der Natur erleben, aber auch tief in uns innen, wenn wir fähig sind, seelische Vorgänge in uns zur Sprache kommen zu lassen.

Seelische Gratwanderungen

Seelische Gratwanderungen sind durchaus erkennbar, aber mag die Trauer noch so stark da sein, immer spürt man auch eine tiefe Kraft, die fühlbar macht, dass da einer die Hoffnung an das Leben, an die Liebe, an die Musik nicht aufgegeben hat. Ihre Bildräume wirken nie überfüllt, es liegt Klarheit in diesen Aufteilungen, wobei durchaus auch Zufälliges zu erkennen ist. Oft lässt sie sich während dem Malen treiben, blockt ihre inneren Bilder nicht mehr ab, lässt sie in sich frei entfalten, so dass ganz überraschende Bildaussagen entstehen.
Manchmal besitzt sie auch eine ganz genaue Vorstellung von einem Bild; dies will aber nicht heissen, dass neu Erfühltes nicht plötzlich mit hineinspielt, Eigendynamik entwickelt und das Bild, die bildnerische Aussage sich nach eigenen Gesetzmässigkeiten orientiert. Heute fühlt sie sich sicherer; wagt es, das tief in sich Empfundene spontan und frei darzulegen, wagt Ungewohntes, spielt mit Fragmenten und versucht bewusst, sie nicht auszuformulieren.

Biografie

Geboren am 24. Oktober 1945 in Utzenstorf BE, Bürgerin von Winznau SO.
Ausbildung zur Buchhändlerin, später auch Arbeit als Telefonistin, Schreibmaschinenlehrerin und in einer Jugendberatungsstelle. Ausbildung an der AEB Luzern zur Erwachsenenbildnerin. Erwerb der Fähigkeitsausweise für den Blockflöten- und musikalischen Grundkursunterricht. Arbeit als Musiklehrerin. Mutter zweier erwachsener Töchter.

Text: © Copyright by «Oltner Tagblatt»
Bildrechte im Besitz der Künstlerin



Abb. 3
11.94 «Das innere Ohr».

	Einzel- und Doppelausstellungen
1989	**Aarburg: Gasthof Bären, Kulturelle Vereinigung Schlüssel**
	Rheinfelden: Belsola Galerie
1990	**Olten: Galerie Panorama**
1993	**Fraubrunnen BE: Schlosskeller-Galerie, «Zwischenräume»**
1994	**Härkingen: Alte Kirche, «Grenzgänge»**
	Gruppenausstellungen
1986	**Olten: Kantonale Weihnachtsausstellung**
1989	**Härkingen: Alte Kirche**
	Olten: Kantonale Weihnachtsausstellung
1990	**Solothurn: Kantonales Kulturzentrum Palais Besenval, 100 Jahre Sozialdemokratische Partei Solothurn**
1991	**Aarburg: Reformiertes Kirchgemeindehaus, Kulturelle Vereinigung Schlüssel**
1994	**Härkingen: Alte Kirche, «Gäuer Künstler begegnen sich»**

Rolf Flück

Überbauung «Kreuzplatz» an der Bachstrasse

Im Jahre 1990 wurde die Liegenschaft Bachstrasse Nr. 15 zum Kauf angeboten. Unter den Interessenten befanden sich unter anderen fünf ortsansässige Unternehmer, welche sich zu einem Baukonsortium zusammengeschlossen hatten. Es handelte sich um Kurt Bracher (Firma IKB, Hägendorf), Rolf Flück, Paul Gross, Fritz Neuhaus (Firma NB-Bau, Neuendorf) und Bruno Poggio. Sie erwarben am 16. 5. 91 das sich in einem desolaten Zustand befindende Gebäude mit 1722 Quadratmetern Land. Das bestehende Gebäude sollte ausgebaut und gegen Westen erweitert werden. Noch vor Beendigung der Planungsphase bot sich jedoch die Gelegenheit, die Nachbarliegenschaft Nr. 1384 der Hedwig Hafner käuflich zu erwerben. Dies ermöglichte eine andere Nutzung der beiden Grundstücke. Ein neues Vorprojekt wurde ausgearbeitet, welches den Abbruch der alten Liegenschaft und den Neubau von zwei Mehrfamilienhäusern vorsah. Nun gelangten die PTT-Betriebe mit der Bitte an das Konsortium, zu prüfen, ob die Möglichkeit bestehe, die neuen Postlokale in dieser Überbauung zu integrieren. Ein weiterer massgebender Schritt wurde vorbereitet. Die Liegenschaft Kamber, Gebäude Nr. 16, sollte nach Möglichkeit in die Überbauung einbezogen werden. Doch ohne Realersatz wollte sich Heinrich Kamber nicht von seinem Elternhaus trennen. Durch Abtausch mit dem Post-Gebäude am Bahnweg konnte eine allseits befriedigende Lösung gefunden werden.

Die Planung konnte neu beginnen

Durch Ausarbeiten eines Gestaltungsplanes begann ein langer und nicht immer leichter Weg. Wünsche der Grundeigentümer von Nachbarliegenschaften mussten bei der Planung berücksichtigt, Landumlegungen sowie Landabtausche vorgenommen werden. Dienstbarkeitsverträge mit Leitungs-, Durchfahrts- und Wegrechten wurden abgeschlossen. Auch das Grundstück der damaligen Solothurner Kantonalbank wurde beim Gestaltungsplan miteinbezogen. Schliesslich konnte das heutige Projekt als Baugesuch bei der Einwohnergemeinde eingereicht werden. Durch gute Vorarbeit in den Gemeindebehörden und den kantonalen Ämtern konnte das Konsortium bald mit dem Erhalt der Baubewilligung rechnen.

Zum Projekt

Die Überbauung befindet sich teilweise in der Dorfkernzone und in der W3-Zone. Das Hauptgebäude wie auch die beiden Mehrfamilienhäuser im Westen sind von der Bachstrasse her erschlossen. Unterirdisch sind alle Häuser durch eine Einstellhalle miteinander verbunden.

Das Hauptgebäude ist wie folgt aufgeteilt: Im Untergeschoss sind die Kellerräume für alle Stockwerkeigentümer sowie die technischen Anlagen



Die Liegenschaft Bachstrasse 15/16 wich der Überbauung «Kreuzplatz». Foto OT

und Luftschutzräume untergebracht. Das ganze Erdgeschoss wird durch die PTT-Betriebe mit einer grosszügigen Schalteranlage, mit Postfächern, Arbeitsräumen und Anlieferung belegt. Im ersten und zweiten Obergeschoss sind Büroräume sowie im Westteil zwei 5½-Zimmer-Wohnungen vorgesehen.
Ab dem zweiten Obergeschoss teilt sich das Gebäude in einen Ost- und Westtrakt. Auch die Dächer sind unterschiedlich in ihrer Firstrichtung angeordnet, dadurch wird der ganze Komplex aufgelockert.
Im ersten und zweiten Dachgeschoss Ost ist das Büro der «Gross Treuhand- und Revisionspraxis» geplant. Im Westtrakt sind drei weitere Wohneinheiten vorgesehen.
Die beiden Mehrfamilienhäuser sind zu einem späteren Zeitpunkt geplant und daher nicht im Detail zu beschreiben.

Vom Dorfzentrum zum Kreuzplatz

Über die vielen Versuche, ein Dorfzentrum im Bereich «Chäsiplatz» zu schaffen, wurde in den Heften 1 und 2 der «Hägendörfer Jahrringe» ausführlich berichtet. Am 11. Juni 1990 verwarf die Gemeindeversammlung das Zentrumsprojekt «Nexus». Darauf gelangten diverse Anbieter von Räumlichkeiten für eine Gemeindeverwaltung mit ihren Offerten an den Gemeinderat. Dieser setzte unter der Leitung von Werner Huber einen Spezialausschuss ein. Am 18. 11. 1992 erteilte der Rat dem Ausschuss den Auftrag, eine Gegenüberstellung der drei Projekte «Schumacher» (Kirchweg 8), «Chäsiplatz» und «Kreuzplatz» vorzunehmen.
Aus finanziellen Gründen ist es der Gemeinde Hägendorf in absehbarer Zeit nicht möglich, Verwaltungsräumlichkeiten im Eigentum zu übernehmen; sie muss in den nächsten Jahren dringend Schulbauten erstellen. Das Baukonsortium «Kreuzplatz» erklärte sich bereit, die gewünschten Räume im Mietverhältnis während maximal 20 Jahren der Gemeinde zu überlas-





sen. Zudem können die Räumlichkeiten während der Mietdauer zu einem schon heute festgelegten Pauschalpreis käuflich erworben werden.
Auf die beiden im zweiten Obergeschoss geplanten Wohnungen wird zugunsten des Gemeinderatzimmers, eines Büros für den Gemeindepräsidenten und von Räumen zur Fremdvermietung verzichtet. An der Gemeindeversammlung vom 16. 12. 93 wurde das Projekt den Einwohnern von Hägendorf vorgestellt. Eine Mehrheit der Versammlungsteilnehmer verlangte, dass über dieses Geschäft an der Urne abgestimmt wird.

Am 16. 1. 94 war es dann soweit. Mit 956 Ja-Stimmen zu 720 Nein-Stimmen entschied das Volk, dass sich seine Gemeindeverwaltung zusammen mit der Post künftig in der Überbauung «Kreuzplatz» zu befinden habe.
Inzwischen hat auch die Kantonspolizei den äusserst attraktiven Standort erkannt und integriert ihren neuen Polizeiposten in der Überbauung «Kreuzplatz». Die benötigte Bürofläche kann sie von der Gemeinde mieten. Somit hat der Bürger die Möglichkeit, in der Überbauung ein Maximum an öffentlichen Diensten in Anspruch nehmen zu können.

Chronologie der Überbauung «Kreuzplatz»

16. 5. 91	**Erwerb Mutterparzelle**
8. 7. 91	**Zukauf Parzelle Hafner**
22. 9. 92	**Bewilligung Gestaltungsplan**
26. 1. 93	**Bewilligung Baugesuch**
16. 12. 93	**Gemeindeversammlung**
16. 1. 94	**Urnenabstimmung**
11. 4. 94	**Spatenstich**
20. 12. 94	**Fenster und Unterdach sind montiert**
28. 8. 95	**Eröffnung der Gemeindeverwaltung**

Rudolf Hintermann

Dorfzentrum Hägendorf, ein Planspiel

Im Heft 1 der Hägendörfer Jahrringe (1986) hat Urs Hirschi das Thema Dorfzentrum unter dem Titel «Eine Gemeinde auf der Suche nach einer politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Mitte» sehr umfassend abgehandelt. 1990 hat Adolf Bächler im Heft 2 einleitend eine zukunftsweisende Vision entwickelt und weitere Planungsschritte aufgelistet.
Am unteren Ende der Tüfelsschlucht, wo der Ost- und Westteil des Dorfes wieder zusammenwachsen könnte, wird seit über zwanzig Jahren versucht, die Planungsnarbe «Dorfzentrum» zu heilen. Leider ist es lediglich bei Versuchen geblieben. Diese haben den Stimmbürger fast eine Million Franken gekostet.

Der Chäsiplatz, die kulturelle Mitte

Als Gegenwert hat die Hägendörfer Einwohnerschaft immerhin die Möglichkeit, sich alljährlich in der kulturellen Mitte zu treffen, zum Beispiel
- zu Hilari (Proklamation der Fasnacht)
- zum Schnuppern von Kleinzirkusluft
- zum Heimholen der durch die «Stäcklibuebe» verschleppten Utensilien
- zum Aufstellen des Maibaumes
- zum Höckeler-Dorfplatzfest
- zur Chilbi
- zur Weihnachtsausstellung des Gewerbevereines
- zu sporadischen Vereinsanlässen

Während den etwa 350 verbleibenden Tagen im Jahr sieht man von der Anhöhe des «Geech» einen dreckigen, nassen oder verstaubten, unfallträchtigen Platz, welcher meistens von Blechkarrossen überstellt ist.
Das Feuerwehr- und das Gemeindewerk-Magazin sind mittlerweile ausgesiedelt worden. In der «wirtschaftlichen Mitte» wird zukünftig weder die Post, noch der Polizeiposten oder die Gemeindeverwaltung zu finden sein, denn die Gemeindeversammlung hat am 11. Juni 1990 das Zentrumsprojekt «Nexus» abgelehnt, und am 16. Januar 1994 hat der Souverän an der Urne mit einem klaren Ja zum Verwaltungsgebäude «Kreuzplatz» die Weichen gestellt. Wie kam es dazu?

Konzeptvorschläge

2. Juli 1990
Der Verein für Hägendorf reicht dem Gemeinderat einen Konzeptvorschlag mit folgenden Punkten ein:
- sofortiger Rückzug des Gestaltungsplanes zum Projekt «Nexus»
- sofortiger Planungsstopp der Erschliessung Gestaltungsplan
- «Dorfzentrum Süd-West»
- Auflösung des alten und Neubildung eines nach Parteiproporz zusammengesetzten Ausschusses
- Auftrag an den neuen Ausschuss zu raschen Gesprächen am runden Tisch mit Coop Olten, der Bauherrschaft Gestaltungsplan «Dorfzentrum Süd-West», der Post, dem Elektrofachgeschäft F. Fürst und dem Architekturbüro Latscha + Roschi, Egerkingen

Zu diskutieren sind:
- Aussiedlung Werkhof, Standortfrage
- Gespräche mit der Feuerwehrkommission
- Grösse und Standort der Gemeindeverwaltung
- Post weiterhin in Kombination mit Gemeindeverwaltung oder anderer Standort im Zentrum
- Neuer Gestaltungsplan Coop
- Verkehrskonzept

Um Zeit zu gewinnen, hätte dieser Vorschlag während der Sommerpause 1990 umgesetzt werden sollen. Er wurde aber vertagt, beziehungsweise sistiert.

27. August 1990
Zum Konzeptvorschlag des Vereins für Hägendorf gesellt sich ein Antrag der FdP, welcher eine neue Kommission nach Parteienstärke im Gemeinderat (2/2/2/1) unter der Leitung des zurückgetretenen Gemeinderates Erwin Ritter verlangt und folgende Aufgaben erhalten soll:
- Schaffung eines Pflichtenheftes
- Planung und Überarbeitung des bisherigen Projektes «Nexus»
- Aufzeigen von einzuleitenden Sofortmassnahmen und die Art der Aussiedlung und Neuplanung des Werkgebäudes

Gemeindeverwaltung in neuen Räumen

3. September 1990
Der Gemeinderat beschliesst, vier Wohnungen der Liegenschaft Kirchweg 8 für die Einrichtung der Gemeindeverwaltung zu mieten, nachdem die Gemeindeversammlung am 21. August 1990 einen Kredit von

300 000 Franken für die Schaffung eines Verwaltungs-Provisoriums am alten Standort an der Allerheiligenstrasse abgelehnt hat.

10. September 1990
Die Gemeindeversammlung stimmt der Einmietung der Gemeindeverwaltung in der Liegenschaft Kirchweg 8 zu und genehmigt dafür einen Kredit von 140 000 Franken.

24. September 1990
Der Gemeinderat wählt einen neuen Ausschuss «Dorfzentrum» in der richtigen «farblichen» Zusammensetzung. Dieser hat folgende Abklärungen vorzunehmen:
- Aussiedlung des Werkhofes mit Überprüfung der Kostenfolge (Standortfrage und Termin einer möglichen Aussiedlung)
- Aufzeigen der rechtlichen Grundlagen und deren Konsequenzen (Gestaltungsplan)
- Aufzeigen eines neuen Raumprogrammes ohne Post
- Ausarbeitung eines Pflichtenheftes

1. November 1990
Die Gemeindeverwaltung am neuen Standort ist bezogen. Endlich stehen Räume zur Verfügung, in denen man die Kundschaft bedienen kann, ohne sich für bauliche und räumliche Missstände entschuldigen zu müssen.

3. Dezember 1990
Der Ausschuss «Dorfzentrum» unterbreitet dem Gemeinderat Zielsetzungsvorschläge, welche jedoch zurückgewiesen werden. Der Gemeinderat erwartet verschiedene Varianten mit Kostenschätzung. Er drückt aus, dass er weiterhin an der Integration und Beteiligung der Post interessiert ist.

Die Einwohner können mitreden

28. Januar 1991
Der Antrag Oesch, mittels eines Fragebogens eine Volksbefragung zum Dorfzentrum durchzuführen, wird im Gemeinderat gutgeheissen.

11. März 1991
Der ausgearbeitete Fragebogen «Dorfzentrum» wird durch den Gemeinderat gutgeheissen und an sämtliche Einwohner ab dem 18. Altersjahr zugestellt.

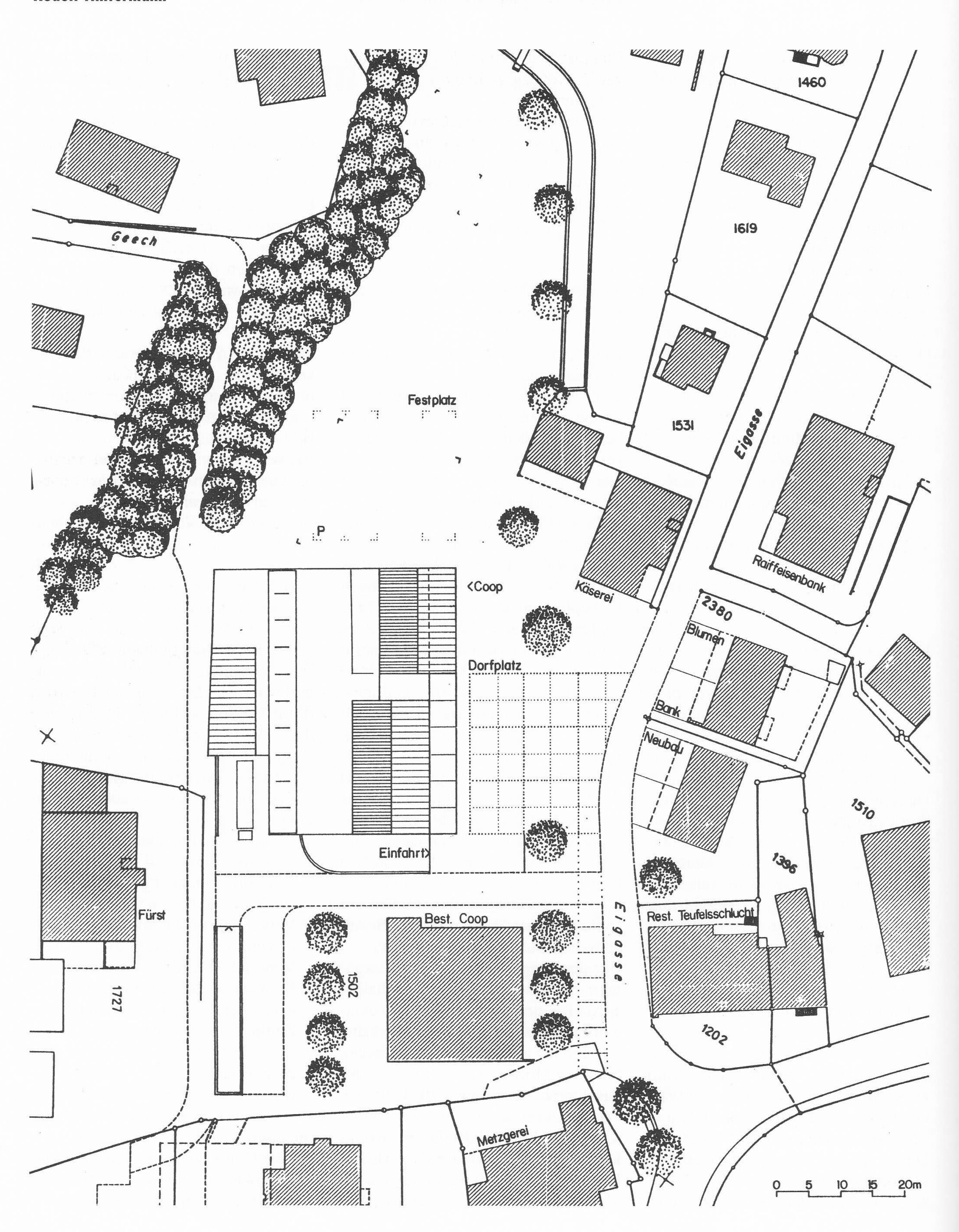
4. Juli 1991
Nachdem die Gemeindeversammlung vom 30. April 1991 nicht auf den Antrag eingetreten ist, die alte Gemeindeverwaltung in ein Asylantenheim umzubauen, wird für den Abbruch dieses Hauses an der Allerheiligenstrasse 7 ein Kredit von 30 000 Franken genehmigt. Der Abbruch erfolgt im Herbst 1991 durch solothurnische Luftschutzeinheiten.

26. August 1991
Die Analyse der Fragebogen zum Dorfzentrum liegt vor. Erstmals konnte sich die Bevölkerung direkt zu diesem Problem äussern und mitarbeiten. Von den versandten Fragebogen sind rund 25% oder 645 beantwortet worden. Die Auswertung hat folgende Erkenntnisse gebracht:
91 % sind der Ansicht, die Gemeinde Hägendorf brauche ein Dorfzentrum. Dieses soll nach dem Willen von 79% der Antwortenden beim heutigen Chäsiplatz zu stehen kommen. 75% wollen nicht nur die Gemeindeverwaltung, sondern eine kombinierte Nutzung mit Post und Polizei im Dorfzentrum. Private Büros, Verkaufsläden, Wohnungen und ein Restaurant wurden hingegen nur von einer Minderheit verlangt.
Über 70% der Antwortgeber wollen den Werkhof ausgesiedelt haben. Eine knappe Mehrheit spricht sich für einen möglichst grossen Dorfplatz aus. Dass dieser nicht asphaltiert, sondern begrünt werden soll, wird mit 69% klar zum Ausdruck gebracht. Die Erstellung einer Tiefgarage wird mit 58%, gegenüber 32% gewünscht.
Bei der Frage nach dem Kostenrahmen für das Dorfzentrum enthalten sich 53% der Stimme. Bei den Antwortenden geben 42% zwischen 1 und 5 Millionen an, weitere 42% zwischen 5 und 10 Millionen; und für 15% darf das Dorfzentrum über 10 Millionen Franken kosten. Für 69% gegenüber 21% darf der Bau des Dorfzentrums keine Steuererhöhung nach sich ziehen.
57% sind der Meinung, dass ein öffentlicher Wettbewerb ausgeschrieben werden soll. Auch soll ein Projektauftrag erteilt werden. Von 225 Antwortgebern wird verlangt, den Projektauftrag an eine Arbeitsgemeinschaft ortsansässiger Architekten zu vergeben.
Ein ganz deutliches Zeichen wurde betreffend dem Zeitpunkt der Realisierung des Dorfzentrums gesetzt. 53% wollen, dass dies möglichst rasch geschehe, weitere 28% sind der Meinung, dies könne bis zum Jahr 2000 dauern.
Erstmals wird Auftrag erteilt, die Verantwortlichen der Coop anzufragen, ob eine gemeinsame Überbauung Coop und Einwohnergemeinde möglich sei.
Betrachtet man rückblickend die Ergebnisse der Volksbefragung, so ist man versucht, mit Wilhelm Busch zu sagen: «Erstens kommt es anders, und zweitens als man denkt.»

Drei Varianten für ein neues Verwaltungsgebäude

18. November 1991
Neues Verwaltungsgebäude: Es liegen zwei Varianten zur Realisierung mit der Coop im Dorfzentrum vor. Die dritte Variante sieht eine Übernahme der Verwaltungs-Lokalitäten am Kirchweg 8 im Stockwerkeigentum vor. Es wird wieder ein Ausschuss gebildet, mit dem Auftrag, folgendes zu klären:
- Raumprogramm überprüfen
- Preis-Situation
- Standorte einander gegenüberstellen, Vor- und Nachteile auflisten
- Verkehr, Ortsbild etc.
- Gegenüberstellen finanzpolitischer Vor- und Nachteile
- Baukostenschätzung Objekt Schumacher (Kirchweg 8) erstellen
- Zeithorizont erstellen

24. Februar 1992
Nach ausführlichen Beratungen an drei Sitzungen beschliesst der Gemeinderat:
1. Der Gemeinderat legt sich für das Projekt «Coop» fest. Er verfolgt nur dieses Projekt weiter.


1460
1619
Geech
Festplatz
1531
Eigasse
P
Raiffeisenbank
<Coop
Käserei
2380
Blumen
Dorfplatz
Bank
Neubau
1510
Einfahrt>
1396
Fürst
Rest. Teufelsschlucht
Best. Coop
1502
Eigasse
1727
1202
Metzgerei
0 5 10 15 20m

2. Der Kostenrahmen für das neue Verwaltungsgebäude wird auf drei Millionen Franken festgesetzt.
3. Mit dem ausgewählten Partner wird ein Vertrag ausgearbeitet, der ein Kostendach von 3 Millionen Franken beinhaltet. Die Einwohnergemeinde Hägendorf erwirbt durch diesen Vertrag das Verwaltungsgebäude vom Grundeigentümer nach Bauvollendung im Stockwerkeigentum oder im Baurecht.

Planungskredit von 10200 Franken zur Dorfplatzgestaltung.

11. Januar 1993
Der Gemeinderat genehmigt den vorliegenden Plan der Dorfplatzgestaltung als Verhandlungsbasis mit der Coop.

Eine neue Legislatur – ein neues Projekt

16. August 1993
Eine neue Legislaturperiode beginnt. Der Gemeinderat traktandiert wiederum das neue Verwaltungsgebäude. Das Projekt heisst nun «Kreuzplatz». Der Ausschuss tagt und schlägt zwei Varianten vor; diese optimiert der Gemeinderat und legt den Raumbedarf «Zukunft» fest. Der Ausschuss kann damit weiterarbeiten und dem Gemeinderat einen «Meilenstein» in der Form eines Arbeitspapiers unterbreiten.

26. September 1993
An der Urne stimmen die Einwohner dem Kauf der Liegenschaft Küpfer Baumaschinen AG, Solothurnerstrasse 23, zu und genehmigen dafür einen Kredit von 1,6 Millionen Franken.
Damit ist der Auszug des Gemeindewerkes aus dem Dorfzentrum vorgegeben.

27. September 1993
Der Gemeinderat genehmigt das Raumprogramm «Zukunft» in den Stockwerken 1 und 2 des Projektes «Kreuzplatz».
Der Ausschuss hat mit dem Baukonsortium «Kreuzplatz» Verträge auszuhandeln und die Kosten des Projektes «Kreuzplatz» mit den Kosten eines «eigenen» Verwaltungsgebäudes im Dorfzentrum durch eine neutrale Stelle ermitteln und vergleichen zu lassen.

Abb.1 (linke Seite)
Situationsplan der Architekten A+P Latscha-Roschi + Partner Egerkingen für den neuen Coop-Laden.
Abb. 2
Perspektivische Darstellung der Architekten Latscha-Roschi des neuen Coop-Verkaufsladens im Dorfzentrum.



4. Der ausgearbeitete Vertrag ist der Gemeindeversammlung zur Genehmigung vorzulegen.
5. Das Projekt «Coop» ist bis im Jahre 1994 oder 1995 zu realisieren.

27. April 1992
Erstmals kontaktiert das Baukonsortium «Kreuzplatz» in einem 12-Punkteschreiben den Gemeinderat. Dieser hält am Beschluss vom 24. Februar 1992 fest.

15. Juni 1992
Der Gemeinderat beschliesst einen

«Zentrum» oder «Kreuzplatz»?

25. Oktober 1993
Das Kostendach für die Realisierung der neuen Gemeindeverwaltung «Kreuzplatz» wird durch den Gemeinderat festgelegt.

22. November 1993
Der Gemeinderat stimmt der Einmietung im «Kreuzplatz» und dem Kaufrechtsvertrag mit dem Baukonsortium zuhanden der Gemeindeversammlung zu.
16. Dezember 1993
345 Stimmbürger nehmen an dieser Gemeindeversammlung teil. Mit 275:42 Stimmen wird auf folgende Anträge eingetreten:
1. Der Einmietung der Gemeindeverwaltung im «Kreuzplatz» wird aufgrund des vorliegenden Mietvertrages zugestimmt.
2. Der Kaufrechtsvertrag zwischen der Einwohnergemeinde und dem Konsortium «Kreuzplatz» wird genehmigt.
3. Der Gemeinderat wird ermächtigt, ein Darlehen von 3,8 Millionen Franken aufzunehmen und dem Konsortium aufgrund eines speziellen Vertrages zur Verfügung zu stellen.
4. Für die «Speziellen Einrichtungen» wird ein Kredit von 160 000 Franken bewilligt.

Zur abschliessenden Abstimmung kommt es nicht. Der Entscheid wird an die Urne vertagt.
15. Januar 1994 (Hilarius)
Der Gemeindepräsident Hugo von Arx proklamiert die Fasnacht in Versform, mit eingebunden Gereimtes zum Abstimmungskampf «Neues Verwaltungsgebäude». Wieder einmal, allerdings nur für kurze Zeit, dient der Dorfplatz so seinem eigentlichen Zweck: Er ist kulturelle und politische Mitte unseres Dorfes.
16. Januar 1994
Im Verhältnis 2:1 sagt das Hägendörfer Stimmvolk an der Urne Ja zum Verwaltungsgebäude «Kreuzplatz».
Hat sich die Mitte verschoben?

Was geschieht mit dem Chäsiplatz?

21. Februar 1994
Der Verein für Hägendorf reicht einen Antrag zur Sanierung des Dorfplatzes ein. Dieses Geschäft bleibt trotz Traktandierung an drei Gemeinderatssitzungen im Frühjahr 1994 pendent.
20. Juni 1994
Die Coop Olten stellt dem Gemeinderat zwei Varianten für einen Coop-Laden mit 1000 bis 1200 Quadratmetern Ladenfläche vor. Die Variante «Coop-Laden im Grünen» neben dem Fussballplatz Breite lehnt der Gemeinderat ab. Ein nächster Ausschuss wird gebildet, der mit der Coop Olten die Variante «Coop-Neubau im Dorfzentrum» zu erarbeiten hat.
5. Dezember 1994
Drei Varianten werden dem Gemeinderat für die Realisierung eines Coop-Ladens im Dorfzentrum zur Diskussion unterbreitet. Zwei Varianten werden im Einverständnis mit der Coop Olten und dem Gemeinderat zur Überarbeitung an die von Coop beauftragten Architekten Latscha + Roschi, Egerkingen, weitergeleitet.
15. Februar 1995
Die dem Gemeinderat vorliegende überarbeitete Studie Variante 1 für einen Coop-Ladenneubau auf dem Dorfplatz wird grundsätzlich genehmigt. Der Gemeindepräsident wird beauftragt, in einer ersten Phase die Anwohnerschaft und in einer zweiten Phase die Ortsparteien, Vereine und die Bevölkerung an einer Informationsveranstaltung über die genehmigte Variante des Bauvorhabens der Coop Olten zu informieren.
2. März 1995
Die erste Phase des Gemeinderatsbeschlusses vom 15. Februar 1995 wird mit der Orientierung der Anwohnerschaft (Eigentümer) vollzogen.
Die Diskussion ist lanciert! Die politische Mitte regt sich. Die Zukunft wird zeigen, ob eine wirtschaftliche Mitte neben der bis anhin spärlich genutzten kulturellen Mitte unseres Dorfes eine Chance erhält.

Der Souverän entscheidet

April 1995
In einer vierseitigen Informationsschrift stellt der Gemeinderat der Bevölkerung das Coop-Projekt auf dem Chäsiplatz vor. Eine gleichzeitig durchgeführte Umfrage ergibt, dass der Bau eines neuen Coop-Ladens im Zentrum willkommen ist und mit der Bereitschaft zur Abtretung des dazu notwendigen Areals gerechnet werden darf.
8. Mai 1995
Der Gemeinderat beschliesst, der Coop zum Bau eines Ladens 2300 Quadratmeter im Baurecht abzutreten und unterbreitet ihr ein entsprechendes Angebot. Coop akzeptiert.
22. Mai 1995
Der Architekt und ein Vertreter der Coop geben interessierten Hägendörferinnen und Hägendörfern auf dem Chäsiplatz Auskunft über das Ladenbau-Projekt. Die anschliessende Orientierungs-Gemeindeversammlung tritt auf die Landabtretung im Baurecht ein und berät die Vorlage im Detail.
25. Juni 1995
Bei einer Stimmbeteiligung von 67 Prozent sprechen sich an der Urne 1125 Personen dafür aus, Coop Olten einen Teil des gemeindeeigenen Chäsiplatzes im Baurecht abzutreten. 756 Stimmende lehnen den Antrag des Gemeinderates ab.
Damit hat das Jahrzehnte dauernde Planspiel ein Ende. Durch den Bau des neuen Coop-Ladens wird die wirtschaftliche Mitte Hägendorfs eindeutig geprägt. Zudem kann auf dem 900 Quadratmeter grossen Dorfplatz vor dem Neubau und dem nördlich davon geplanten Festplatz eine kulturelle Mitte entstehen.
Allerdings ist dies noch nicht das Ende des Planspieles. Es müssen noch die Hürden der Änderung des Gestaltungsplanes Dorfzentrum und der Baubewilligung genommen werden. Die Änderung des Gestaltungsplanes ist mit einer öffentlich rechtlichen Planauflage nach §15 Planungs- und Baugesetz von 30 Tagen verbunden, zu der jedermann das Einspracherecht hat. Nach der definitiven Genehmigung des Gestaltungsplanes durch den Regierungsrat kann das Baubewilligungsverfahren nach §3ff Kantonale Bauverordnung, als abschliessendes Planverfahren durchgeführt werden.
Das Roulette des Planspieles dreht sich weiter.

Aktuelles aus der Gemeinde

Bürgergemeinde Hägendorf

Waldpflege mit vereinten Kräften

Seit dem 1. Januar 1994 bewirtschaften die Bürgergemeinden Hägendorf, Rickenbach, Wangen und Kappel ihre Waldungen gemeinsam; das Forstrevier Untergäu ist entstanden. Wie kam es dazu?

Die wirtschaftliche Lage vieler Forstbetriebe entwickelten sich in den letzten Jahren nicht gerade erfreulich. Auf dem Niveau der Siebzigerjahre stagnierende Holzpreise zum einen und steigende Produktionskosten zum andern führten dazu, dass sich immer mehr Forstbetriebe in jährlich wachsende Verluste hineinwirtschafteten. Den Bürgergemeinden blieb nur der Schritt nach vorne offen; Hilfe zur Selbsthilfe war geboten.

Angesichts der sich stetig verschlechternden Ertragslage in der Waldwirtschaft empfahl der Kanton bereits im letzten Jahrzehnt die Bildung von Forstrevieren. Die Vorteile solcher Zusammenschlüsse liegen auf der Hand: Die vorhandenen Infrastrukturen wie Maschinen, Werkzeuge, Fahrzeugpark und Werkhöfe können effizienter genutzt und nötigenfalls erweitert werden. Kostengünstigere Betriebsführung sowie rationellerer Einsatz und verbesserte Weiterbildung des Forstpersonals steigern die wirtschaftliche Nutzung des Waldes.

Ein erster Ansatz zur Revierbildung ergab sich 1987 mit dem Weggang des Försters von Wangen. Die verwaiste Stelle wurde nicht mehr besetzt. In bilateralen Gesprächen einigte man sich mit Hägendorf, Wangens Waldungen durch den Förster von Hägendorf betreuen zu lassen. Es ergab sich eine reibungslose und kostengünstige Zusammenarbeit. Nachdem Kappel und Rickenbach ein gleiches Vorgehen anstrebten, waren die Voraussetzungen für die Bildung eines Forstreviers gegeben. Allerdings mussten die örtlichen Forstkommissionen, altgewohnte und bewährte Institutionen in den Bürgergemeinden, aufgegeben werden. Das war nicht leicht.

Nach anfänglich etwas zaghaften Vorbereitungsarbeiten folgten ab 1989 intensive Gespräche unter den Forstkommissionen aller beteiligten Gemeinden. Diese beauftragten Sub-Kommissionen mit der Übernahme-Bewertung der vorhandenen Maschinen und Werkzeuge. In einer weiteren Kommission wurden die Pachtzinse für die Werkhöfe, nach vorheriger Bewertung durch einen staatlichen Experten, festgesetzt. Die Ergebnisse dieser Bemühungen bildeten einen wichtigen Teil des Übernahmevertrages.

Die Forstrevierbildung forderte von den Behörden ein grosses Mass an Arbeit und Ausdauer. Auf der politischen Ebene waren die vier Bürgerammänner und die Forstpräsidenten besonders gefordet. Es waren:

Wangen:
Leo Baumgartner, Bürgerammann
Peter Christ, Forstpräsident

Rickenbach:
Albert Schumacher, Bürgerammann
Peter Borner, Forstpräsident

Kappel:
Marcel Wyss, Bürgerammann
Urs Studer, Forstpräsident

Das Forstrevier Untergäu

	Waldfläche in ha öffentlicher Wald	Privat-Wald	Jährliche Nutzung in m³ (nur öffentl. Wald)
Hägendorf	532	91	3500
Kappel	200	31	1600
Rickenbach	103	21	600
Wangen	340	21	2000
(Staatswald)	36	–	300
Total	1211	164	8000

858 Hektaren des öffentlichen Waldes liegen im Jura, 353 Hektaren im Born.

Hägendorf:
Kasimir Rötheli, Bürgerammann
Urs Studer, Forstpräsident

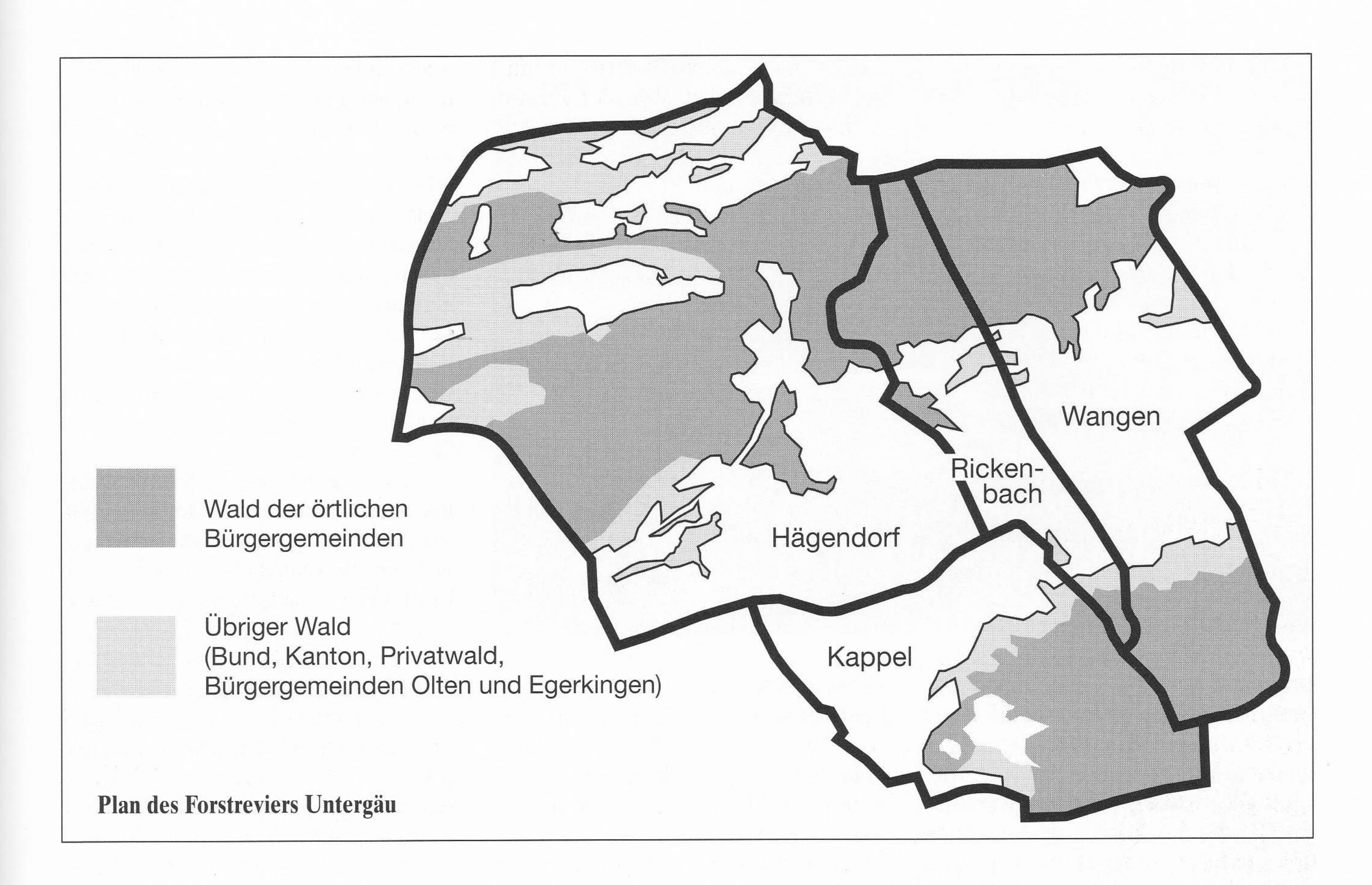
Die Forstfachleute Alfred Fuchs und Jürg von Büren, Förster, sowie Werner Schwaller, Kreisförster, waren am Gelingen des Zusammenschlusses massgeblich beteiligt.
Eine führende Kraft war auch der Hägendörfer Forstpräsident und erster Forstrevierspräsident Urs Studer. Alle in irgend einer Weise beteiligten Personen leisteten effiziente und gute Arbeit.
1993 war es soweit; der Forstreviervertrag lag vor. Alle vier Bürgergemeinden haben dem modern ausgelegten Vertragswerk einstimmig zugestimmt. Seit dem 1. Januar 1994 betreut eine Verwaltung, eine Revierkommission, ein Forstteam die Waldungen der vier Gemeinden.

Bereits nach einem Betriebsjahr darf festgestellt werden, dass der Zusammenschluss für alle positive Resultate zeitigt.
Dem gesetzlichen Rahmen der Kantonsverfassung, den Bewirtschaftungsgrundsätzen für die Führung von Forstbetrieben sowie der wirtschaftlichen Situation wurde Rechnung getragen. Die Revierbildung des Forstreviers Untergäu ist ein guter Schritt in die Zukunft; Betriebe nicht schliessen, sondern fusionieren war unsere Devise. Dieser erste grossflächige Zusammenschluss in unserem Kanton soll ein positives Projekt sein, welches duchaus Vorbild für weitere Waldeingentümer sein könnte.
Möge das neugeschaffene Revier sich gut entfalten und entwickeln. Die Investitionen und Arbeiten im Wald von heute sind die Erträge der nächsten 100 Jahre. Mit Mut, Einsicht und Entscheidungskraft wollen wir den kommenden Generationen einen intakten, wenn möglich selbsttragenden Wald zur Hege und Pflege weitergeben. Durch die neue Struktur und die entsprechende zukunftsträchtige Anpassung möge sich die Wettbewerbsfähigkeit weiter steigern. Die Weichen für die Zukunft sind gestellt. Wir sind zuversichtlich, dass sich dieser Schritt als richtig erweist.

Der Bürgerammann
Kasimir Rötheli



Dank enger Zusammenarbeit zwischen den politischen Behörden und den Forstfachleuten konnte das Forstrevier realisiert werden. (V. l. n. r.) Marcel Wyss, Kappel; Kasimir Rötheli, Hägendorf; Kreisförster Werner Schwaller; Albert Schumacher, Rickenbach; Leo Baumgartner, Wangen; Alfred Fuchs und Jürg von Büren, Revierförster.
Foto: Irmfriede Meier



Plan des Forstreviers Untergäu

Römisch-katholische Kirchgemeinde Hägendorf-Rickenbach

Gesamtrenovation der Pfarrkirche

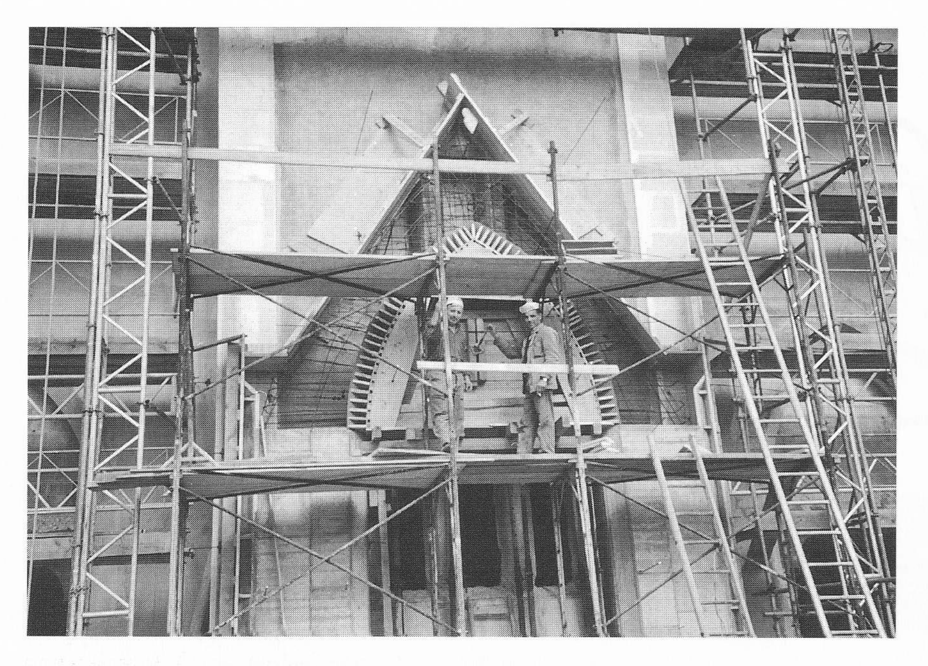
Rund ein Jahr nach dem Erscheinen der «Hägendörfer Jahrringe», Heft 2, hat der Kirchgemeinderat unserer Kirchgemeinde den Stimmbürgerinnen und Stimmbürgern eine Vorlage zur Renovation unserer Pfarrkirche vorgelegt. Diese Vorlage hat eine grosse Anzahl Stimmberechtigter bewogen, an der ziemlich hektischen Kirchgemeindeversammlung vom 25. Juni 1991 über die Notwendigkeit dieses kostenintensiven Projektes mitzudiskutieren. Die in den letzten Jahren immer häufiger aufgetretenen massiven Schäden haben den ordentlichen Aufwand für Unterhaltsarbeiten am Gebäude weit überschritten. Insbesondere die enormen Kosten, die von den Rahmenbedingungen der auszuführenden Arbeiten – wie notwendige Gerüste etc. – verursacht werden, aber auch die ineinandergreifenden Arbeitsgattungen bewogen den Rat schliesslich, eine Gesamtrenovation ins Auge zu fassen.

Eine Spezialkommission hat sich in der Folge mit der vorliegenden Situation befasst und in eingehenden Gesprächen mit Facharchitekten des Kirchenbaues die verschiedenen Möglichkeiten einer Renovation an Ort und Stelle erörtert. Einig waren sich die Spezialbaukommission und in der Folge auch der Kirchgemeinderat darin, dass eine Renovation des Gotteshauses einem Kirchenbau-Architekten mit dem speziellen Fachwissen über Gebäude dieser Art (Neugotik) übertragen werden sollten.

Arbeit für das einheimische Gewerbe

Eine besondere Auflage unsererseits bestand jedoch darin, dass in einer Zeit, in der sich die Bautätigkeit in einer stark rezessiven Phase befand, dem einheimischen Gewerbe alle dafür in Frage kommenden Arbeiten übertragen werden sollten. Dies begann damit, dass das zu bestimmende Architekturbüro seine Bereitschaft erklären musste, in die Bauleitung einen einheimischen Architekten einzubeziehen. Eine entsprechende Vereinbarung wurde denn auch zwischen den Architekturbüros Joseph und Gabriel Wey AG aus Sursee und Kurt Rötheli AG Hägendorf getroffen. Schon sehr bald zeigte sich, wie wichtig es war, bei all den auftauchenden Baufragen einen Kirchensachverständigen als Gesprächspartner zu haben; sind doch die Unternehmungen im Kirchenbau mehrheitlich eng mit Fragen des Baustiles, in unserem Fall mit der Neugotik, und mit Fragen der Liturgie verbunden.

Die Kirchgemeindeversammlung vom 25. Juni 1991 hat dann gezeigt, dass in der Bevölkerung die Behebung der



wesentlichen Beitrag zum Wohl unseres Gewerbes und damit nicht zuletzt auch zum Gemeinwohl der Einwohnergemeinde.
Dies ist umso erfreulicher, weil die Aufträge in einer Zeit vergeben werden konnten, in der das Baugewerbe einen rückläufigen Auftragsbestand aufwies.
Für einige Bereiche galt es auch nicht alltägliche Qualitätsarbeiten zu erfüllen. Seitens der Kirchenbaufachleute und der Bauleitung, aber auch der Spezialbaukommission konnten dem einheimischen Gewerbe gute Zusammenarbeit und fachmännische Arbeitsausführung bescheinigt werden, die den Vergleich mit auswärtiger Konkurrenz jederzeit standhalten können.

Bauschäden im Rahmen einer Gesamtrenovation grundsätzlich nicht umstritten war. Zu diskutieren gab vielmehr die Frage, ob der Mehraufwand für architektonische sowie liturgische und künstlerische Anpassungen und Verbesserungen angezeigt sei. In einer denkwürdigen Schlussabstimmung wurden fünf Gegenanträge fast einstimmig abgelehnt. Eine überwältigende Mehrheit hiess den vom Kirchgemeinderat vorgeschlagenen Weg und das Gesamtprojekt mit entsprechender Kostenfolge gut.
Am Weissen Sonntag 1992 wurde der letzte Gottesdienst in der Kirche vor Beginn der Renovation abgehalten. Bis zur Beendigung und der Neuweihe der Kirche durfte die Pfarrgemeinde Hägendorf-Rickenbach Gastrecht in der Aula des Schulhauses Oberdorf geniessen. In gegenseitigem gutem Einvernehmen mit der Schule konnten die Gottesdienste während rund 15 Monaten dort gefeiert werden. An dieser Stelle sei der Einwohnergemeinde von Hägendorf, der Schulbehörde, aber auch der Lehrerschaft und den Schülern für das gute Einvernehmen gedankt.

Die Renovationsarbeiten

Während Neubauten für die Planung und die Ausführung eine klare Ausgangslage bieten, musste die Spezialbaukommission und die Bauleitung sehr bald feststellen, dass einige Annahmen, die doch mit aller Vorsicht getroffen worden waren, sich als nur teilweise richtig herausstellten. So überraschten insbesondere der schlechte Zustand des Betonbodens im Kirchenschiff, des Untergrundes der Innen- und Aussenputze, die Grundkonstruktion der Aussentüren und die Turmhelmverankerungen. Weitere unvorhergesehene Schwachstellen wurden vorgefunden, jedoch lagen diese innerhalb der möglichen Erwartungen der Fachleute. Mit grossem Einsatz konnten in der Folge alle anfallenden Probleme gelöst und die Gesamtrenovation erfolgreich abgeschlossen werden. Erfreulicherweise darf festgestellt werden, dass sich auf der Baustelle trotz des grossen Bauwerkes kein erwähnenswerter Unfall ereignete. Ein grosser Teil der Arbeiten konnte – wie bereits erwähnt – an das am Ort ansässige Gewerbe vergeben und durch dasselbe ausgeführt werden. Der Anteil an den gesamten Renovationskosten, die vom Hägendörfer Gewerbe ausgeführt werden konnte, lag bei 50 Prozent oder rund 1,5 Millionen Franken. Damit leistete die römisch-katholische Kirchgemeinde Hägendorf-Rickenbach einen

Feierliche Einweihung

Am 20. Juni 1993 war es dann soweit. Mit einer eindrücklichen und würdigen kirchlichen Feier durfte das neu renovierte Gotteshaus eingeweiht werden. Unter grosser Anteilnahme der Bevölkerung von Hägendorf und Rickenbach amtete der aus Egerkingen stammende damalige Domprobst, Dr. Alois Rudolf von Rohr, als Konsekrator und Zelebrant. Die Baubehörde, wie auch der Kirchgemeinderat erhielten von vielen Seiten anerkennenden Zuspruch. Besonders erfreuten die Reaktionen auswärtiger Hägendörferinnen und Hägendörfer, die bei Besuchen ihrer Angehörigen oder Bekannten im Dorf weilten und so die im neuen Kleid erstrahlende Kirche gesehen hatte. Die an einem markanten Standort stehende neurenovierte Kirche, aber auch der im Jahre 1986 erstellte Vorplatz mit Arena, sind eine Zierde des Ortsbildes von Hägendorf. Dies dürfen wir ohne falsche Bescheidenheit festhalten.
In seiner Rede vom 21. April 1862 machte R. P. Maximus Kamber, Definitor und Guardian im Kapuzinerkloster Luzern, anlässlich der Ecksteinlegung beim Bau der heutigen Pfarrkirche von Hägendorf-Rickenbach folgende Feststellung:

«Wer die alte Kirche dort besieht von Innen und Aussen, wer die Einwohnerzahl, den Wohlstand und Reichthum dieser Pfarrgemeinde kennt; der wünschte längst in seinem Herzen, dass hier ein neuer, geräumiger und schöner Tempel Gottes erbaut würde. Bei allem dem dürfen wir nicht Unrecht thun jenem alten Gotteshause, der alten Mutterkirche dort.»

Unrecht wollen wir aber auch denen nicht tun, die sich in der Geschichte unserer den Patronen Gervasius und Protasius geweihten Pfarrkirche mit Bau- und Renovationsfragen befasst haben und Lösungen anstrebten, die sie ihrer Zeit entsprechend als richtig ansahen. Deshalb war die neueste Renovation unserer Kirche nicht einfach eine Rekonstruktion aus der Zeit ihrer Entstehung und konnte es auch nicht sein. Ziel war es vielmehr, die Grundarchitektur zu unterstreichen und die Veränderungen in der rund 130jährigen Geschichte des Bauwerkes nicht zu verdecken. Auch in diesem Licht darf das Ergebnis als gelungen bezeichnet werden.

Gervasius und Protasius

Zum Schluss der Versuch einer Antwort auf die Frage: Wie kam unsere Pfarrkirche eigentlich zum in unseren Gegenden doch seltenen Patrozinium «Gervasius und Protasius»?

Die Gedenkschrift «Neunhundert Jahre Pfarrei Hägendorf-Rickenbach» von Paul Hofer aus dem Jahre 1963 bleibt auf diese Frage die Antwort schuldig.

Von den beiden Heiligen ist historisch nur weniges belegt. Sie sollen als Märtyrer in einer der römischen Christenverfolgungen gestorben sein. Geschichtlich belegt ist die Entdeckung ihrer Gebeine durch den heiligen Ambrosius, Bischof von Mailand, am 17. Juni 386 in der Basilika der heiligen Felix und Nabor. Der heilige Augustinus berichtet davon in seinen «Confessiones» (Buch IX, Kap. 7). Ab dieser Zeit verbreitete sich ihre Verehrung in weiten Teilen des damaligen Abendlandes. So wurden zur Zeit des Kaisers Friedrich I. Barbarossa (1152–1190) auf einem seiner Italienfeldzüge durch seinen Kanzler Rainald von Dassel wahrscheinlich Reliquien unserer Heiligen nach Deutschland gebracht. Im Münster von Breisach ist heute noch ein sehr schöner Schrein mit Gebeinen dieser Heiligen zu sehen. Kaiser Barbarossa war ein Freund und Beschützer des Basler Klosters St. Alban. Am 29. Juli 1152 stellt er diesem Kloster die Urkunde aus, in der bestätigt wird, dass die «ecclesia in Hagendorf» zu seinem Besitz gehört.

Es wäre deshalb durchaus möglich, dass über das Kloster St. Alban die beiden Heiligen Gervasius und Protasius als Schutzpatrone für die Kirche in Hägendorf bestimmt wurden. Dieses Patrozinium scheint sich durch alle Jahrhunderte hindurch unter verschiedenen Herren (Grafen von Froburg, Kloster St. Urban, Solothurn) erhalten zu haben.

Getreu der Devise, altbewährte Tradition nicht leichtfertig über Bord zu werfen, wurde das Patrozinium Gervasius und Protasius nach unserer jetzigen Kirchenrenovation beibehalten.

Rudolf Rippstein

Der Pfarrkreis Hägendorf der evangelisch-reformierten Kirchgemeinde Olten

Die Kirche besteht aus lebendigen Steinen: aus Menschen, die mit ihrer Offenheit und Bereitschaft zur Begegnung dazu beitragen, dass wir uns als zusammengehörig empfinden – als Menschen, die miteinander unterwegs sind.

Kirche lebt im Kleinen und im Grossen: am Ort – regional – landesweit – weltweit. Hägendorf, Rickenbach, Kappel und Boningen bilden einen Pfarrkreis, der ziemlich selbständig ist, zugleich aber Teil der evangelisch-reformierten Kirchgemeinde Olten. Diese umfasst neben der Stadt Olten die angrenzenden Gemeinden bis Dulliken und Winznau und einen grossen Teil des Untergäus. Wie im solothurnischen Schnitt gehört auch bei uns ein guter Drittel der Bevölkerung der evangelisch-reformierten Kirche an.

Die Kirchenkommission ist für das kirchliche Leben bei uns verantwortlich. Der Kirchgemeinderat, in den wir Vertreter delegieren, leitet die Gesamtkirchgemeinde Olten. Diese wiederum ist ein Teil der evangelisch-reformierten Kirche im Kanton Solothurn. Sie ist keine Kantonalkirche, weil die Kirchgemeinden der Kantonshauptstadt und ihrer Region traditionell der Berner Kirche angegliedert sind. Gemeinsame Interessen und Anliegen werden von einem Verband der reformierten Kirchen im Kanton Solothurn wahrgenommen. Unsere Teilkantonalkirche ist nur eine kleine Kirche, dennoch ein vollberechtigtes Mitglied des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes und so mit den Schwesternkirchen der ganzen Schweiz verbunden. Über diesen Kirchenbund bestehen weite Beziehungen, auch über die Landesgrenzen hinweg zur weltweiten Christenheit, der grossen Oekumene.

Rückblick auf die Aktivitäten der letzten Jahre

Während des Jahres 1990 fanden immer wieder besondere Anlässe zum 50-Jahr-Jubiläum der Kirche Hägendorf statt. Eröffnet wurde das Jubiläumsjahr im Januar mit einem Festgottesdienst und einer kleinen Fotoausstellung. Im Laufe des Jahres fanden dann in loser Folge viele Veranstaltungen statt. An einige dieser Fixpunkte im Jubiläumsjahr möchten wir Sie erinnern.

Ein dreiteiliger Gesprächszyklus zum Thema «Leben – aus welcher Kraft?» wurde angeboten.

Auf Einladung des Frauenvereins war Pfarrer Ernst Sieber mit seinem Jugendchor «Young Preachers» bei uns zu Gast.

Das Jugendkafi-Team organisierte ein Konzert mit der Mundart-Rockgruppe «Züri West». Der durchschlagende Erfolg dieses Konzertes ermutigte uns, drei Jahre später die Durchführung eines weiteren Konzertes zu unterstützen, diesmal mit der Solothurner Gruppe «Double heart». Im September folgte das Konzert des Kirchenchors, zusammen mit den Turmbläsern Aarau. Den Abschluss fand das Festjahr mit einem Familiennachmittag und einem anschliessenden Familiengottesdienst, organisiert durch den 3.-Welt-Verein.
Seit 1990 pflegen wir eine partnerschaftliche Beziehung zur evangelischen Gemeinde in Maglod/Ungarn. Im Herbst 1989, kurz nach der Öffnung der Grenze zu Osteuropa, besuchte uns die Jugendgruppe der Gemeinde. Es war für uns alle ein eindrückliches Erlebnis. Seither war bereits eine zweite Gruppe von Gemeindegliedern bei uns zu Gast. Natürlich wurden auch wir zu Besuchen in Ungarn eingeladen, und bereits zweimal war eine Gruppe von uns in Maglod. Im Herbst 1994 war dann wieder eine kleine Gruppe in Maglod, diesmal aber nicht zu Besuch, sondern es wurde tatkräftig mitgeholfen bei der Renovation des Pfarrhauses. Wir wollten nicht nur finanziell helfen, sondern durch den Einsatz von Arbeitskräften ein Zeichen setzen.
Im Jubiläumsjahr der Eidgenossenschaft 1991 ist uns die oekumenische Bettagsfeier mit der anschliessenden «Teilete» in besonders guter Erinnerung. Wir freuen uns sehr, dass die oekumenischen Bettagsfeiern seither zur Tradition geworden sind.
Seit 1990 pflegen wir auch Kontakt zum Tresanti-Verein in Basel. Dieser Verein betreibt in Tresanti in der Toskana ein Ferien- und Begegnungshaus, welches der Waldenserkirche gehört. Nachdem bereits zweimal Gemeindeferien in diesem Haus stattfanden, das zweite Mal zusammen mit einer Gruppe junger Leute aus Maglod, entschlossen wir uns, ein Gemeindefest zu Gunsten dieses Hauses durchzuführen. Dieses Fest fand im Juni 1993 statt, mit Sponsorenlauf, Konzert, Festbetrieb und vielem mehr. Wir pflegen weiterhin den Kontakt zum Trägerverein, und weitere Gemeindeferien in der Toskana sind in Planung.

Was läuft bei uns?

Eine Kirchgemeinde lebt vom Mittragen und der Mitarbeit ihrer Gemeindeglieder. Es gibt mancherlei Möglichkeiten, wie Sie sich beteiligen können. Vom Singen bis zur Mithilfe in einer Gruppe, von der Mitwirkung in der Sonntagsschule bis zur Teilnahme an Kursen oder Veranstaltungen. Besondere Angebote gibt es für die Kinder, die Jugendlichen und für die älteren Gemeindeglieder.
Unser Chor feiert 1995 sein 75jähriges Bestehen. Neue Sängerinnen und Sänger sind jederzeit herzlichst willkommen!
Für die älteren Gemeindeglieder finden regelmässig Altersnachmittage statt. Ausserdem findet wöchentlich eine Andacht im Altersheim statt.
Der Frauenverein trifft sich jeden Monat einmal. Das Angebot ist vielfältig. Gesprächsabende, Bastelabende, Singen, oekumenische Zusammenarbeit beim Weltgebetstag und der Adventsandacht oder auch einmal einfach gemütlich beisammen sein.
In der Sonntagsschule werden die Kinder ab 5 Jahren mit den biblischen Geschichten vertraut gemacht. Auch hier werden immer engagierte MitarbeiterInnen gesucht.
Das Jugendkafi musste leider für längere Zeit geschlossen werden. Nach den durch einen Wassereinbruch nötig gewordenen Renovationsarbeiten im Jugendkeller ist aber ein Neustart geplant. Mit dem Start einer neuen Jugendgruppe im Mai 1995 wollen wir das Angebot für die Jugendlichen ab 15 Jahren noch bereichern.
Neben den traditionellen Anlässen, wie zum Beispiel dem Suppentag, werden wir auch weiterhin die oekumenische Zusammenarbeit pflegen.
Verschiedenste Kurse, Vorträge, Konzerte, Angebote von Lagern und Ferienwochen und vieles mehr sollen dazu beitragen, dass auch ausserhalb des Kirchenraums Gelegenheit zu Kontakten mit der Kirchgemeinde besteht. Die gemeinsame Besinnung über Gottes Botschaft an uns Menschen ist die Mitte einer lebendigen Kirchgemeinde. Gottesdienste feiern wir an allen Sonn- und Feiertagen in vielfältigen Formen, auch ausserhalb des Kirchenraums zum Beispiel beim Berggottesdienst, zur Stärkung für den Alltag.

Marianne Möri
Ueli Bigler

Huus am Schärme

Kinderheim der evangelisch-reformierten Stiftung

1995 ist ein Jubeljahr! Das «Huus am Schärme» feiert sein 35jähriges Bestehen. Über 80 Kinder sind in dieser Zeit hier aufgewachsen. Anfänglich wurde der Betrieb von den reformierten Frauenvereinen und dem Synodalverband finanziert. Heute zeichnet der Kanton verantwortlich für das Betriebsdefizit. Ohne den Einsatz der Reformierten Frauen und der Kirchgemeinden des Kantons Solothurn wäre jedoch der Betrieb nicht möglich. Der alljährlich stattfindende Schokoladenverkauf, die Kollekten der Gemeinden und private Spender machen es möglich, ausserordentliche Ausgaben zu finanzieren.
Zurzeit leben im Huus am Schärme 9 Kinder im Alter von 6 bis 18 Jahren. Zusätzlich betreut das Team eine junge Frau, welche früher im Kinderheim gewohnt hat. Das Team besteht aus vier Personen, die sich 300 Stellenprozente aufteilen. Zusätzlich ist eine PraktikantInnen-Stelle besetzt.
Das Huus am Schärme will Kindern aus schwierigen sozialen Verhältnissen ein Aufwachsen in familienähnlicher Struktur bieten. Der Zusammenarbeit mit den Eltern oder gesetzlichen Vertretern wird grosse Aufmerksamkeit geschenkt.

Alfred Meury

Hansruedi Arnold Versicherungen

Von der Drechslerei zur Versicherungsagentur

Bereits seit 200 Jahren sieht das markante Gebäude an der Solothurnerstrasse Menschen und Fahrzeuge an sich vorbeiziehen, hat also schon flüchtigen Kontakt mit vielen Schicksalen gehabt. Nur musste es um 1800 noch nicht den Lärm der Motorfahrzeuge erdulden. Damals wird es auf der Jurasüdfussstrasse noch weniger hektisch zu und her gegangen sein.
Das an der Ostfassade angebrachte Werbeschild verrät, dass heute im Haus die Agentur der bekannten Versicherungsgesellschaft Elvia untergebracht ist. Es hat aber seit dem vorigen Jahrhundert verschiedene Besitzer gekannt. Man trifft auf bekannte Hägendörfer Familien, wenn man die Liste der Eigentümer durchgeht. Ein Josef Kellerhals hat im letzten Jahrhundert darin eine Drechslerei eingerichtet, und später diente es dem Landjäger Jakob Kamber als Wohnhaus.
Im Jahre 1946 erwarb es Ernst Mutti, Maurerpolier in der Firma Kamber. Die Erhaltung und Erneuerung des Gebäudes wurde für ihn zum Lebenswerk.

Eröffnung einer Versicherungsagentur
1969 hat Ernst Mutti die Liegenschaft seiner Tochter und seinem Schwiegersohn, Carmen und Hansruedi Arnold-Mutti, übergeben. Hansruedi Arnold hat 1978 im Erdgeschoss die Ortsagentur der Elvia (damals Helvetia) Versicherungen eröffnet. Seit 17 Jahren betreut nun Hansruedi Arnold einen ständig wachsenden Kundenkreis im Gäu, denn in dieser Zeit hat sich das Prämienvolumen mehr als verdoppelt. Das Angebot des Versicherungsfachmanns Arnold ist sehr vielfältig, und er legt besonderen Wert auf eine gute und fachkundige Beratung seiner Kundschaft.

Grosser Umbau
Mit der Zeit vermochten die Inneneinrichtungn und die Anlage der fünf Wohnungen modernen Ansprüchen nicht mehr zu genügen. Ende der achtziger Jahre begannen Carmen und Hansruedi Arnold mit der Planung einer Totalrenovation. Den östlichen Teil der Liegenschaft veränderte man von Grund auf, indem in diesem Teil, der ehemaligen Werkstatt und Scheune, auf drei Stockwerken ein Einfamilienhaus entstand. Die Wohn- und Schlafräume sind alle nach Süden hin angelegt und bleiben auf diese Weise vom Strassenlärm verschont. Auch das äussere Erscheinungsbild des Hauses hat sich stark verändert: Eine gefällige Eternitverkleidung, neue Fenster und Jalousieläden verschönern die Ost- und die Nordfassade. Der Umbau dauerte beinahe zwei Jahre, nämlich von 1989 bis 1991. Er verlangte den ganzen Einsatz der Besitzerfamilie. Einen Grossteil der Arbeiten hat Hansruedi zusammen mit seinem Bruder Erwin Arnold nämlich selbst durchgeführt, und er blickt heute mit Stolz auf das gelungene Werk.



Maler Studer + Co. Hägendorf

Die Hägendörfer Baumalerei und Ablaugerei Maler Studer + Co. kann auf eine über 75jährige Geschäftstätigkeit zurückblicken, und – um es vorweg zu nehmen – sie wird heute in der dritten Generation von Marcel und Rudolf Studer geführt.

Unternehmermut anno 1918

Alles nahm seinen Anfang 1918. Alois Studer kehrte 23jährig aus dem Aktivdienst heim und eröffnete an der Solothurnerstrasse im Hause Wyss eine kleine Malerwerkstatt. Drei Jahre später, Alois Studer hatte Unternehmermut, baute er sich an der Hausmattstrasse ein stattliches Wohnhaus samt Werkstätte. Er beschäftigte in dieser Zeit bereits zwei, drei Maler und, wenn nötig, halfen Familienmitglieder nach Kräften mit. Grossenteils wurden Baumalereien in Öl-, Kalk- und Leimfarben ausgeführt, später kamen auch Mineralfarben zur Anwendung. Dem Geschmack der Zeit entsprechend, wurden auch dekorative Maltechniken gepflegt, wie das Lasieren, Maserieren, Marmorieren von Holzbauteilen.

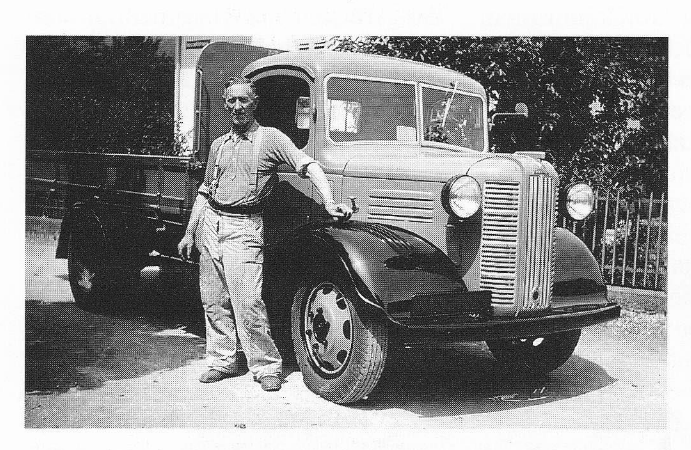
Alois Studer hatte nicht nur handwerkliches Geschick, hinzu kam technisches Flair: Mit einsetzender Motorisierung wurden immer öfter Reparaturarbeiten mit Nitrolacken an Fahrzeugen verlangt und ausgeführt, die nach der Trocknung intensiv poliert sein wollten, um den damals schon über alles geliebten Hochglanz zu erzielen.

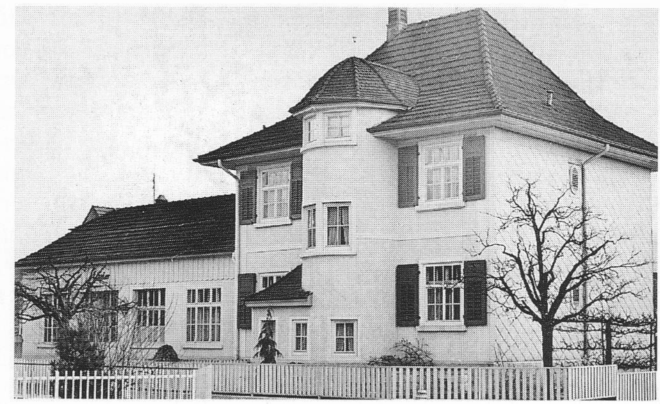
Mit Beginn des Zweiten Weltkriegs im Herbst 1939 leistete Alois Studer erneut Aktivdienst, und es wollte kein Ende nehmen. Wie in so manch anderem Handwerksbetrieb auch, waren es die Frauen, die zupackten und den Betrieb in dieser für alle schwierigen Zeit über Wasser hielten.

Farbroller und Dispersionsfarben

Gegen Ende des Weltkriegs trat mit dem ältesten Sohn Max die zweite Generation ins väterliche Geschäft ein. Er hatte die Lehr- und Wanderjahre hinter sich und übernahm im Jahr 1957 die Geschäftsführung. Diese fünfziger Jahre waren geprägt vom Mehrfamilienhausbau. Farbroller, Kunstharz- und Dispersionsfarben verdrängten die traditionellen Arbeitsweisen und Materialien. Die Autolackierer spezialisierten sich zunehmend, weshalb man sich aus diesem Geschäftszweig zurückzog.

1969 verstarb im Alter von 48 Jahren allzufrüh Max Studer. Der Mitarbeiterstamm umfasste nun zehn Fachkräfte, aber die dritte Generation war noch in der Ausbildung. In dieser schwierigen Situation half nur unbeugsamer Durchhaltewillen. Sohn Rudolf beendete im selben Jahr die Malerlehre, und Marcel gab seinen eben erst erlernten Beruf als Maschi-





Alois Studer mit neu lackiertem Lastwagen.
Wohnhaus mit Werkstatt 1921 an der Hausmattstrasse erbaut.

nenzeichner auf, fing als Malerlehrling von vorne an, bestand nacheinander die eidgenössische Malermeisterprüfung in Zürich und die SIU-Unternehmungsschule Basel, solide Grundlage für die weitere erfolgreiche Geschäftstätigkeit.

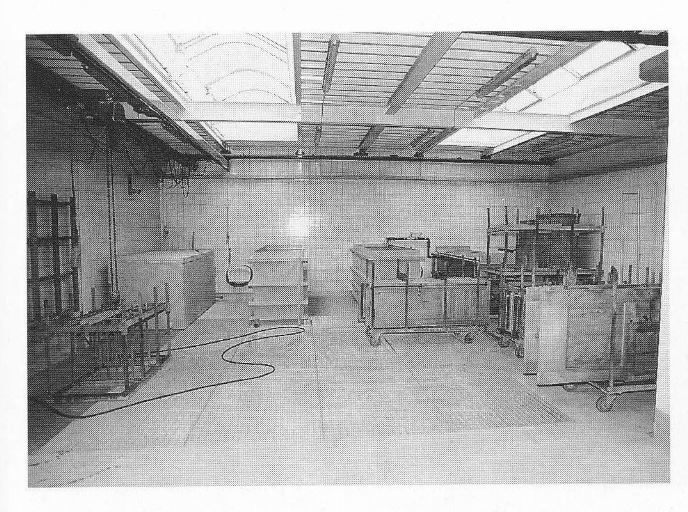
Ablaugerei, Spritzwerk ...
Zu Beginn der siebziger Jahre bauten die Brüder Marcel und Rudolf eine Ablaugerei auf, die daraufhin mit einer betriebseigenen Abwasserreinigungsanlage ausgestattet wurde. Nebst Jalousieläden werden hier auch Möbel, Antiquitäten, Metallteile und Heizkörper entlackt. Zur Kundschaft zählen mittlerweile an die hundert Malerbetriebe, die der Firma Studer ihre Ablaugearbeiten anvertrauen.
Jetzt eben, im Frühjahr 1995, wurde die Ablaugerei ausgebaut und mit modernsten Maschinen und computergesteuerter Wasseraufbereitungsanlage ausgestattet.
Dank dieser Betriebserweiterung und -modernisierung sind die Maler Studer heute in der Lage, ihrer Kundschaft das Entfernen von Zweikomponentenfarben und Pulverbeschichtungen auf Metall anzubieten. Selbst wasserlösliche Acrylfarben, welchen bis vor kurzem mit konventionellen Ablaugemethoden nicht beizukommen war, durchlaufen die neue Anlage problemlos.



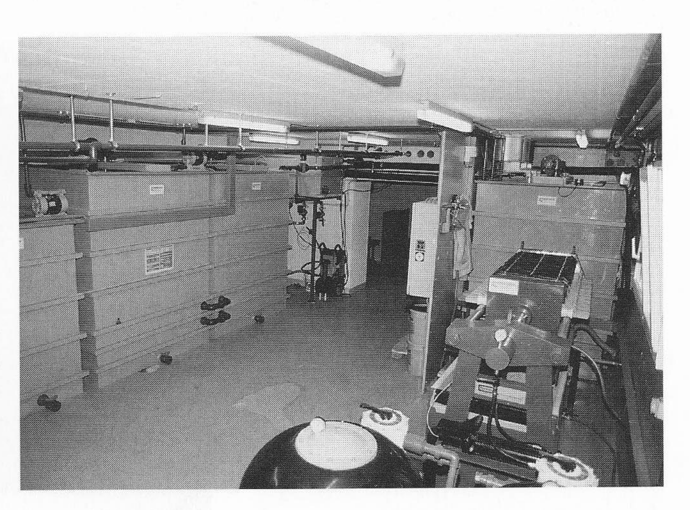
Stilgerecht renovierte Hausfassade und restaurierte Eingangstüre am Haus Nr. 56 in Niederbuchsiten.

So ist aus der einstigen Malerwerkstatt ein modernes Spritzwerk und eine rationell arbeitende Ablaugerei entstanden, die auch den Anforderungen des Umweltschutzes für eine reichlich lange Zeit vollauf genügen dürfte.

... und Baumalerei
Die Baumalerei aber bleibt ein bedeutender Geschäftszweig.
Die Voraussetzungen dazu bilden die ausreichend grossen Werkstatträume und eine auf speditives Arbeiten ausgerichtete Materialbewirtschaftung.
1985 erwarb man die der bestehenden Werkstatt gegenüberliegende Liegenschaft an der Hausmattstrasse, und ein Jahr danach wurde dort eine weitere Werkstätte bezogen.
Im Betrieb der Maler Studer + Co. haben bis heute 7 Lehrlinge und Lehrtöchter das Malerhandwerk erlernt und die Fachprüfungen bestanden. Ein motiviertes Mitarbeiterteam wird von der Geschäftsleitung jederzeit im Bestreben unterstützt, fachlich erstklassige Berufsarbeit auszuführen.



Ablaugerei mit Laugenbad, Neutralisation und diversen Wässerungsbecken.



Computergesteuerte Abwasserreinigungs-Chargenanlage mit Filterpresse.

65 Jahre Drogerie Ladrière in Hägendorf

Früheste Zeugnisse bestätigen die Überlieferung, dass die Menschheit durch alle Zeiten und Kulturen Drogen als Heilmittel aus dem Tier- und im besonderen aus dem Pflanzenreich verwendete. Aus dieser Apotheke der Natur fanden Kräuter, Blüten, Wurzeln, Rinden, Harze, Schmalze, Fette in natürlicher oder zubereiteter Form als Heil- oder Genussmittel Anwendung. Alles war eine Frage der Dosierung. Der Lehrsatz «Die Dosis macht das Gift», hat seit Paracelsus unverändert Gültigkeit.

Es sind keine 400 Jahre her, als Conrad Gessner, seines Zeichens Zürcher Stadtarzt, der in unsern Tagen auf der 50-Franken-Note abgebildet ist und damit als bedeutender Gelehrter geehrt wird, seiner Klientel empfahl: «Den Meüßbiß heilt der Knoblauch aufgerieben.» Damit richtete er zumindest keinen Schaden an. Mit Verwunderung allerdings vernehmen wir vom gleichen Arzt die Anweisung, dass ein mit Weihrauch, Honig und gedörrtem «Meüßträck mit Bocksträck» vermischter Trank «den Stein der nieren und blasen zerbricht»; und aufs Haupt gestrichen vertrieb das Mittelchen die Schuppen und liess grad auch noch die Haare wachsen. Soweit Conrad Gessner 1613 in seinem «Thierbuch». Es mag ja sein, dass schon damals allein die Vorstellung von der Appetitlichkeit dieser Rezeptur die Nierensteine im Leib bersten und die Haare zu Berge stehen liess.

Vom wilden Handel mit Arznei zu anerkannten Drogerien

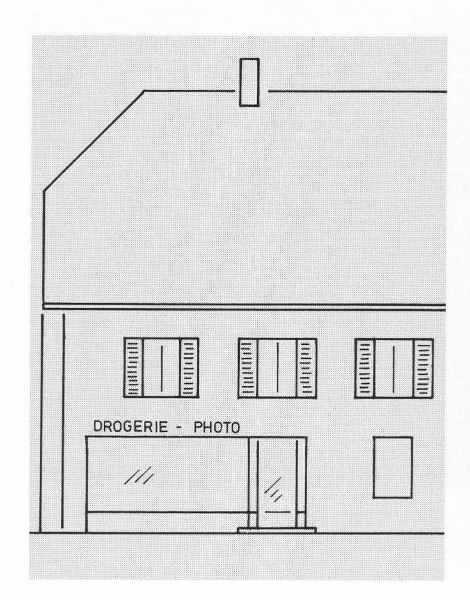
Man muss sich frühe Drogerien und Apotheken als Kleinhandelsbetriebe vorstellen, die erst nach und nach durch obrigkeitlich anerkannte Leistungen Konzessionen und Privilegien erwarben. Nebenher blühte auch ein wilder Handel mit Arzneimitteln durch heilkundige Landfahrer und Hausierer.

Die heutige geläufige Trennung zwischen Apotheke und Drogerie ist die Folge behördlicher Regelung, die im 19. Jahrhundert einsetzte, und die wohl im Lauf der Zeit immer wieder neu definiert werden wird.

Drogerie am Kirchrain

Am Ort, genauer im vormaligen Bonneteriehaus am Kirchrain, gab es in

1940 etablierte sich Aimé Ladrière an der Solothurnerstrasse im Haus des ehemaligen Postbüros.
1972 liess Peter Ladrière die Drogerie durch einen Anbau räumlich erweitern.





den dreissiger Jahren eine Drogerie Strahm, die zum Verkauf stand. Aimé Ladrière, von der Herkunft ein Romand, erwarb 1939 den Betrieb. Das Diplom hatte er in Neuenburg erworben, den Dialekt brachte er aus St. Gallen mit, wo er den Drogistenberuf erlernt hatte. Bevor er sich in Hägendorf niederliess, führte ihn sein beruflicher Weg durch verschiedene Betriebe der Ost- und Zentralschweiz. Als er in Hägendorf Fuss fasste, war er bestens gerüstet, um einen modernen Betrieb aufzubauen. Am Kirchrain hielt es ihn nicht lange. Getreu der Erkenntnis, dass ein Ladengeschäft zu den Kunden gehen muss, liess er sich im Zentrum nieder, unweit des damaligen Postbüros.

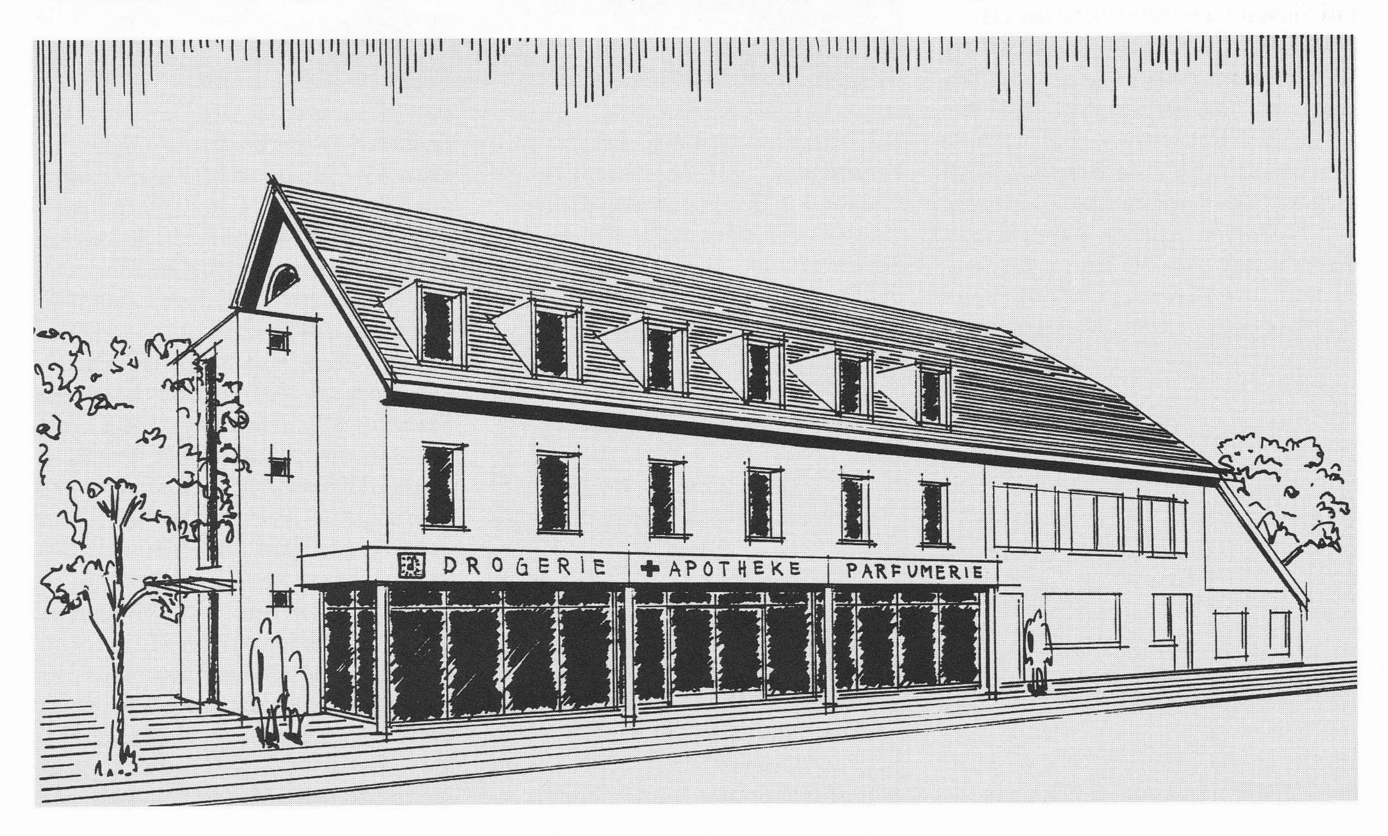
Ladi der Landarzt

Aimé Ladrière schuf aus der kleinen Drogerie nicht nur einen modernen Betrieb, zahlreiche angehende Drogisten verdanken ihm auch eine gute und zeitgemässe Ausbildung, vor allem aber erwarb er sich weit über die Dorfgrenzen hinaus den Ruf als Ladi der Landarzt. Das ist eine Auszeichnung der besonderen Art. Sie setzt Vertrauen voraus. Aufopferung und Liebe zum Beruf und zu den Mitmenschen, die ihm ihre Ängste, Nöte und Bresten klagten und denen er nach bestem Wissen und Gewissen half. 1972 übergab Aimé Ladrière das Geschäft seinem Sohn Peter, der es im selben Jahr durch einen Umbau beträchtlich erweiterte. Wer jahrzehntelang seinen Beruf mit Verstand und Herz ausgeübt hat, zieht keinen abrupten Schlussstrich: Vater Aimé Ladrière stand seinem Sohn Peter bis kurz vor seinem Ableben im Jahr 1990 mit Rat und Tat zur Seite.

Die Vision von der Apotheke

Nach dem Tod von Vater Aimé tat sich Peter Ladrière mit Heinz Felber aus Olten zusammen, um den Betrieb gemeinsam weiterzuführen. Peter Ladrière hat Ausbaupläne. Was anfänglich eine Vision war, steht kurz vor der Realisierung: Das bestehende Ladengeschäft wird baulich vergrössert, das Angebot soll um den Medizinalbereich erweitert werden. Das heisst konkret: Hägendorf verfügt in Zukunft über eine Apotheke. Das sei, gesteht Peter Ladrière, ein lang gehegter Wunsch, den er sich nun erfüllen wolle. Ein guter und bedeutsamer Entschluss, der über die dörflichen Grenzen hinaus in der Region eine Angebotslücke schliesst. Dabei soll der Drogeriebereich mit seinen kosmetischen und chemisch-technischen Produkten nicht zu kurz kommen, ganz im Gegenteil. Nach dem Ausbau steht Hägendorf und der Region ein eigentliches Gesundheitszentrum zur Verfügung, bestehend aus den Abteilungen Apotheke, Drogerie, Sanitätsartikel und Parfümerie, mit grosszügig gestalteten Verkaufsräumen.
Das Warensortiment der Hägendörfer Drogerie umfasst heute schon gegen 20 000 verschiedene Artikel. Das verlangt ein vertieftes Wissen über Herkunft, Herstellung und Eigenschaften der angebotenen Waren und Präparate. Nach wie vor aber steht die fachkundige Beratung der Kundschaft im Vordergrund.

Die Vision vom Gesundheitszentrum in Hägendorf. Architekturskizze.



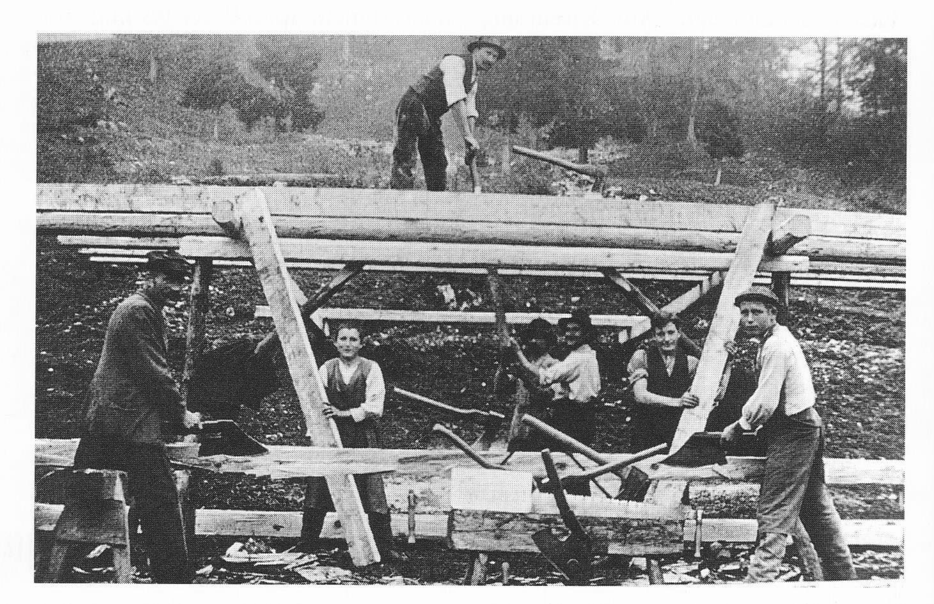
Vital Studer's Sohn AG Hägendorf

Vom traditionellen Handwerksbetrieb zum Holzrahmenbau

Geschichte und Tradition

Seit ihrer Frühzeit bauen Menschen Häuser in Holz. Diese «Behausungen» boten zunächst nur Schutz und wurden mit einfachen Werkzeugen gebaut. Seit dem Altertum und in grossem Umfang seit dem Mittelalter haben wir Zeugnisse höchster Vollendung im Holzbau. Diese Bauten wurden möglich durch das wachsende Verständnis für den Baustoff, durch das Weiterentwickeln von Handwerkzeugen, durch das Verfeinern von Verbindungstechniken. Nur durch hochqualifizierte Handarbeit, durch Verbindungen ausschliesslich aus Holz, durch liebevolle Gestaltung des Tragwerkes bis hin zum Detail, die den Bedingungen des Schutzes vor dem Wetter und den Bedingungen der Nutzung feinfühlig folgt, wurde diese Baukunst möglich. Das handwerkliche Können, der reichliche Einsatz menschlicher Arbeitskraft und die durch Generationen gewachsene Baukultur im Holzbau waren die entscheidenden Voraussetzungen.

Mitte des 19. Jahrhunderts zimmerte Thomas Studer in der Region Gäu verschiedene Objekte in traditioneller Bauweise. So überlieferte er das Handwerk seinem Sohn Vital. Dieser junge Mann, dem Zimmern sehr zugetan, begann 1898 selber zu «meisterieren», das heisst, er gründete die Firma Vital Studer in Oensingen. 1904 baute er in der Hegi in Oberbuchsiten sein erstes Wohn- und Geschäftshaus, welches er 1911 schon wieder verkaufte, da die wirtschaftliche Krise in der Region ihm keine Existenz mehr bot. So zog er mit seiner Familie nach Perrefitte im Berner Jura, wo die Gusswerke der Firma von Roll der Umgebung Einkommen sicherte. Vital Studer erstellte Lagerhallen und Einfamilienhäuser für die von Roll-Werke und deren Angestellte. In dieser Zeit begannen auch seine drei Söhne August, Armin und Pius ihren Vater tatkräftig zu unterstützen. Schon bald holte sie die wirtschaftliche Situation wieder ein, und das Heimweh nach dem Gäu bewog die ganze Familie, nach Oberbuchsiten zurückzukehren. 1921/22 bauten sie eine neue Werkstatt und ein Wohnhaus am Krähenbühl in Oberbuchsiten. 1948 konnte Vital Studer und seine Söhne die Liegenschaft von Eduard Kamber an der Ringstrasse in Hägendorf erwerben, wo 1952 Sohn August mit Familie hinzog. Fortan erfolgten die Geschäftstätigkeiten in diesen beiden Gemeinden. Während den folgenden Jahren entstanden viele Dachkonstruktionen für Scheunen, Kirchen, Ein- und Mehrfamilienhäuser. Sie sind Zeugen der Schaffenskraft der Firma. In den sechziger Jahren verstarben Vater Vital und Sohn Armin. Die beiden Brüder August und Pius führten nun den Betrieb unter dem Namen Vital Studer's Söhne bis zu ihrer Pensionierung 1975 weiter.



Handwerk im Berner Jura um 1920. Links Vital Studer, rechts August Studer.

Neue Gedanken und Ideen

Holz ist ein erneuerbarer, ökologischer Baustoff und entspricht damit einem dringenden Anliegen unserer Zeit. Doch auch im Holzbau wurde die menschliche Handarbeit mehr und

mehr unbezahlbar. Um trotzdem Bauten von hoher Qualität zu erstellen, musste man die Handarbeit durch Einsatz von Maschinen, serielle Fertigung, Systematisierung und Verwendung von Halbfabrikaten ersetzen.
Mit Dynamik und neuen Ideen übernahmen am 1. Januar 1975 Peter J. und Felicitas Studer den Holzbaubetrieb. Um den Anforderungen der neuen Produktionsmöglichkeiten zu genügen, erweiterten sie 1979 die Werkhalle.
Viele weitere Höhepunkte, wie Ausstellung eines Spychers bei der 500-Jahr-Feier an der SOLA in Olten, Sanierung der Aarebrücke Fulenbach–Murgenthal, Kunstinstallation «The three trees» im Architekturmuseum Basel, Um- und Anbau Säliloch Dulliken (unter eidg. Denkmalschutz stehende Baute), Neubau der Dünnernbrücke Oensingen, prägten die innovative Geschäftsführung.
Im Winter 1987/88 entstand aus dem «Häuminihuus» an der Hausmattstrasse das Bürogebäude, welches mit der modernen lichtdurchfluteten Architektur neue Konzepte und Möglichkeiten im Holzbau manifestiert.
Zukunftsorientiert und auf der Suche nach weiteren zeitgemässen Bauformen begann Peter J. Studer in den neunziger Jahren mit der Entwicklung von Systembauten. Die Planung und Ausführung von Holzrahmenbauten entwickelte sich zusehends zu einem sehr gebräuchlichen Bausystem.
Vielfach entspricht das äussere Erscheinungsbild dieser Häuser nicht der Art der Holzhäuser, wie wir sie gewohnt sind. Das Traggerippe wird beim Rahmenbau innen und aussen vollständig verkleidet. Die Aussenwandverkleidungen bestehen meist aus Holzwerkstoffplatten oder aus Massivholz. Als Innenwandverkleidung dienen Holzwerkstoff- oder Gipsfaserplatten, die weiss verputzt oder auch tapeziert werden.
In der Folge fand dieses Bausystem immer mehr Anklang bei Architekten und Bauherren. So produzierte die Firma im Jahre 1994 bereits acht Häuser im eigenen System. Vom einfachen Anbau an ein bestehendes Haus über das Einfamilienhaus bis zum Werkhallenbau ist alles machbar. Da der grösste Teil der Arbeit in der Werkstatt bewältigt wird, war es auch möglich den Aktionsradius zu erweitern.

Der Holzrahmenbau

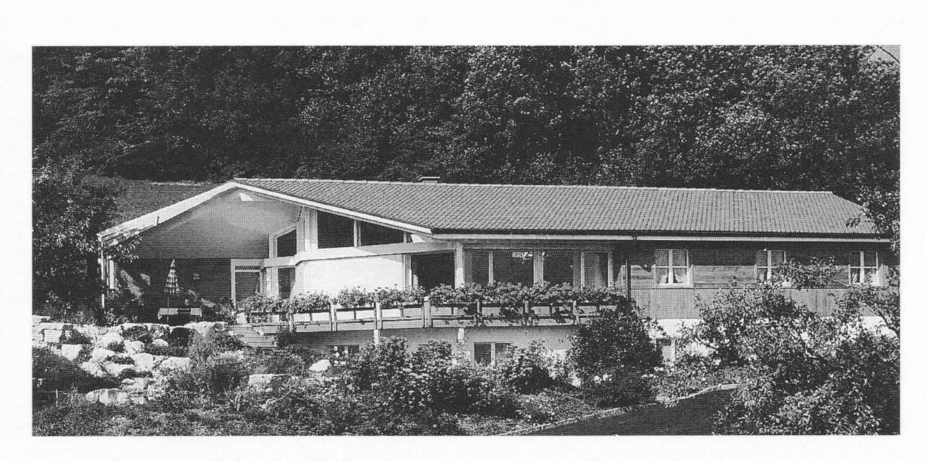
Der Holzrahmenbau ist ein standardisiertes Bausystem. Die Elemente werden in einem Holzverarbeitungsbetrieb nach Plan vorfabriziert. Das Gerippe besteht aus Bohlen 5 x 10 cm bzw. 5 x 15 cm, die zu Rahmen zusammengefügt werden. Die Aussteifung des Gebäudes wird durch das Verkleiden der Rahmen mit Holzwerkstoffplatten (Sperrholz) oder Gipsfaserplatten erreicht, die zugleich auch die innere Wandverkleidung bildet. Durch die Stabilität dieser Grundkonstruktion und ihrer Wirkung als Platte, und nicht als einzelne Balken und Stützen, lassen sich selbst grössere Öffnungen ausserhalb der Achsmasse realisieren.
Durch den Einbau von 150-mm-Traghölzern ist auch das Mass der Ausfachung durch 150 mm dicke Dämmplatten oder der Ausflockung mit Zellulosefasern bestimmt.
Dieser Aufbau der Wandkonstruktion erreicht einen k-Wert (Wärmedurchgangskoeffizient) von unter 0,3 W/m^2 K und erfüllt damit die Anforderungen des Energiegesetzes.



Das firmeneigene Bürogebäude an der Hausmattstrasse in Hägendorf, erbaut 1988.

Die äussere Verkleidung sollte nach Möglichkeit hinterlüftet sein. Allfällige Kondensatbildung kann auf diese Weise vermieden werden. Als Verkleidung kommen alle wettertauglichen Materialien in Frage, der gestalterische Freiraum ist entsprechend sehr gross. Aus Gründen der Ökologie und der Systemgerechtigkeit bietet sich aber auch im Aussenbereich der Einsatz von Holz oder Holzwerkstoffen an. Sie werden durch deckende Oberflächenbehandlungen dauerhaft geschützt oder, wenn geeignete Holzarten gewählt werden, roh belassen.

Ein modernes Haus in Holzrahmenbauweise in Oensingen, Baujahr 1991.



Das Schweizer Buchzentrum in Hägendorf



1994 feierte das Schweizer Buchzentrum (BZ) ein Jubiläum, nämlich die 20jährige Tätigkeit im modernen Distributionszentrum in Hägendorf. Vor dieser Zeit war das BZ in Olten zu Hause. 500 Gäste aus dem In- und Ausland feierten das Jubiläum. Offiziell eingeweiht wurde gleichzeitig auch eine neue computergesteuerte Förderanlage.

1882 in schwieriger Zeit gegründet, ist das Buchzentrum heute mit rund 150 Millionen Umsatz grösster helvetischer Zwischenbuchhandelsbetrieb und älteste gewerbliche Einkaufsgenossenschaft der Schweiz: 350 Mitglieder halten gegenwärtig ein Anteilschein-Kapital von 9,5 Millionen Franken.

Als wichtigster Bücher-Grossist in der Schweiz vertreibt das Buchzentrum ein umfassendes Titelangebot aus über 2000 Verlagen. Zusätzlich ist es Alleinauslieferer für zur Zeit 330 in- und ausländische Verlage.

Auf 18 000 Quadratmetern Lagerfläche und 3000 Palettenplätzen lagern 170 000 verschiedene Buchtitel – insgesamt zwischen dreieinhalb und vier Millionen Exemplare.

Zu den Kunden des BZ gehören alle Buchhandlungen in der ganzen Schweiz, aber auch Geschäfte wie Papeterien und Spezialgeschäfte, welche Bücher verkaufen.

So schnell wie die Buchbranche erfüllt wohl keine Branche die Wünsche ihrer Kundschaft. Ein lieferbares Buch, heute bis 14.30 Uhr bestellt, liegt morgen in der Buchhandlung bereit: Von Arbon bis Zweisimmen. Täglich verlassen das BZ rund 50 000 Bücher – insgesamt 20 Tonnen. Täglich beliefern Camions 500 Verkaufsstellen, spediert die Post rund 800 Pakete.

Möglich ist dies dank einem ausgeklügelten Bestell- und Verteilsystem. Seit zehn Jahren existiert im Verbund der Zwischenhändler und Sortimentsbuchhandlungen ein elektronisches Kommunikationssystem via Datamail. Auf dieser Ebene ist die Titeldatenbank der im Buchzentrum lagernden Bücher dem Händler verfügbar auf CD's als Bibliografier- und Bestell-Workstation. Heute bestellen bereits

über 300 Buchhandelsbetriebe auf elektronischem Weg.
Eine der letzten Innovationen heisst «schrankfertige Belieferung» – eine noch kostengünstigere, rationalisierende Bestell- und Lieferbündelung für den Händler. Das BZ offeriert diese Leistung als bisher einziger Zwischenbuchhandelsbetrieb im In- und Ausland. Integrierte Warenwirtschaft in Bestellung und Lieferung ist wichtige Grundlage, entscheidender jedoch der Abruf ab einem Grosslager.

Das Schweizer Buchzentrum geht nicht nur technisch-logistisch mit der Zeit: Der Umsatz mit neuen Medien (Video, MC, CD) hat sich innert Jahresfrist um ein Mehrfaches erhöht. Ziel des BZ ist es, auch hier für den Buchhandel Marketing- und Distributionsstrukturen einzurichten, damit er rechtzeitig auch in diesen Wachstumsmarkt einsteigt.
Der gesamte Service, der vom Schweizer Buchzentrum angeboten wird, wird von rund 300 MitarbeiterInnen bewerkstelligt. Diese kommen aus den verschiedensten Ausbildungsrichtungen. Im Einkauf und Verkauf sowie in der Administration und Logistik beschäftigt das BZ sowohl kaufmännisch, buchhändlerisch wie logistisch ausgebildetes Fachpersonal, aber auch berufsfremde und angelernte MitarbeiterInnen sind im Unternehmen tätig.
Das BZ besitzt für den Schweizer Buchhandel einen sehr grossen Stellenwert. Dank modernster Infrastruktur und hohem Erfahrungsstandard hält das Schweizer Buchzentrum mit der Entwicklung Schritt, um auch in Zukunft seine Zielsetzung als modernes Distributionszentrum optimal erfüllen zu können.

Die Tochtergesellschaften

Zum Buchzentrum gehören drei Tochtergesellschaften. Die wichtigste davon ist die 1970 gegründete Buch Shopping AG mit heute neun Filialen. Ihr Zweck: Eröffnung und Übernahme von Buchverkaufsstellen in Einkaufszentren und City-Lagen, sofern kein Buchhändler dazu bereit ist. Die Buch-Shopping hat 1991 auch die Meili AG übernommen, eine traditionsreiche Buchhandlung in Schaffhausen.



Auf zwei Lagerebenen befinden sich zweiundzwanzig Kommissionier-Rayons. Sie sind untereinander mit einer Boxen-Förderanlage von 1070 Metern Länge verbunden.

Vogt Strassenbau AG – der vielseitige Partner

Wer kennt es nicht, das Vogt-Logo: schwarzumrandeter Schriftzug auf gelbem Grund. Dieses Signet steht für die ganze Firmengruppe Vogt, die ein weitreichendes Segment in der Palette von Tätigkeiten innerhalb der Baubranche abdeckt. Die bedeutendsten Teilgebiete umfassen den Strassen- und den allgemeinen Tiefbau, Abbruch, Aushub und Sprengungen, Pflästerungen sowie den Gas- und Wasserleitungsbau. In Gunzgen wird Heissmischgut hergestellt und Asphalt-Granulat wiederaufbereitet und in Neuendorf Kies abgebaut. Als jüngstes Kind entsorgt Vogt für alle Gemeinden der Region Olten-Gösgen-Gäu Altglas und bereitet dieses zu Glassand auf.

Die Gründung der Firma mit Sitz in Olten reicht zurück ins Jahr 1947. Ernst und Walter Vogt gaben ihrer Unternehmung den Namen Gebrüder Vogt Strassenbau. Begünstigt durch das anhaltende Anwachsen des motorisierten Verkehrs der Nachkriegsjahre, vor allem aber durch unermüdlichen Fleiss und Einsatz entwickelte sich das Unternehmen erfreulich rasch.



Einsatz auf der N2 im Baselbiet: Belagserneuerungen auf Nationalstrassen erfordern einen vielseitigen und kapitalintensiven Maschinenpark.

Beste Qualität, vernünftiger Preis

Diese aus der Gründungszeit hergeleitete Devise hat der Unternehmung bald zu einem guten Namen verholfen. Die Firma Gebrüder Vogt wurde ein zuverlässiger Baupartner: Solides Handwerk, gepaart mit Ehrlichkeit und hohem technischem Know-how wurden zum Markenzeichen der Gebrüder Vogt. Diesen Prinzipien ist die Unternehmung ein halbes Jahrhundert lang treu geblieben, und sie ist damit gut gefahren. Aus bescheidenen Anfängen ist inzwischen ein Unternehmen geworden, das in der Region beachtliches Ansehen erreicht hat.

Struktur und Organisation heute

Das Wachstum des Hauses der Gebrüder Vogt aus Olten verlangte mit der Zeit strukturelle und organisatorische Anpassungen. Heute präsentiert sich die Firmengruppe wie folgt:

Die Vogt Holding AG mit Sitz in Olten hat die Aktienmehrheit der Niederlassungen in Olten, Wangen, Obergösgen, Egolzwil LU, Hägendorf und Oensingen.

In Gunzgen betreibt sie die Heissmischgut-Aufbereitungsanlage und in Neuendorf die Vogt Kies AG. Zudem hat sie an der KBTA Kies-, Beton- und Teerasphalt AG in Gunzgen eine 50-Prozent-Beteiligung, und sie hat in allen genannten Orten Steuerdomizile.

Mensch und Arbeit

Seit jeher war die Geschäftsleitung bestrebt, gutes Personal zu beschäftigen. Heute finden etwa 80 Angestellte ihr Auskommen bei der Vogt Strassenbau AG. Dem technischen Kader, alle mit Diplomabschlüssen als Baumeister, Techniker oder Ingenieure, steht eine gut ausgebaute kaufmännische Abteilung für Führungsaufgaben und administrative Arbeiten zur Seite. Seriös ausgebildete Poliere und Vorar-

beiter stehen mit den Spezialisten, Maschinisten und den Hilfsarbeitern an der Front, um speditive Qualitätsarbeit zu leisten. Die rückwärtigen Dienste tragen Sorge, dass Hunderte von Geräten, Maschinen und Fahrzeuge funktionstüchtig bleiben.
Hinter jedweder Technik steht der Mensch, das weiss man bei Vogt, und es ist Teil der Geschäftsphilosophie, den Angestellten soviel Freiheit als möglich zu geben, um die persönliche Verantwortung und Entfaltung zu stärken. Jeder, der im Unternehmen Führungsverantwortung mitträgt, ist am Erfolg beteiligt. Für das höhere Kader wurde bereits vor Jahren mit einem selbstentwickelten Modell die direkte Mitbestimmung eingeführt. Zwei Pensionskassen sorgen seit langem dafür, dass die sozialen Belange der gesamten Belegschaft gut abgedeckt sind.

Technik und Umweltschutz

Die rasant fortschreitende Technik hat auch im Strassen- und im Tiefbau zu grössen Veränderungen geführt. Immer grössere, effizienter arbeitende, aber auch entsprechend teure Maschinen verdrängen unaufhaltsam die Handarbeit. Grosse Investitionen und Abschreibungen sind nötig geworden, um technisch und wirtschaftlich dem Rationalisierungsdruck standzuhalten. Die Belagsaufbereitungsanlage mit Paralleltrommel für Recyclingbeläge wird laufend den Erfordernissen der Technik und des Umweltschutzes angepasst. In vielen Bauobjekten der Region haben Vogt-Teams massgebend zum guten Gelingen beigetragen, und es gelangen tagtäglich Materialien zum Einsatz, bei denen Vogt mitbeteiligt ist. Die Vogt-Mitarbeiter können, wenn es sein muss, «Berge versetzen»; sie erledigen aber auch kleinere Arbeiten mit der gleichen Aufmerksamkeit.
Die Mitarbeiter der Vogt-Firmen sind Profis. Sie sind Fachleute auf ihrem Gebiet.
Langjährige Erfahrung und die Anwendung neuster Technik ergeben eine Leistung, welche dafür sorgt, dass der Name Vogt auch in Zukunft ein Markenzeichen bleibt.

Werkplatz Gunzgen:
Asphalt- und Glaslagerplätze für die Aufbereitung von Sekundär-Baustoffen. In der Bildmitte rechts die dazugehörigen Brechanlagen.



Malerwerkstätte Robert Flury

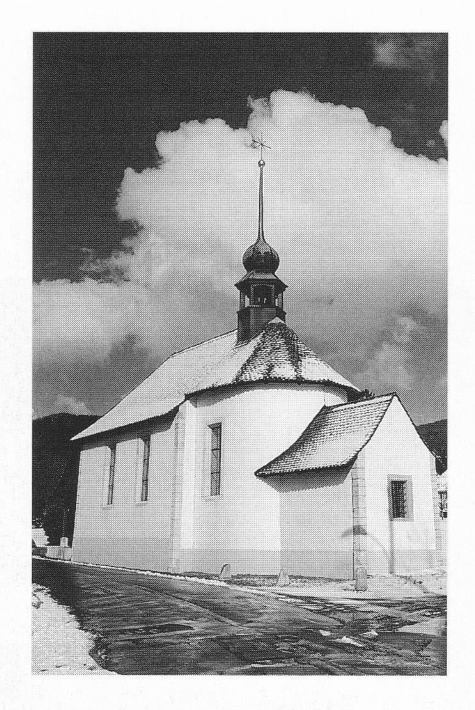
«Erhalte das Alte, aber kenne das Neue»

Geht man durch Hägendorf, trifft man etliche jüngere und ältere, grössere und kleinere Gebäude, deren äusseres Erscheinungsbild durch die Arbeit der Maler Flury geprägt ist. Was Vater oder Sohn innen gestrichen, tapeziert – renoviert haben, wissen vor allem die Kunden. Früher war es Vater Emil, seit 1969 führt Robert Flury den Betrieb.

Geschichte

1957 gründete Emil Flury das Geschäft und arbeitete mit bescheidenen Mitteln. In seinem Haus an der Oltnerstrasse richtete er eine kleine Werkstatt und eine Farbküche ein. Schreibmaschine, Telefon, Fahrrad mitsamt Anhänger bildeten die Infrastruktur. Initiative, Zuversicht und Geschick waren sein Kapitel. Für Maler, welche «hoch hinaus» wollten, war es damals noch üblich, die Gerüste selbst zu erstellen. Mit den Mitteln, die zur Verfügung standen, war dies zuweilen ein nicht leichtes und nicht gefahrloses Unterfangen. Der Bauer in der Nachbarschaft half jeweils beim Transportieren des Gerüstmaterials… Emil Flury konnte während der ganzen Zeit seiner Geschäftstätigkeit mehrere Maler beschäftigen. Am Mittagstisch der grossen Familie fand selbst sein Freund und Mitarbeiter Carl Bühler Platz.

1969 verunglückte Emil Flury beim Kirschenpflücken tödlich. Sohn Robert, eben 22 Jahre alt, übernahm den väterlichen Betrieb. Es war der sprichwörtliche Sprung ins kalte Wasser, 1972 bis 1973 bildete er sich zum eidgenössisch diplomierten Malermeister weiter und schaffte damit das Fundament für eine solide Betriebsführung. Die Meisterprüfung erlaubt es ihm auch, junge Frauen und Männer zu Malerinnen und Malern auszubilden.



Laurenziuskapelle Rickenbach.

1980 bezog er mit seiner Familie den Neubau an der Grossmattstrasse. Die an das Wohnhaus angegliederte Werkstätte ist grosszügig ausgestattet und zeitgemäss eingerichtet.

Betrieb heute

Robert Flury betreibt heute einen kleinen, modernen Handwerksbetrieb. Er arbeitet mit zwei Mitarbeitern und einer Lehrtochter oder einem Lehrling. Es war seit jeher seine Absicht, die Tradition des Kleinbetriebs zu erhalten. Dabei ist die Mitarbeit der Ehefrau kaum wegzudenken. Auch liegt ihm viel an der treuen Privatkundschaft, die er vom Vater übernommen und deren Kreis er erweitert hat. So trifft man ihn vorwiegend im Dorf und in der Umgebung von Hägendorf an der Arbeit. Neben dem ökonomischen Aspekt der kurzen Arbeitswege, gefällt es ihm auch, in seiner vertrauten Umgebung zu wirken. Er pflegt sein Handwerk, fühlt sich seiner Kundschaft verpflichtet und legt Wert auf einen guten Kontakt. Selbstrenovierende Kunden berät er gerne bezüglich Fertigung und Material. Seine fachliche Kompetenz hat es ihm schon mehrmals ermöglicht, mit dem Denkmalschutz oder dem kantonalen Hochbauamt zusammenzuarbeiten.

Die Erhaltung und Förderung des Berufsstandes und die Pflege des Berufsbildes liegen ihm am Herzen. Dafür arbeitet er, unter anderem, in einer Erfahrungsgruppe mit. Er engagiert sich für – und wirkt mit in der Berufsbildung. Qualität ist ihm wichtiger als Quantität. Trotzdem ist er ein flexibler, leistungsfähiger Unternehmer. Er hat sich den Anforderungen der heutigen, kurzlebigen Zeit gestellt und sich bisher tadellos behauptet. Seine offene, zugängliche Geschäftsphilosophie ermöglicht ihm die Zusammenarbeit mit den anderen einheimischen Malergeschäften, wenn es gilt, grosse Projekte zu realisieren.



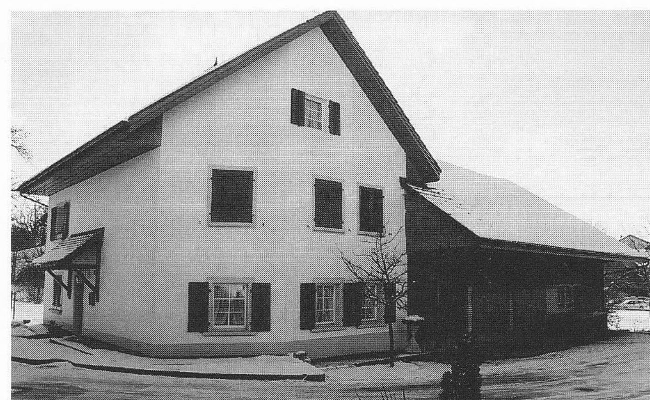


Bild oben:
Praxis Dr. E. Künzi, ehemals
Dr. F. Knecht, Hägendorf.
Bild oben rechts:
K. und W. Flury, Eigasse, Hägendorf.

Die Malerwerkstätte Flury verwendet, wo immer möglich, umweltschonende und menschenfreundliche Materialien, welche den heutigen Qualitätsansprüchen auch bezüglich Farbechtheit und -beständigkeit gerecht werden. Auch bei der Entsorgung von Resten oder Abfall wird dem Umweltgedanken Rechnung getragen.
Robert Flury hat sich mit seinem Betrieb etabliert, dank Sorgfalt, geschäftlichem und handwerklichem Geschick und der Fähigkeit, den Herausforderungen der Zeit mit Qualitätsarbeit entgegenzutreten.

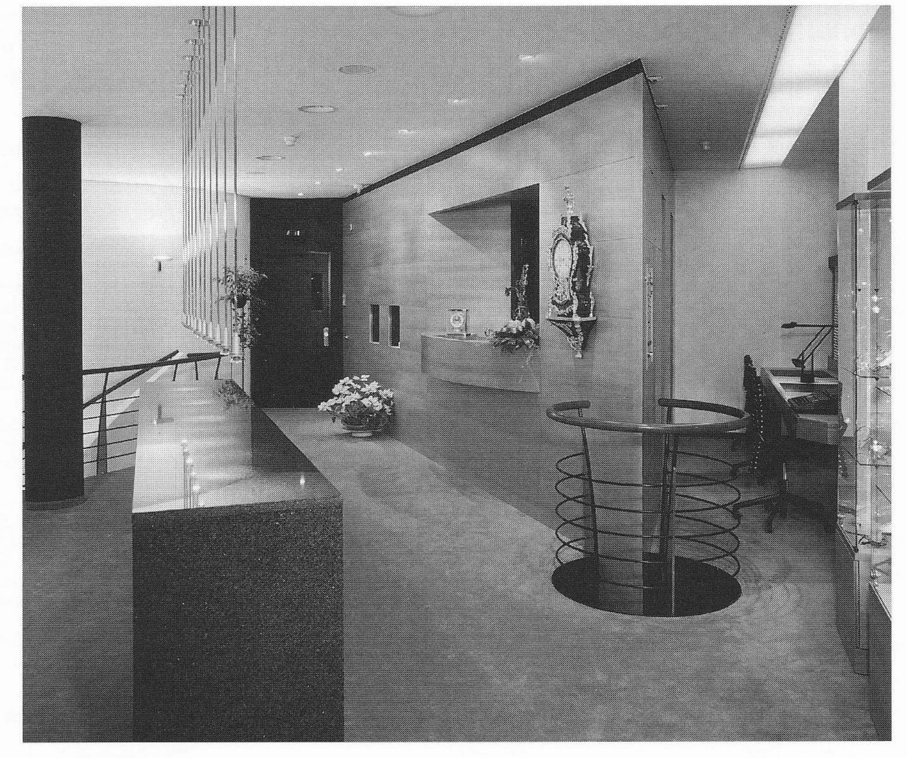


Bild rechts:
Bijouterie Maegli, Olten.



M. Flury, Oltnerstr. 11, Hägendorf, ehemals Werkstätte Emil Flury.



Malerwerkstätte Robert Flury, Grossmattstr. 1, Hägendorf.

Quellenverzeichnis – Abkürzungen

VVH und die Tüfelsschlucht 1926
Seiten 11–20

- Oltner Tagblatt 14.10.1902; 23.6.1926; 24.6.1926; 28.6.1926; 10.7.1926; 15.2.1927; 27.6.1927; 28.6.1927; 12.7.1928; 14.7.1928
- StASO RM 1926, RRB, Protokoll Nr. 2245, 23.6.1926, Wasserkatastrophe
- «Solothurner Schreibmappe», 1927, Die Hochwasser-Katastrophe im Thal und Gäu
- «Dr Schwarzbueb», Solothurner Jahr- und Heimatbuch, 1927: Die Hochwasserkatastrophe vom 22. Juni 1926
- Technischer Bericht des Kreisförsters G. Siebenmann vom 11. Januar 1927 über die Renovationsarbeiten
- Verträge des VVH vom 29.4.1927 und vom 3.5.1927 mit den Hägendörfer Unternehmern über die Ausführung der Bauarbeiten
- Vertrag des VVH 3.5.1927 mit Forstingenieur Edmund Burki über die Oberaufsicht über die Renovationsarbeiten
- Brief des Kreisförsters G. Siebenmann vom 3.9.1929 an den Präsidenten des VVH über die Abrechnungen der Unternehmer
- Bericht von Forstingenieur Edmund Burki vom 10.11.1027 über die Bauarbeiten in der Teufelsschlucht Hägendorf
- Protokolle der Vorstandssitzungen, Ausschusssitzungen und Generalversammlungen des VVH vom 1.7.1926; 26.7.1926; 19.5.1927; 3.6.1927; 7.10.1927; 24.11.1927; 13.3.1928; 24.3.1928; 19.6.1928; 24.6.1928; 29.6.1928; 5.7.1928; 28.7.1928
- Summarische Berichte von Dr. Fritz Stutz vom 3.6.1927 über die Vorarbeiten zur Wiederherstellung der Schlucht

Die Geologie der Tüfelsschlucht
Seiten 21/22

- Delhaes, W. und Gerth, H.: Geologische Beschreibung des Kettenjuras
- Kehrer, Ludwig, Geologie von Olten und Umgebung, 1922
- Schweizerische Geologische Kommission, Geologische Karte der zentralen Nordschweiz Nr. 121, 1984
- Wiesli, Urs, Geographie des Kantons Solothurn, Kant. Lehrmittelverlag, Solothurn, 1969

Hägendörfer Vereinsfahnen
Seiten 23–34

1. Wallner, Thomas, Geschichte des Kantons Solothurn 1831–1914, IV.1 Solothurn, 1992, S. 39 ff
2. Sigrist, Hans A., 75 Jahre Männerchor Liederkranz Hägendorf, Festführer 1975
3. Bewaffnung und Ausrüstung der Schweizer Armee seit 1870, Handfeuerwaffen System Vetterli, Verlag Stocker-Schmid, Dietikon 1970
4. Galliker, Joseph Melchior, in: Jahrbuch 1973, Schweizer Archiv für Heraldik «Die Entwicklung einer Vereinsfahne innerhalb eines Jahrhunderts»
5. Wallner, Thomas, Geschichte des Kantons Solothurn 1831–1914, IV.1, Solothurn, 1992, S. 222 ff
6. Wimmer, Otto, Kennzeichen und Attribute der Heiligen, Tyrolia-Verlag, Innsbruck-Wien 1983

Das Lehen im Wuest
Seiten 43–53

1. Wiesli, Urs, Geographie des Kantons Solothurn, Solothurn 1969, S. 148 ff
2. Amiet/Sigrist, Solothurnische Geschichte 2, Solothurn 1976, S. 577
3. StASO RM 54 A.296, 1554
4. Hofer, Paul, Das vergessene Berkiswil, Heimat und Volk 1961, S. 9 ff
5. Meyer, Erich, Der Allerheiligenberg und seine Kapelle, Jurablätter 1987 S. 49 ff
6. StASO Buchburg-Schreiben 10, 14.9. 1680
7. StASO Concepten, 18.9.1680
8. StASO Lehenbuch Falkenstein und Bechburg VI.959 ff
9. StASO Buchburg-Schreiben 12, 22.2.1693
10. StASO Buchburg-Schreiben 13, 5.4.1704
11. StASO RM 207.31, 16.1.1704
12. StASO RM 208.361 f, 22.5.1705
13. StASO Vogtrechnungen 66. 269
14. StASO Lehenbuch Falkenstein und Bechburg VI.968 ff
15. StASO Lehenbuch Falkenstein und Bechburg VI.972 ff
16. StASO Buchburg-Schreiben 21, 25.4.1759
17. StASO Lehenbuch Falkenstein und Bechburg VI.974 f
18. StASO Plan und Marchbeschreibung BH 3,5
19. StASO Lehenbuch Bechburg VIII.84 ff
20. StASO RM 283.242, 1780
21. StASO Plan und Marchbeschreibung B9,2/BH 3,13
22. EGAHä GVP 28.10.1838
23. EGAHä Grassteigerung im Wuest, Schulhefte
24. EGAHä GRP 19.4.1869
25. EGAHä GVP 28.12.1862
26. StASO Plan H 53
27. BGAHä BGRP 1.4.1849 / 22.6.1851
28. BGAHä Forstprotokoll 4.7.1862
29. BGAHä BGRP 13.5.1941
30. BGAHä BGRP 1.8.1943 / 29.8.1943
31. BGAHä BGRP 24.6.1947
32. BGAHä BGRP 17.6.1949
33. BGAHä BGRP 7.7.1949
34. BGAHä BGRP 31.5.1950
35. BGAHä BGRP 26.6.1950
36. BGAHä BGRP 6.7.1950
37. BGAHä BGRP 21.8.1950
38. BGAHä BGRP 3.10.1950
39. BGAHä BGRP 30.11.1955 / 13.2.1951
40. BGAHä BGRP 23.5.1951 / 19.6.1951
41. BGAHä BGVP 5.11.1951
42. BGAHä BGRP 3.5.1961 / 6.9.1961
43. BGAHä BGRP 17.11.1961
44. BGAHä BGRP 5.1.1962
45. BGAHä BGRP 17.11.1961, 13.4. / 4.5.1962
46. BGAHä BGRP 1.2.1963
47. BGAHä BGRP 27.8.1965
48. Archiv Kreisforstamt VI Olten

Die Auswanderung nach Amerika
Seiten 54–62

1. Schelbert, Leo, Einführung in die schweizerische Auswanderungsgeschichte der Neuzeit, Verlag Leemann Zürich, 1976, S. 53
2. Sigrist, Hans, Solothurner in Amerika in früheren Zeiten, in: Lueg nit verby, 1977, S. 88 ff
3. Häfliger, Dr. E., Die Auswanderung nach Amerika in den 50er Jahren des 19. Jh. mit spezieller Berücksichtigung des solothurnischen Gäus, in: Historische Mitteilungen, Monatsbeilage zum Oltner Tagblatt, Nr. 4, 5, 6, 1909
4. Hofer, Paul, in: Der Morgen, Olten, Nr. 80, 81, 83, 1959
5. Roetheli, Joe, Springfield (Virginia, USA), diverse Unterlagen über die Roetheli History, zur Verfügung gestellt von Max Rötheli
6. Informationen von Heidi und Kurt Mahler, zuständig für die Betreuung der Asylbewerber in Hägendorf
7. Brief des Eduard Nünlist, Louisville (Kentucky, USA), 1907
8. Arnold, Klemens, Der Anteil Solothurns an der schweiz. Brasilienauswanderung 1819, in: Jb. sol. Gesch. 1968, S. 375/376
9. EGA Hä. GRP 26.2.1854

Haus im Dornröschenschlaf
Seiten 63–71

- In den Quellen finden sich die Schreibweise «Flury» und «Fluri» für die gleiche Familie. Da die letztgenannte Version überwiegt, ist diese im obigen Text konsequent übernommen worden. Heute schreibt sich das in Hägendorf heimatberechtigte Geschlecht «Flury»

1. EGAHä Sterberegister I (1836–1864)
2. EGAHä Grundbuch der Gemeinde Hägendorf 1824. GB Nr.18/19/20/280/282
3. StASO Inventare Hägendorf 1831–1838
4. EGAHä Bürgerfamilienregister I Blatt 37/46
5. EGAHä Grundbuch der Gemeinde Hägendorf 1824: GB Nr. 282
6. StASO RM 1808, 307.988 Baugesuch des Josef Kellerhals
7. StASO RM 1813, 312.95
8. Gesetzessammlung 1804: Verordnung vom 5. Juli, S. 133
9. Strohmeier, U. Peter, Historisch-geographisch-statistisches Gemälde der Schweiz, 10. Heft, Der Kanton Solothurn, 1836, S. 96
10. EGAHä GRP 1.32
11. Gesetzessammlung Kt. Solothurn: Beschluss vom 1.8.1813, S. 35 f
12. Gesetzessammlung Kt. Solothurn: Beschluss vom 27.9.1813, S. 48
14. Grundversicherte Anweisung 24.11.1902
13. StASO Steigerungen Amtei Olten 1861–1862 Nr. 20

Die Herkunft der Hägendörfer Kellerhals
Seiten 77–84

1. Hist.-Biograph. Lexikon der Schweiz: Kellerhals; sowie Familiennamenbuch der Schweiz II, d. Aufl., zu Kellerhals; ferner Schreiben der Schweiz. Gesellschaft für Familienforschung an Adolf Kellerhals v. 19.1.1985
2. Kellerhals, Peter U., Richterswil, Stammbaum Familie Kellerhals von Niederbipp 1514–1984. Eine Ausfertigung dieses Stammbaumes ist im Besitz von Adolf Kellerhals
3. Baumgartner, Rudolf, Das bernisch-solothurnische Urbar von 1434, Solothurn 1938
4. Hist.-Biograph. Lexikon der Schweiz, VII, 1934: Die Wappenrolle von Zürich ist eine einzigartige Sammlung von Wappen von 559 Herrschern oder Ländern und Dynastien des Landadels von Süddeutschland und der Schweiz und von 28 Erzbistümern und Bistümern, die um 1340 entstanden und von unbekannter Herkunft (vermutlich St. Gallen, Pfäfers oder Konstanz) ist
5. Grob, Fritz, Zunamen in solothurnischen Gemeinden und ihre Bedeutung für die Namenkunde: JsolG, 1958, 53
6. StASO Vogtrechnung Gösgen 1531, 79.277: Kellerhals Kuni von Wysen zahlt als Neubürger 2 lb. (2 Pfund)
7. StASO RM 1514, 4.234
8. StASO RM 1542, 263
9. StASO RM 1569, 73.451; dazu Vogtrechnung Falkenstein 1570, 49.214
10. StASO RM 1569, 73.450; dazu Vogtrechnung Falkenstein 1570, 49.214
11. StAO 1. Hägendörfer Pfarrbuch, 1580–1604, Eintragungen ab September 1592–1604; StASO 3. und 4. Hägendörfer Pfarrbuch. Das 2. Pfarrbuch ist verschollen
12. StAO Jahrzeitbuch Hägendorf ab 1491, Perg. Blatt 35 verso/Mitteilungen von Stadtarchivar M. E. Fischer; die Jahrzeiten fallen also in die Zeit um 1590
13. StASO RM 1548, 45.636
14. StASO RM 1548, 112; RM 1547, 105; RM 1546, 42.100; RM 1538, 29.347
15. StASO RM 1577, 81.122
16. Studer, Charles, Die Rechtsquellen des Kantons Solothurn, Von den Anfängen bis 1434, S.461, 517 f
    Studer, Charles, Die Rechtsquellen des Kantons Solothurn, 1435–1604, 1987, Sachregister, sowie S. 264, 284f.
    Schweizer Idiotikon III, Spalte 484
    Walliser, Peter, Das Stadtrecht von Olten, S. 161, 162, 163
17. Walliser, Peter, Das Stadtrecht von Olten, a.a.O.
18. Pfarrbücher Trimbach ab 1619
19. Staatskalender ab 1803
20. JbsolG 1941, 232; JbsolG 1979, 100 Urs Kellerhals als Seckelmeister (?) 1800; Altes Gemeindegrundbuch Hägendorf
21. Pfarrbuch/Bürgerregister Hägendorf; Staatskalender ab 1882; Kirchensätze III. 167; persönliche Informationen
22. Pfarrbücher Oensingen und Hägendorf; Altes Gemeindegrundbuch Hägendorf
23. Altes Gemeindegrundbuch Hägendorf
24. EGAHäg Bürgerregister Hägendorf
25. Soloth. Gesetzessammlung 2, 1804, dort Beschluss v. 7. Christmonat 1804 zu «Ungeprüften Aerzten untersagtes Practizieren» (sc. Tierärzte inbegriffen)
26. Altes Gemeindegrundbuch Hägendorf

Abkürzungen

AK	Auswanderungs-Kommision
BGAHä	Bürgergemeinde-Archiv Hägendorf
BGRP	Bürgergemeinderatsprotokoll
EGAHä	Einwohnergemeinde-Archiv Hägendorf
GR	Gemeinderat
GRP	Gemeinderatsprotokoll der Einwohnergemeinde Hägendorf
GV	Gemeindeversammlung
GVP	Gemeindeversammlungsprotokoll der Einwohnergemeinde Hägendorf
JbsolG	Jahrbuch für solothurnische Geschichte
RM	Ratsmanual
StAO	Stadtarchiv Olten
StASO	Staatsarchiv Solothurn

